misc. Bibliothek
33 u - 1847, 113

Digitized by Google

Bibliothek

der

Länder- und Völkerkunde.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von

Dr. W. Stricker.

Erstes Heft:

Mexico

von

Dr. W. Stricker.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die

Republik Mexico

nach den

beſten und neueſten Quellen

geſchildert

von

Dr. W. Stricker.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Republik Mexico.

Von

Dr. W. Stricker.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Abſchnitt.

Geſchichte.

Das älteſte Volk, welches als ein wanderndes Heer nach Anahuac (der älteſte Namen für Merico) kam, war das der Tolteken, die 596 n. Chr. aus dem Lande Tollan, nordweſtlich von Merico, ausgetrieben worden waren. An jedem Orte, wohin ſie kamen, hielten ſie ſich nicht länger auf, als es ihnen gefiel und als ſie Lebensunterhalt fanden. Entſchloſſen ſie ſich länger zu verweilen, ſo richteten ſie Wohnungen ein, ſäeten Getreide, Baumwolle und andere Pflanzen, deren Samen ſie mit ſich führten und verſorgten ſich ſo mit ihren Bedürfniſſen. Sie waren dadurch nicht genöthigt, auf den Ertrag der Jagd ängſtlich zu rechnen und konnten es, wo feindliche und mächtige Völker ſie umgaben, innerhalb der leicht hergeſtellten Erdwerke in Ruhe abwarten, bis jene aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt waren, abzuziehen. Sie ſetzten ihre Wanderungen immer weiter nach Süden fort, bis ſie nach 104 Jahren in eine Gegend kamen, welche ſie Tollantzino nannten und die 25 Stunden von der nachmaligen Stadt Merico entfernt iſt. Auch dort verweilten ſie nur 20 Jahre und zogen dann etwa 20 Stunden weiter

westwärts, wo sie eine Stadt Tollan, nach dem Namen der Heimath geheißen, gründeten. Damit begann im Jahre 607 ihr Reich, das 384 Jahre dauerte, während welcher Zeit nur 8 Könige regierten. Es bestand ein Gesetz, daß eine Regierung genau das Alter von 52 Jahren währen müßte. Starb der König vor Ablauf dieser Frist, so verwaltete eine Regentschaft die übrige Zeit hindurch die Geschäfte; lebte aber ein König länger, als die bestimmte Zeit, so legte er seine Würde nieder.

Die Tolteken standen bereits auf einer hohen Bildungsstufe, als sie einwanderten. Sie lebten in Städten, trieben Ackerbau, kannten die Kunst des Schmiedens, Schmelzens und Gießens der Metalle und der Bearbeitung der Edelsteine. Sie waren die Erfinder des Kalenders und besaßen eine Weltbeschreibung. Die Erschaffung der Welt setzten sie 5806 Jahre vor Gründung ihres Reiches in Anahuac. Ihre Religion war ein Naturgottesdienst; ihren Göttern errichteten sie statt der Tempel Pyramiden, deren größte, älteste und berühmteste bei Cholula steht. Man nennt sie heutzutage den von Menschenhänden gemachten Berg, und von weitem könnte man sie auch wirklich für einen mit Pflanzenwuchs bedeckten Hügel halten. Dieses Denkmal besteht aus 4 Absätzen und ist nach den Himmelsgegenden gerichtet. Es hat weit größere Verhältnisse als alle Denkmale der alten Welt. Bei 150 Fuß Höhe hat jede Seite seiner Grundfläche über 1300 Fuß Länge. Der Abstufungen sind 120; es ist abwechselnd aus Backsteinen und Thonlagen erbaut und enthält Zimmer, in denen man Leichen und Götterbilder gefunden hat. Nächstdem ist die Pyramidengruppe von Teotihuacan merkwürdig. Man sieht daselbst noch jetzt zwei große, der Sonne und dem Monde geweihte Pyramiden, die von mehreren Hunderten kleinerer umgeben sind, welche genau von Nord nach Süd und von Ost nach West laufende Straßen bilden. Das eine der größeren Bauwerke hat 55, das andere 44 Meter senkrechte Höhe, die kleinen kaum ein Fünftel dieser Höhe. Sie dienten nach der Sage der Umwohner zu Begräbnißplätzen. Oestlich davon in

einem dichten Walde erhebt sich die Pyramide von Popantla, welche, abweichend von den übrigen vierstöckigen, 6 Absätze hat und sich steiler erhebt, aber nur die Höhe von 60 Fuß erreicht.

Das Reich der Tolteken breitete sich aus und blühte bis zum Jahre 1031 n. Chr. Damals blieb einige Jahre der Regen aus und pestilenzialische Dünste erfüllten die Luft, Krankheiten rafften die Menschen haufenweise weg, die der Hunger verschont hatte. Die Ueberbleibsel der Nation zerstreuten sich und fast hundert Jahre blieb Anahuac verödet. Da kam ein neues Wandervolk, das der Dscheschemeken, ebenfalls aus Norden herein, ein Nomadenstamm von weit geringerer Cultur, als die Tolteken. Sie trieben keinen Ackerbau, ihre Religion schränkte sich auf Verehrung der Sonne ein, welcher sie die Blumen und Kräuter des Feldes opferten. Von der weiteren Geschichte dieses Stammes ist nur zu bemerken, daß ein Zweig davon den Staat Tlascala stiftete, der von der Monarchie zur Oligarchie unter vier Herrschern und dann zur Republik überging. Die Grenze des Freistaates, welcher etwa eine halbe Million Bewohner zählte, war gegen Norden und Süden durch Berge, gegen Westen durch Gräben und Verschanzungen, gegen Osten durch eine 3 Stunden lange Mauer von 18 Fuß Dicke und ohne die Brustwehren 8 Fuß Höhe gedeckt, welche nur einen einzigen 8 Fuß breiten Eingang hatte, der aber 40 Schritte lang war. Die Tlascalaner waren ein tapferes, freiheitliebendes Volk, deren Religion ebenso wie die der Azteken von grausamen Menschenopfern besudelt war.

Die letzten Einwanderer in Anahuac waren die Azteken, die Gründer der heutigen Stadt Mexico. Sie kamen von Californien her und verließen ihre Wohnsitze um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Sie zogen auf dieselbe Weise wie die Tolteken langsam, oft Jahrelang feste Wohnsitze nehmend, nach Süden und langten nach fast 100 Jahren, 1245, am See von Mexico an. Dort lebten sie unter mannigfachen Schicksalen, 1314 sogar von den benachbarten

Stämmen unterjocht, später in verschiedenen Verhältnissen zu den umliegenden Reichen, bis sie durch den großen Kriegshelden Montezuma I. im Jahre 1425, gerade 100 Jahre nach der Gründung der Stadt Tenochtitlan oder Mexico in einer siegreichen Schlacht von dem Dschescheki'schen Reiche, das in die Staaten Tezcuco und Tacuba zerfiel, unabhängig wurden. Von da an bis zur Thronbesteigung Montezumas II. bestanden diese Staaten als Verbündete. Montezuma II. herrschte von 1436—1464, und seine 28 jährige Regierung war zwar durch Hungersnoth, welche in Folge der Trockenheit von 1448—53 dauerte, aber auch durch Erweiterung des Reichs bezeichnet. Seine glänzenden Eroberungen hatten im Osten schon das Meer erreicht. Auch seine Nachfolger waren glücklich im Kriege, bis 1502 Montezuma III. den Thron der Azteken bestieg.

Der innere Zustand des Volkes und Reiches war damals folgender.

Die Denkmäler von Mexico aus dieser Zeit zeigen uns Gesichter mit sehr langen, schmalen und gekrümmten Nasen, ähnlich wie die der nordamerikanischen Jägerstämme. Diese gehören also der amerikanischen Urbevölkerung an, während andere Bildwerke einen mehr kaukasischen Typus zeigen und die aus dem Nordwesten, also vielleicht aus Europa gekommenen Herrscher und Bildner der Urbevölkerung darstellen mögen. Außer dem Fleisch und den Fischen war ihre Hauptnahrung Mais, ihr Getränk Schokolade und gegohrener Aloesaft, Chicha, der noch heute als kühlender Trank üblich ist. Endlich war bei ihnen sowohl Schnupf- als Rauchtaback beliebt. Ihre Kleider woben sie aus Baumwolle und Aloefäden und verstanden auch die Bereitung von Filz aus Kaninchenhaaren. Die Tracht der Männer bestand aus einem breiten Gürtel und einem Mantel, die der Frauen aus einem von den Hüften bis auf die Hälfte der Waden reichenden Rock und einem kurzen Mantel. Im Winter wurden darüber Jacken aus Baumwolle, mit weichen Federn oder Kaninchenhaaren durchwebt, getragen. Die Füße waren durch Sandalen von Leder oder Aloefäden geschützt; die

Kopfbedeckung bestand vorzüglich in dem wohlgepflegten Haare, das nur bei den dem Tempeldienste geweihten Jungfrauen abgeschnitten wurde. Als Kopfputz waren vornehmlich Federkronen beliebt, besonders bei festlichen Tänzen und als Kriegsschmuck. Der Körper wurde sehr rein gehalten durch täglich mehrmaliges Baden im freien Wasser. Ohren, Unterlippen und Nase wurden mit eingehängten Ringen von Metall, mit Bernstein, Crystall, Muschelschalen, Perlen und in Gold gefaßten Edelsteinen, der Hals mit Halsbändern, Hand- und Fußgelenke mit metallenen Ringen geschmückt. Sie hatten, um ihren Putz zu vollenden, hölzerne Kämme, Spiegel aus schwarzem Stein, und benutzten die Harze des Landes zu Wohlgerüchen.

Die Wohnungen der Armen waren von Rohr, ungebrannten Ziegeln oder von Stein, das Dach aber aus langem Grase oder den Blättern der Aloë, die gleich Ziegeln aufgelegt wurden. Den Grundpfeiler der Hütte bildete oft ein wohlgewachsener, schattengebender Baum. Die Hütte hatte gewöhnlich nur Einen Raum, manchmal auch eine besondere Badestube oder eine Kornkammer.

Die Wohnungen des Adels und der Reichen waren aus Stein und Kalk gebaut, bestanden in 2 Stockwerken und waren mit großen Höfen und Vorsälen versehen. Die Wände waren weiß und glatt polirt, auch der Fußboden ein glatter Estrich von Gips; das Dach bildete eine flache Terrasse. Viele Häuser hatten Thürme. Hölzerne, verschließbare Thüren kannte man nicht, da das Eigenthum durch die Gesetze hinreichend geschützt war; um aber der Neugier Vorübergehender zu wehren, hing man Rohrmatten davor, woran eine Schnur mit Kacaobohnen oder zerbrochenem Kochgeschirr befestigt war, die, wenn Jemand die Rohrdecke aufhob, ein Geräusch verursachten, das dem Bewohner die Ankunft eines Fremden anzeigte. Es war Sitte, daß Niemand ohne Einwilligung des Eigenthümers ein Haus betreten durfte, daher man sein Anliegen oft vor der Thüre anbrachte und hier abgefertigt wurde.

Das Hausgeräthe war sehr einfach. Ein Bett aus

Matten von Schilf oder Palmfaſern, mit Decken aus Baumwolle oder Federn, und Rohrſtühle; Tiſche fehlten; das Eſſen wurde auf der Schilfmatte des Stubenbodens angerichtet und ohne Meſſer und Gabel verzehrt. Das Feuer wurde durch Reibung zweier Hölzer oder durch Anſchlagen von Kieſelſteinen bereitet; Fackeln aus harzigem Holze dienten zur Beleuchtung der Zimmer. Aexte und Meſſer wurden theils aus Obſidian und andern harten Steinen, theils aus Kupfer bereitet; Säge und Bohrer kommen unter den aufgefundenen Alterthümern nicht vor.

Ihre Gefäße von ſehr mannigfacher Geſtalt und Größe ſind theils aus Stein, theils aus Thon gefertigt; ſie haben bisweilen die Form eines Thieres, z. B. eines Vogels, oder ſind mit erhaben gearbeiteten menſchlichen oder Thiergeſtalten verziert. Auch gibt es Doppelflaſchen, deren Körper durch eine Röhre, deren Hälſe durch einen Bügel verbunden ſind; der eine Hals iſt ohne Mündung. Auch Kürbiſſe wurden, wie noch jetzt, zu Trinkgefäßen benutzt.

Sehr geſchickt waren ſie als Jäger und Fiſcher. Ihre Geräthe zur Jagd beſtanden in Bogen, Pfeilen mit Obſidianſpitzen, Blaſeröhren, Netzen, Wurfſpießen; zum Fiſchfang in Angeln, Harpunen und Netzen. Sehr geſchickt verſtanden ſie die Waſſervögel zu fangen. Sie warfen auf das Waſſer Kürbisſchalen, um die Vögel an deren Anblick zu gewöhnen und ins Waſſer zu locken. Dann begab ſich der Jäger ſelbſt in das Waſſer, bedeckte den Kopf mit einem Kürbis und zog die betrogenen Vögel, wenn ſie auf den Kürbis pickten, bei den Beinen ins Waſſer. Sie kannten auch förmliche Treibjagden. Man umſtellte einen großen Raum mit Netzen und Schlingen; mehrere tauſend Jäger bildeten einen Kreis von einigen Meilen um den Wald und zündeten dann das dürre Gras an, wobei ſie mit Schreien, mit Trommeln und Hörnern einen großen Lärm erhoben. So wurde alles Wild in den innern Kreis getrieben und hier getödet oder mit Schlingen gefangen.

Die Viehzucht der Azteken war ſehr mannichfach.

Man muß auch die Pflege der Coſchenillen dazu rechnen, des Thieres, welches den bekannten Farbeſtoff liefert, auf Cactus Opuntia lebt und eine ähnliche Sorgfalt erfordert, wie die Seidenraupe; ferner trieben ſie Bienenzucht und hielten eine unſchädliche grüne Schlange von 5—6 Fuß Länge, die ſie jung fingen, als Haus- und Schooßthier. Außer Gänſen, Enten und Tauben hielten ſie auch Faſanen und Wachteln und gewöhnten alle dieſe Thiere ſehr an ſich. Ueberhaupt hatten die alten Mexicaner eine große Neigung, die Natur und Eigenthümlichkeiten der Thiere, welche bei ihnen vorkamen, zu beobachten, und es war Sitte, daß wohlhabende Männer in ihren Wohnungen Sammlungen lebender Thiere hielten. Man erzog ſich Fiſche, Rehe, Kaninchen, Vögel, Amphibien u. dergl. Die größte Sammlung der Art beſaß Montezuma III. Es war ein großes Gebäude mit einem weiten Hofe, der mit viereckigen bunten Steinen gepflaſtert war und mehrere Behältniſſe hatte. In dem einen lebten die Raubvögel vom Adler bis zur Weihe und es wurden täglich 500 Truthühner getödtet, um ſie zu ernähren. Jede Art hatte ihr beſonderes Behältniß, das zur Hälfte mit Steinen gedeckt war, um den Thieren Schutz vor dem Regen zu gewähren, zur Hälfte mit Latten verſehen, durch welche die Sonne eindringen konnte. Für Katzenarten, Wölfe u. a. Raubthiere waren Käfige aus feſtem Holze vorhanden. Es waren ferner 10 Fiſchteiche in der Nähe, deren einige mit ſüßem, andere mit ſalzigem Waſſer gefüllt waren, und worin die Waſſervögel gezogen wurden. Zu ihrer Fütterung brauchte man täglich 300 Pfund Fiſche. 300 Wärter beſorgten die Pflege der Thiere, für welche auch beſondere Aerzte gehalten wurden. Die Alligatoren wurden in ummauerten Teichen, die Schlangen in großen Gefäßen aufbewahrt. Mit dieſer Menagerie war eine Sammlung von fehlerhaft gebildeten und gebrechlichen Menſchen vereinigt.

Der Acker wurde in Ermangelung von Zugthieren nicht mit dem Pflug, ſondern mit einer kupfernen Hacke bearbeitet. Die Felder waren mit ſteinernen Wänden,

oder auch mit einer lebendigen Hecke von Aloe umſchloſſen, die ſtets ſorgfältig unterhalten wurden. Das den Feldern nöthige Waſſer wurde durch Canäle herbeigeführt oder durch Dämme feſtgehalten. Hochgelegene Felder ließ man brach liegen, bis ſie mit Geſtrüpp bedeckt waren, das man abbrannte. Die Aſche diente dann als Dünger. Der Mais war der vornehmſte Gegenſtand des Ackerbaues. Der Säemann machte mit einem ſpitzigen, im Feuer gehärteten Stock ein kleines Loch und ſteckte ein bis zwei Maiskörner hinein, die er aus einem Korbe nahm, der über ſeiner Schulter hing; das Loch ward mit dem Fuße wieder zugeſcharrt. Die Saatlöcher wurden ſchnurgerade in Reihen angelegt, und ſpäter die Erde gehäufelt. Die beſäeten Felder wurden gegen die Vögel von Wächtern gehütet, welche in Hütten aus Zweigen und Decken ſich aufhielten. Große Kornhäuſer waren im Viereck aus über einander gelegten Balken erbaut. Außer dem Mais bauten die alten Mexikaner auch Baumwolle, Cacao, Pfeffer und Aloe, die wichtigſte Pflanze, denn außer den eßbaren Früchten und dem Wein, den Faſern zu Flechtwerk und den Blättern zu Dachziegeln lieferte ſie auch Nadeln und diente als Heilmittel. Feinere Früchte und Blumen wurden in den Gärten gezogen, von denen die ſchwimmenden Gärten und Felder im mexicaniſchen See unſtreitig die merkwürdigſten ſind. Als die Mexicaner von den Colhuanern unterjocht wurden, waren ſie auf die kleineren Inſeln im See eingeſchränkt, und um Früchte zu bauen, mußten ſie ſich erſt Boden ſchaffen. Sie flochten alſo Weiden und Wurzeln von Sumpfpflanzen und andere Stoffe zuſammen und bildeten ſo gewiſſermaßen große Körbe. Auf den Boden derſelben legten ſie allerlei leichtes Geſträuch, das im See trieb und bedeckten dies mit dem Schlamm, den ſie vom Grunde herauf holten. Die Körbe bildeten längliche Vierecke von 8′ Länge und 3′ Breite und ragten nicht völlig einen Fuß über das Waſſer hervor. Sie bauten darauf zuerſt Mais und Pfeffer, dann aber, als ſie wieder auf dem feſten Lande Boden für die nöthigen Nahrungspflanzen erworben hat-

ten, wurden auch Blumen und wohlriechende Kräuter auf den ſchwimmenden Gärten gezogen und noch jetzt werden dieſe beweglichen Beete zur Blumenzucht beibehalten. Die Pflanzen gedeihen in denſelben durch den Schlamm und das Waſſer zu beſonderer Schönheit und Ueppigkeit. In den größeren dieſer Gärten iſt auch wohl zum Schutze gegen das Wetter ein Baum oder eine Hütte. Will der Beſitzer ſeinen Garten an eine andere Stelle bringen, ſo ſteigt er in einen Kahn und zieht ihn fort. Höchſt merkwürdig iſt, daß dieſe Schilderung wörtlich auf die ſchwimmenden Gärten in Caſchmir paßt. Auch Luſtgärten im großartigſten Maßſtab hatten die Mexicaner, welche zum Theil von den Eroberern noch lange erhalten wurden.

Den Metallreichthum ihres Landes beuteten die Mexicaner ſchon früh aus; ſie gewannen Gold aus dem Sand der Flüſſe, Silber, Kupfer, Zinn und Queckſilber; Eiſen kannten ſie auch, aber ſie benutzten es nicht und unter ihren Alterthümern hat man keine eiſernen Werkzeuge gefunden. Deſto mehr Gebrauch machten ſie von dem Kupfer, das ſie auch mit Zinn und andern Metallen miſchten. Aus dieſen Metallmiſchungen fertigte man meiſelartige Klingen mit halbrunder Schneide, die auf einen Stiel geſteckt wurden, kleine Haarzangen und Schmuckſachen, Haarnadeln, Hefte und jene halbmondförmigen Platten, wie ſie die Indianer noch heute in der Naſenöffnung tragen. Vorzüglich geſchickt waren die Mexicaner in Verfertigung goldner Figuren. Sie goſſen Fiſche, welche Schuppen hatten, die abwechſelnd von Gold und Silber waren, Papageien, die den Kopf, die Zunge und die Federn bewegen konnten, u. ſ. w. Ihr Ambos und Hammer war von Stein. Unter den Koſtbarkeiten, welche Cortez an Karl V. ſandte, war ein Halsband aus ſieben Stücken, worin 183 kleine Smaragde und 232 Rubinen gefaßt waren und wovon 29 ſilberne Glocken und mehrere Perlen herabhingen, und viele andere Gegenſtände, deren Verfertigungsweiſe den geſchickten ſpaniſchen Goldſchmieden unerklärlich war. Wie erwähnt, verfertigten ſie künſtliche Gewebe, aber ganz eigenthümlich war

ihnen der Federmoſaik, wozu ſie das Gefieder ihrer herrlich bunten Vögel, beſonders der Kolibri und Papageien benutzten. Sollte eine ſolche Arbeit unternommen werden, ſo geſellten ſich mehrere Künſtler zuſammen, beſtimmten die Zeichnung und das Maaß, und jeder arbeitete nun ſein Stück mit der größten Sorgfalt, indem ſie die Federn mit einer Zange faßten und auf den Grund anleimten. Das Ganze wurde dann geglättet, ſo daß es das Ausſehen eines Gemäldes erhielt. Dieſe Kunſt iſt nicht verloren gegangen und wir beſitzen in Deutſchland eines der prachtvollſten Stücke dieſer Arbeit aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Auf dem Schloſſe Moritzburg bei Dresden findet ſich ein vollſtändiges Himmelbett, mehrere Stühle und Teppiche aus Federn. —

Baumwolle und andere Stoffe verſtanden ſie mit Orleans und Indigo zu färben, auch kannten ſie die Zubereitung des Leders.

Die Bearbeitung der Steine war zu großer Vollkommenheit gediehen, nicht nur die der ſteinernen Werkzeuge, ſondern auch das Schneiden der Edelſteine, beſonders der ſehr häufigen Smaragde, aus denen ſie Gefäße und Cameen arbeiteten. Aus Marmor, Jaspis, Baſalt und Alabaſter verfertigte man Bildſäulen und halberhabene Arbeit, deren techniſche Ausführung nichts zu wünſchen übrig läßt, alles mit ſteinernen und ehernen Werkzeugen. Sie verſtanden den Bogenbau und brannten vorzügliche Ziegelſteine. Ihre Waſſerbauten waren ſehr großartig. Ein 9 Meilen langer, aus Pfählen, Steinen und Erde 1446 erbauter Damm ſchützte Mexico vor Ueberſchwemmungen; eine zwei Meilen lange Waſſerleitung führte der Hauptſtadt Trinkwaſſer zu. Die das Bauholz liefernden Wälder waren ſchon in Schläge eingetheilt.

In Bezug auf das Familienleben bildete der Mann den Mittelpunkt der Familie, er konnte mehrere Frauen nehmen, doch war die Behandlung derſelben mild und die Ehe ſtand unter dem unmittelbaren Einfluß der Götter und unter ſehr ſtrengen Geſetzen. Eheſcheidung konnte nur nach richterlichem Ausſpruch erfolgen. Bei

dem großen Einfluß der Prieſter waren Schließung der Ehe und Geburt eines Kindes von zahlreichen religiöſen Ceremonien begleitet, auch ſtellten ſie dem Neugebornen das Horoſcop. Die Erziehung der Kinder war ſtreng und wie bei den alten Perſern auf Gewöhnung zur Wahrheitsliebe, zur Reinlichkeit, Höflichkeit, zur Ehrfurcht vor dem Alter, bei den Knaben auf Abhärtung und Tapferkeit hin gerichtet. Ueberall waltete die Rückſicht auf den Staat vor.

Es gab nicht nur öffentliche Schulen und höhere Lehranſtalten für die Söhne des Adels, welche ſämmtlich unter Aufſicht der Prieſter ſtanden, ſondern auch Plätze für Leibesübungen. Die vorbeugende Geſundheitspflege beſtand beſonders in Blutentziehungen, welche das Landvolk mit Aloeſtacheln oder Kielen des Stachelſchweins an ſich ſelbſt vollzog, in den Städten die Aerzte mit ſteinernen Lanzetten verrichteten, und in Schwitzbädern, welche in öffentlichen, backofenähnlichen Badegebäuden genommen wurden. Sie waren geſchickt in der Wundarzneikunſt und kannten über 1200 offizinelle Pflanzen, wovon mehrere, wie die Jalappe und Sarſaparille im europäiſchen Arzneiſchatz eine wichtige Rolle ſpielen. Die Leichen wurden entweder vergraben oder verbrannt, auch kannten ſie die Kunſt des Einbalſamirens. Bei der Beſtattung gab es mannichfache religiöſe Gebräuche, der Todte erhielt Lebensmittel und mancherlei anderes mit auf den Weg; zu ſeiner Begleitung wurde ſein Hund getödtet und er ſelbſt mit dem Gewand ſeiner Standesgottheit bekleidet. Bei dem Tode von Vornehmen wurden ihre Sklaven, bei dem der Könige auch einige ihrer Frauen und mehrere von jenen bei der Menagerie gehaltenen ungeſtalten Menſchen geopfert. Dieſe Menſchenopfer wurden bis zwanzig Tage nach der Beſtattung noch wiederholt. War die Leiche verbrannt worden, ſo wurden die Ueberreſte geſammelt und in einer Büchſe beigeſetzt. Im andern Falle baute man ihnen mehr oder minder feſte und künſtliche Grabhügel.

Auch das geſellige Leben ſtand unter ſtrengen

Geſetzen, welche Abhärtung und Wohlanſtändigkeit bezweckten. Alle Ausſchweifungen, beſonders Völlerei, waren ſtreng verboten. Junge Männer, die ſich betranken, wurden in's Gefängniß gebracht und hier zu Tode geprügelt; junge Frauen aber geſteinigt; bejahrte Männer kamen zwar mit dem Leben davon, wurden aber ſchwer gezüchtigt. Ein Edelmann, der ſich betrank, verlor ſeine Würden und wurde ehrlos. Dem Gemeinen wurde das Haar abgeſchoren und ſein Haus niedergeriſſen. Denn, ſagt das Geſetz, wer mit Abſicht ſich ſeines Bewußtſeins beraubt, iſt nicht werth, unter Menſchen zu wohnen. Man muß bei dieſer Strenge die übermäßige Neigung des amerikaniſchen Urbewohners zu berauſchenden Getränken beachten, welche einen höhern Aufſchwung dieſes Volkes immer gehindert und hauptſächlich deſſen Ausſterben verurſacht hat. Dagegen waren mancherlei Spiele eingeführt, welche ſämmtlich Geſchicklichkeit und Körperkraft förderten: Ballſpiel, das mit großer Kunſt und ſo leidenſchaftlich betrieben wurde, daß manche ſogar ihre Freiheit verſpielten, Wettrennen und künſtliche Tänze. Die Muſik war unter allen Künſten am wenigſten ausgebildet. Saiteninſtrumente fehlten gänzlich. Man hatte nur Hörner, Trompeten von Seemuſcheln, kleine grelle Pfeifen und mehrere Arten Trommeln.

Das Staatsleben, wie es die Spanier vorfanden, bezeichnet A. v. Humboldt mit folgenden Worten: „Als die Spanier Mexico eroberten, fanden ſie das Volk bereits in dem Zuſtand von Verworfenheit und Armuth, der überall den Deſpotismus und das Feudalweſen begleitet. Der Kaiſer und die Prinzen, der Adel und die Geiſtlichkeit beſaßen allein die fruchtbarſten Ländereien und die Statthalter der Provinzen erlaubten ſich ungeſtraft die härteſten Erpreſſungen. Der Landbauer war auf's tiefſte erniedrigt; die großen Straßen wimmelten von Bettlern; der Mangel an großen vierfüßigen Hausthieren zwang viele Tauſende, den Dienſt der Saumthiere zu verſehen, und Mais, Baumwolle, Häute und andere Waaren, welche die entfernteſten Provinzen als Tribut

nach der Hauptstadt schickten, zu transportiren." Wenn gleich die Spitze dieses Zustandes erst unter Montezuma's III. Regierung herangebildet wurde, so lag der Grund doch schon in andern Verhältnissen, vor Allem in der vermeintlichen göttlichen Abstammung der Herrscher, deren Krönung mit dem größten Gepränge und mit Menschenopfern begangen wurde. Der königliche Hofstaat war sehr zahlreich; obenan stand der oberste Schatzmeister, der sämmtliche Abgaben einnahm, welche die Einnehmer in den Provinzen ablieferten. Unter ihm standen die besondern Schatzmeister; einer über das Gold und die Edelsteine und die Künstler, die sich mit der Bearbeitung derselben befaßten; ein anderer beaufsichtigte die Vorräthe von kostbaren Federn und die Federkünstler, welche in dem Palast arbeiteten. Der Vorsteher der königlichen Menagerie war zugleich Aufseher der Waldungen und hatte die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Sammlung der vaterländischen Thiere stets vollständig war.

Nächst dem Könige stand der Adel, der nur erblich gewesen zu sein scheint. Er war in Klassen getheilt, denen sämmtlich das Vorrecht gemein war, seit Montezuma III. die Hof-, Kriegs- und Gerichtsstellen ausschließlich zu bekleiden. Der Edelmann mußte von vornehmer Abstammung sein, Beweise seiner Tapferkeit im Feld gegeben, ein gewisses Alter erreicht haben und sehr reich sein, um den standesgemäßen Aufwand machen zu können. Um den Rang zu erlangen, mußte er sich ein Jahr lang schweren Prüfungen unterwerfen, fasten, Blut lassen und enthaltsam leben, allen Spott und üble Behandlung geduldig ertragen und anderweitige Proben seiner Standhaftigkeit geben. Man durchbohrte ihm die Nasenknorpel, um einige Goldgehänge als Unterscheidungszeichen seines künftigen Standes hineinzuhängen. An dem Tage, wo er zu seiner neuen Würde gelangen sollte, zog man ihm die schlechte Kleidung aus, die er während seines Prüfungsjahres getragen hatte, und legte ihm dafür eine prächtige an. Dann umwand man sein Haupt mit einem rothledernen Bande, woran schöne Federn befestigt

waren und hing ihm den Goldſchmuck in die Naſenſcheidewand. Die Ceremonien verrichtete ein Prieſter auf dem obern freien Platze des Tempels und hielt nach deren Beendigung eine Glückwünſchungsrede an ihn. Hierauf ging der neue Edelmann auf den untern freien Tempelplatz und hielt mit dem Adel einen großen Tanz, worauf ein prächtiges Gaſtmahl folgte, an dem alle regierenden Herren des Reichs Theil nahmen, die er mit koſtbaren Kleidern beſchenken mußte. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden oft 1000—1600 Truthühner, eine große Menge Kaninchen, Rehe u. ſ. w. verzehrt. Von nun an hing der Aufgenommene ſeinem Namen das Wort Teuktli an, welches dem europäiſchen Von entſpricht. Wir ſehen hieraus, daß der Adel an und für ſich wohl erblich war, daß er aber doch, wie im Mittelalter die Ritterwürde, perſönlich erworben werden mußte; denn wie der Staat des Mittelalters war auch der mericaniſche auf den Krieg gegründet: deßhalb war der Kriegerſtand der erſte im Reiche, ſo wie der Kriegsgott der oberſte der Götter und der König, als oberſter Heerführer, ſein Stellvertreter auf Erden.

Diejenigen Edelgeborenen, welche die Ritterwürde anzunehmen verhindert oder abgeneigt waren, lebten entweder als Grundeigenthümer oder ſie traten in den Prieſterſtand. Das Krongut wurde an die Hofdiener gegen eine kleine Abgabe an Vögeln oder Blumen, welche eigentlich nur ein Zeichen der Anerkennung des Lehnsverhältniſſes waren, zu Lehn gegeben; die adeligen Güter konnten nur an Adelige vererbt oder verkauft werden. Die Maſſe des Volks oder die gemeinen Freien hatten weder perſönliches, noch ſicheres Eigenthum, ſondern ſie waren in Gemeinden vereinigt und beſaßen Gemeindegüter, von denen jedoch der König Theile an Edelleute verſchenken konnte. Der Stand des Vaters erbte auf den Sohn, ausgenommen der Stand der Knechtſchaft, denn alle Mericaner waren frei geboren. Dennoch gab es zahlreiche Sklaven, zunächſt Kriegsgefangene, die jedoch meiſt zum Opfer beſtimmt waren; dann ſolche, welche wegen eines Verbrechens ihre

persönliche Freiheit verloren, und endlich die, welche aus Armuth sich selbst einem Herrn verkauft hatten. Der Kauf eines Sklaven war nur dann gültig, wenn er vor wenigstens vier Zeugen und unter besondern Förmlichkeiten abgeschlossen worden war. Der Sklave durfte sich Vieh halten und Eigenthum erwerben, sich auch andere Sklaven kaufen, da die Sklaverei bloß die Verpflichtung zu persönlichen Dienstleistungen gegen einen gewissen Herrn mit sich brachte. Daher war denn auch die Freiwerdung gar sehr erleichtert und die meisten Sklaven wurden mit dem Tode ihres Herrn frei. Armen Eltern war es gestattet, eines ihrer Kinder zu verkaufen, um sich aus der Noth zu reißen. Aus demselben Grunde konnte ein freier Mann seine Freiheit aufgeben. Allein es durfte kein Herr einen Sklaven, ohne dessen Einwilligung, verkaufen, außer wenn er sich schon dreimal lasterhaft und widerspenstig gezeigt hatte, in Gegenwart von Zeugen verwarnt und mit einem hölzernen Kragen ausgezeichnet worden war. Blieben solche bei zwei bis drei Herren unverbesserlich, so konnten sie zum Opfer verkauft werden, was darauf hindeutet, daß die Menschenopfer, abgesehen von den Kriegsgefangenen, wohl mehr als Hinrichtungen, denn als Schlächtereien zu betrachten sind, wie es von einem Volke, dessen sämmtliche Einrichtungen so sehr viel Verstand zeigen, nicht anders zu erwarten ist. Aber selbst für die zum Opfer bestimmten Sklaven gab es noch Rettung, wenn es ihnen gelang, in den königlichen Palast zu entfliehen, woran sie Niemand als ihr Heer und dessen Angehörige verhindern durfte, bei Verlust der eigenen Freiheit.

Ueber das Land gab es besondere Flurkarten, auf denen auch die Grundstücke bezeichnet waren, welche in Kriegszeiten den Mundvorrath für das Heer zu liefern hatten. Aus den Ländereien und aus den Steuern, welche allein der dritte Stand zu tragen hatte, flossen die Staatsmittel und die Unterstützungen hülfloser Alten, Waisen und Wittwen. In der Hauptstadt jeder Provinz war ein Magazin für Kleider, Getreide und andere Gegenstände, welche die königlichen Einnehmer einsammelten. Die

Steuerrollen der einzelnen Provinzen ſind noch erhalten; die hauptſächlichſten Gegenſtände waren baumwollene Kleider, Getreide, Federn, ſo wie auch Cacaobohnen, Thierhäute, Goldplatten, Edelſteine und gearbeitetes Geſchmeide, Bernſtein, Harze, Gummibälle zum Ballſpiel, Rohr zu Pfeilen, Honig, Taback u. ſ. w. Anfangs waren die Abgaben mäßig und ſtanden in einem billigen Verhältniſſe zu den Erzeugniſſen des Landes. Gegen Ende des mericaniſchen Reiches aber wurden ſie drückend, und da ſie mit der größten Strenge eingetrieben wurden, wirkten ſie verderblich. Wer den ausgeſchriebenen Tribut nicht bezahlen konnte, wurde als Sklave verkauft. Der Steuereinnehmer war zugleich der Vorſitzer des Gerichtshofes in jeder Provinz, von dem in Civilſachen keine weitere Appellation ſtattfand. Der höchſte Gerichtshof hatte ſeinen Sitz in der Hauptſtadt; alle dieſe Tribunale beſtanden aus dem Richter und zwei Beiſitzern; die Niedergerichte waren nur mit einem, von den Einwohnern gewählten, Edelmanne als Richter beſetzt und fanden ſich in allen Städten.

Die Richter blieben den ganzen Tag über im Gerichtsgebäude, und das Eſſen wurde ihnen dorthin gebracht. Um ſie ſorgenlos und unabhängig zu ſtellen, bekamen ſie Land und Sklaven, die nicht zu ihrer Perſon, ſondern zu ihrer Stelle gehörten. In ſehr wichtigen Sachen wurde das Urtheil der Richter dem Könige vorgelegt, der auch alle 20 Tage einer Verſammlung des oberſten Gerichtshofes vorſaß, wobei alle ſchwierige Rechtsfragen entſchieden wurden. Für höchſt verworrene Angelegenheiten fand alle 80 Tage eine große Verſammlung von Richtern ſtatt, wobei alles zur Erledigung kam und die Schuldigen in Gegenwart aller beſtraft wurden. Wenn der König das Urtheil über einen Schuldigen geſprochen hatte, zog er mit einem Pfeil einen Strich über den Kopf der ſchuldigen Perſon, die in der bildlichen Darſtellung des ganzen Rechtshandels abgemalt war. Es haben ſich ſolche Abbildungen von Rechtsſachen erhalten. Dieſe amtliche Malerei vertrat die Stelle unſerer geſchriebenen Urkunden und ihre abſichtliche Fälſchung wurde mit dem Leben geſtraft.

Ueberhaupt waren die Geſetze der Azteken von furchtbarer Strenge. Beſonders hart wurden alle Vergehen gegen den Staat geahndet; auf dem Hochverrath ſtand Zerreißung des Verbrechers: einfache Todesſtrafe für königliche Eilboten auf Abweichung von der Heerſtraße, ferner auf Fälſchung des Maaßes, Verrückung der Grenzſteine, Verſchwendung, Trunk, größeren Diebſtählen u. ſ. w. Ein Diebſtahl von nur 7 Aehren Mais ward mit Verluſt der Freiheit zum Vortheil des Beſtohlenen, Lügen zum Nachtheil anderer mit Verſtümmelung der Lippen oder Ohren beſtraft. Die ſchimpflichſte aller Strafen war in Mexico der Galgen; dann folgte die Verbannung aus dem Reiche. Prügel und Ruthenſtreiche waren nicht unter den Strafen für Erwachſene; ſie kamen bloß bei Kindern zur Anwendung. Es gab eine milde Haft für Schuldner und eine ſtrenge für Verbrecher, mit welcher ſchmale Koſt verbunden war. Dagegen wurden die zum Opfer beſtimmten Kriegsgefangenen gut genährt. Die Polizei hatte zahlreiche Diener in allen Städten. Für den öffentlichen Verkehr war ſehr gut geſorgt. Es gab treffliche Heerſtraßen, welche jährlich nach der großen Regenzeit ausgebeſſert wurden und leicht zu unterhalten waren, da man weder Laſtthiere noch Wagen hatte. Dieſer Mangel an Pferden und andern großen Zugthieren war ein Moment von der größten Wichtigkeit für das Schickſal von Mexico, indem er einerſeits die Cultur dieſes Reichs auf einer beſtimmten Stufe feſtgehalten, andererſeits durch den Schrecken, welchen die Pferde der Spanier einflößten, die Eroberung des Azteken-Reiches erleichtert hat. An den Landſtraßen gab es auf den Gebirgen und in einſamen Gegenden Zufluchtshäuſer; wo Flüſſe zu überſchreiten waren, gab es Brücken oder Fähren. Man hatte hölzerne, ſteinerne und Hängebrücken, welche letztere aus Baſtſeilen beſtanden, die über den Fluß geſpannt waren. Da die alten Mexicaner vortreffliche Schwimmer waren, ſo bedienten ſich bloß die Laſtträger der Brücken.

Die Schiffe der Azteken waren länglich, mit plattem Boden und ohne Kiel, Maſten oder Segel, und wurden

nur mit dem Ruder regirt. Sie boten Raum für zwei bis dreißig Menſchen, auch gab es deren, die nur aus einem ausgehöhlten Stamm beſtanden. Auf dem See von Merico ſoll es 50,000 Fahrzeuge gegeben haben. Man hatte auch Flöße von Rohr, das auf Kürbiſſen befeſtigt war, welche von Schwimmern gelenkt wurden. Meerſchifffahrt gab es nicht; zu Land kannte man aus dem angeführten Grunde nur Laſtträger, welche täglich bis 60 Pfund 7—8 Stunden weit trugen. Der öffentliche Verkehr und Handel ſtand unter der Aufſicht des Staats, und es befanden ſich auf dem Markte ſtets obrigkeitliche Perſonen, welche den Verkehr beaufſichtigten. Ein Handelsgericht von 12 Perſonen entſchied über die vorkommenden Streitigkeiten. Der Stand der Kaufleute war zahlreich und ſtand unter dem Schutze der Göttin Jacateuktli. Wollte ein junger Kaufmann eine Reiſe antreten, ſo gab er ſeinen Genoſſen und namentlich den alten Kaufleuten, welche nicht mehr im Stande waren zu reiſen, eine Mahlzeit und eröffnete ihnen ſeinen Entſchluß. Seine Gäſte gaben ihm nun ihren Rath. Der größeren Sicherheit wegen reiſten die Kaufleute in Geſellſchaft. Jeder der Reiſenden hatte einen ſchwarzen Stab als das Sinnbild ſeines Schutzgottes in der Hand, womit ſie ſich vor allen Gefahren geſichert hielten. Sobald ſie in ein Haus kamen, wo ſie verweilen wollten, banden ſie alle Stäbe zuſammen und verrichteten ihre Gebete davor. Nachts zapften ſie ſich zwei bis dreimal etwas Blut ab. Während der Abweſenheit des Kaufmans unterließen Frau und Kinder ſich den Kopf zu waſchen, ausgenommen am achtzigſten Tage. In der Hauptſtadt gab es ein Kaufhaus, bedeckte Gänge, welche um einen ungeheuren Marktplatz herumliefen, in denen jede Waare ihren beſtimmten Platz hatte. Die umfangreichen Waaren, wie Balken, Steine und dergleichen, auch Eßwaaren fanden hier keinen Platz. Es kamen hier täglich an 50,000 Handeltreibende zuſammen. Zur Vermittelung des Verkaufs hatten die Mexicaner fünf Arten Münzen, als Scheidemünze Cacaobohnen, ſodann kleine baumwollene Tücher von beſtimmter

Größe, ferner Gänsekiele voll Goldstaub, Zinn- und Kupferstücke. Auf den Heerstraßen war zum Dienst des Königs ein Eilbotenwesen eingerichtet, welche, auf Stationen von je drei Stunden Länge vertheilt, mit unglaublicher Schnelligkeit die Nachrichten, d. h. geschichtliche Malereien überbrachten. Die interessanteste von den noch erhaltenen Malereien ist wohl die von der Landung der Spanier. Das Kriegswesen stand ebenfalls auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Die Waffen waren Bogen, Pfeile und Lanzen mit Steinspitzen, Schleudern, Keulen, Aexte und ein eigenthümliches Mittelding zwischen Schwert und Streitaxt, nämlich ein auf beiden Seiten mit scharfen Steinklingen bewehrter Holzstab. Die Schutzwaffen bestanden aus Schild, Helm und Harnisch. Der Schild, von verschiedener Form und Zusammensetzung, wurde am allgemeinsten geführt, Helm und Harnisch nur von den Kriegsbefehligern; der gemeine Soldat trug bloß einen Gurt um den Leib und ersetzte den Panzer durch bunte Bemahlung des Körpers. Der Helm war von der größten Mannigfaltigkeit der Form, gewöhnlich ein Thierkopf, und hatte reiche, fantastische Verzierungen; die Brustharnische waren von gesteppter Baumwolle, Federn, Gold oder Silber, sodann gab es noch Panzerbekleidungen des ganzen Körpers. Die Fahnen der verschiedenen Heerhaufen bestanden aus langen Stangen, an welchen oben das Wappen des Staats oder der Provinz aus Gold, Federn und anderem kostbaren Stoff befestigt wurde. Das Wappen von Mexico war ein auf einen Panther herabstürzender Adler, das von Tlascala ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; die Fahne, welche Cortez in der Schlacht von Otompan eroberte, war ein Netz von Gold. Das ganze Heer hatte seine gemeinsame Fahne, dann jeder Heerhaufen von 2—300 Mann seine besondere. Die Farbe derselben entsprach den Federn auf den Rüstungen der Befehlshaber. Die Feldmusik bestand aus Trommeln und Muschelhörnern. Die Spanier fanden schon förmliche steinerne Festungen vor mit Wällen, Gräben, Pallisaden, Brustwehren und Mauern. Besonders fest war die Hauptstadt durch ihre

Lage im See, der mit bewaffneten Fahrzeugen bedeckt war. Der Zugang zu ihr fand nur auf Dämmen ſtatt, welche durch Wälle und Gräben mit Zugbrücken vertheidigt waren. Als Hauptfeſte diente der Stadt Merico oder Tenochtitlan der große Tempel, der Sitz des Kriegsgottes und ſeines Stellvertreters, des Königs. Die Königsburg war denn auch hier der Mittelpunkt aller wichtigen Schätze der Nation, ja ihrer geſammten Cultur, wie ſie der höchſte, hervorragendſte Punkt in der ganzen Stadt war, in deren Mitte ſie ſtand. Der Tempel nahm mit ſeinen Nebengebäuden den Raum eines ganzen Stadttheils ein. Er wurde abgeſchloſſen durch eine viereckige Umfaſſungsmauer, welche 8 Fuß hoch, ſehr dick und oben mit Schießſcharten verſehen war. Die vier Thore waren nach den Himmelsgegenden gerichtet und über jedem waren große Zeughäuſer für Waffen aller Art eingerichtet. Der innere Raum war mit ſo glatten Steinen gepflaſtert, daß die Pferde der Spanier kaum darauf fußen konnten. In der Mitte erhob ſich ein coloſſaler, vierſeitiger Steinbau, der länger als breit war und in fünf Abſätzen ſich nach oben verjüngte. Der unterſte Abſatz war 50 Klafter lang und 43 breit; jeder der folgenden um eine Klafter ſchmäler und kürzer als der vorhergehende. Die Höhe betrug 114 Fuß. Die Vertheidigung wurde dadurch erleichtert, daß keine fortlaufende Treppe hinaufführte, ſondern in jedem Abſatz die Treppe auf verſchiedenen Seiten angebracht war, ſo daß man immer um das ganze Gebäude herumgehen mußte, auch wurde dieſer Tempel mit der größten Tapferkeit gegen die Spanier vertheidigt. Der oberſte Abſatz hatte eine platte Decke, von der man die ganze Gegend überſah. Aehnliche kleinere Tempel waren in allen Hauptſtädten.

Die ſicherſte Schutzwehr des Staates war jedoch die Wehrhaftigkeit des Volkes und die wohlgeordnete Kriegsverfaſſung. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß der erbliche Adel doch noch einmal durch kriegeriſche Tüchtigkeit verdient werden mußte. Für Tapferkeit gab es drei Klaſſen von Orden: des Tigers, des Adlers und den Prin-

zenorden, deren Inhaber durch Ehrenkleider und mancherlei Vorrechte ausgezeichnet waren. Das Heer zerfiel in größere Abtheilungen von 8000 Mann und diese wieder in kleinere; es gab 4 Abstufungen der Feldherrnwürde und Militärspitäler in allen Hauptstädten. Der Krieg wurde im Staatsrathe beschlossen, durch Gesandte zu verhindern gesucht oder angekündigt und durch Späher sein günstiger Erfolg vorbereitet. In der Schlacht kämpften sie in guter Ordnung, mit Nachhut und Hinterhalten; da es besonders auf Gefangene zu Menschenopfern ankam, so richtete sich der Lohn nicht nach der Zahl der Erschlagenen, sondern nach der der Kriegsgefangenen. Wir sehen schon aus diesem Zug, sowie daraus, daß der Kriegsgott der erste und sein Hauptheiligthum zugleich die festeste Burg des Staates war, wie eng Priesterthum und Kriegswesen in dem Staate der Azteken verbunden, daß neben dem kriegerischen Adel der zahlreiche Priesterstand, dessen Anzahl mehrere Millionen betrug, die Hauptstütze dieses Staates war. Allein in dem großen Tempel zu Mexico lebten 5000 Priester, meist jüngere Söhne des Adels; untergeordnete Geschäfte, wie das Herbeischaffen des Holzes zu den Opferfeuern, wurden von den Kindern der geringeren Leute besorgt. Umgeben von den fürchterlichsten Formen und Inhaber aller Kultur war der Priesterstand ebenso gefürchtet als geachtet, und seine Mitglieder galten als Verkörperungen der Götter, denen sie dienten. Ihr Rang uud ihre Kleidung waren sehr verschieden, die Tracht immer sehr reich und vor allen andern durch einen schwarzen Schleier ausgezeichnet; beim Opfer bemalten sie auch ihren Körper mit schwarzer Farbe. Sie mußten sich mancherlei Entbehrungen auferlegen und selbst ihre Versehen wurden streng gerügt. Es gab auch Priesterinnen, welche von zarter Jugend an in den Tempeln lebten, und wenn sie später, was ihnen erlaubt war, in's bürgerliche Leben zurücktraten, die Ehrfurcht vor dem Priesterthum auf ihre Kinder vererbten. Diese Priesterinnen schoren sich das Haar. Die Priester zerfielen nach dem Gotte, dem sie dienten, in verschiedene Vereinigungen oder Or-

den. Außer den Faſten und Nachtwachen kaſteiten ſie ihr Fleiſch auch durch mannigfache Martern, zu denen ſie ſchon in den Prieſterſchulen vorbereitet wurden. So ſind Gemälde erhalten, auf denen ein Knabe an allen Gliedern mit Aloeſtacheln geſpickt iſt, aus deſſen Wunden das Blut herunterſtrömt. Bei öffentlichen Unglücksfällen wurden dieſe Martern und Bußen noch vermehrt.

Der Lebensunterhalt der Prieſterſchaft floß aus den beträchtlichen Ländereien, die dem Tempel unveräußerlich gehörten und deßhalb Land der Götter genannt wurden. Bei den Tempeln waren Vorrathshäuſer für Getreide, deren alljährlicher Ueberreſt unter die Armen vertheilt wurde, für welche auch Hoſpitäler unter prieſterlichem Einfluß errichtet waren. Außerdem erhielten die Prieſter freiwillige Gaben von den Bewohnern des Landes und die erſten Feldfrüchte, als ein Dankopfer für die Gottheit, ſo daß ſie ſtets im größten Ueberfluſſe leben konnten. Einen hauptſächlichen Einfluß aber bewahrten ſich die Prieſter durch die Lehre: daß ein Verbrechen, welches man dem Prieſter anvertraute und mit Bußen ſühnte, die derſelbe angeordnet, der Strafgewalt des Staates unzugänglich war. Die Vergebung des Prieſters befreite aus dem Gefängniß und von jeder weltlichen Strafe. — Der Bau des terraſſenförmigen, befeſtigten Haupttempels iſt ſchon oben betrachtet worden. Am Oſtende der Plattform erhoben ſich zwei neun Klafter hohe Thürme, deren jeder drei Abſätze hatte. In dem untern Stock ſtanden die Götterbilder auf ſteinernen, fünf Fuß hohen Altären, in den obern waren die gottesdienſtlichen Gefäße, die Aſche von Königen und Edelleuten aufbewahrt. Vor den Thürmen, die ſich in Kuppeln endigten, befanden ſich zwei mannshohe Feuerbecken, deren Flammen nie erlöſchen durften. Noch 600 andere Feuergefäße waren im Umfang des Tempels aufgeſtellt. Oben auf dem Platze diente ein großer, vertiefter Jaspis zu den Menſchenopfern. Auf dem untern Hofraum befanden ſich gegen 40 kleinere Tempel, Wohngebäude für die Prieſter, und für deren Zöglinge drei Pflanzſchulen. Außerhalb der

Tempelmauer, dem Hauptthore gegenüber, lag eine Erdpyramide, deren längste Seite am Fuße 154 Schuh Ausdehnung hatte. Auf die Plattform führte eine Treppe von dreißig Stufen, auf denen ein Gerüst stand, auf dessen Querstäbe Menschenschädel aufgereiht waren. Auf den Ecken waren ganze Haufen Schädel aufgeschichtet. Sobald einer der Schädel vor Alter zerfallen wollte, ersetzten ihn die Priester durch einen frischen aus den Beinhäusern. Die Schädel gemeiner Leute wurden enthäutet, die der Vornehmen mit Haut und Haaren getrocknet. Ein Begleiter des Cortez zählte an diesem Gebäude 136,000 Schädel. Außer dem großen Tempel gab es noch 200 kleine in Merico, im ganzen Reiche 40,000. Die fürchterlichen Menschenopfer kamen zuerst bei den Azteken auf und deren Zahl stieg mit der wachsenden Macht ihres Reiches, so daß in gewöhnlichen Jahren 20,000 Menschen geopfert wurden. Das Schlachtopfer wurde ganz nackt auf den obersten Tempelplatz geführt und dann auf den Altar ausgestreckt. Vier Priester hielten Hände und Füße und der fünfte den Kopf mit einem hölzernen Werkzeug, das die Gestalt einer zusammengerollten Schlange hatte. Da der Altar oben abgerundet war, lag der Unglückliche dergestalt, daß Brust und Leib in die Höhe stiegen und er nicht die geringste Bewegung machen konnte. Es wurde ihm nun mit einem scharfen steinernen Messer die Brust geöffnet und das noch zuckende Herz herausgerissen, das der Priester der Sonne darbot und darauf dem Götzenbilde zu Füßen legte. Dann hob er es wieder empor, bot es dem Götzen dar und verbrannte dasselbe, worauf die Asche mit großer Verehrung aufbewahrt wurde. Wenn das Bild von colossaler Größe und hohl gearbeitet war, so steckte man es ihm mit einem goldnen Löffel in den Mund, bestrich auch die Lippen desselben, sowie das Thürgesims des Tempels mit dem Blute des Opfers. War es ein Kriegsgefangener, so schnitt man ihm gleich nach der Opferung den Kopf ab, um die Hirnschale aufzubewahren; den Körper warf man die Treppen hinunter auf den untern freien Platz, wo der Soldat, der das Opfer

zum Gefangenen gemacht hatte, ihn aufhob, zu Hause kochte und Arme und Beine davon mit seinen Freunden verzehrte; das übrige fiel den Raubvögeln anheim oder wurde verbrannt. Auf dieselbe Weise wurden die Reste der zum Opfer verkauften Sklaven ihren früheren Herren zu Theil. Den Göttinnen wurden Weiber geopfert. Berühmten Kriegsgefangenen erlaubte man mit den Waffen in der Hand zu sterben. Sie wurden mit einem Beine an einen Stein angekettet, und mußten, mit Schwert und Schild bewaffnet, mit einem ungehinderten und besser bewaffneten aztekischen Krieger kämpfen. Nur in dem Falle, daß der Gefangene sechsmal in dem ungleichen Kampfe siegte, wurde er mit Ehren und Geschenken in die Heimath entlassen, im andern Falle geopfert. Die Schlachtopfer wurden in den Kleidern und Kennzeichen der Gottheit, welcher sie geweiht waren, durch die Straßen geführt, wobei die sie begleitende Wache für den Tempel sammelte. Entwischte bei dieser Gelegenheit der Gefangene, so mußte der Führer der Wache seine Stelle vertreten. Vor der Hinrichtung wurden die Opfer förmlich gemästet.

Die Nebengötter des Kriegsgottes Huitzilopochtli, gewöhnlich Vitzliputzli genannt, waren theils Elementargötter, theils Standesgötter. Durch Anbeten der Götter der Sonne, der Planeten, der Erde, des Feuers, Regens u. s. w. suchte man eine gute Ernte zu erflehen, durch Anrufen des Gottes der Kaufleute, des Adels, der Soldaten, der Jäger, Künstler u. s. w. suchten diese Stände sich vor Unglück zu schützen. Sehr zahlreich waren die Feste dieser Götter; dem Kriegsgott wurden deren drei gefeiert. Es ist sehr merkwürdig, daß die Mexicaner als über diesen Spezialgöttern stehend noch einen höchsten Gott, Teotl, anerkannten, der nicht abgebildet wurde und dem großen Geist der nordamerikanischen Stämme, dem Ormuzd der Perser entspricht. Ihm gegenüber steht der böse Geist, dem Ahriman entsprechend. Außerdem gab es noch einen eignen Demiurgen, einen Weltschöpfer, der abgebildet wurde. Er erschuf die Welt und das Menschengeschlecht, die Sonne, das Wasser und war ge-

wissermaßen der Vorsteher dieser Welt, die aber durch eine allgemeine Wasserfluth zu Grunde ging. Dieß Zeitalter ist das des Wassers. In dieses Weltalter fällt auch das Schlangenweib, die Mutter des Menschengeschlechtes, welche mit zwei Kindern, einem hellgefärbten und einem dunkeln, abgebildet wird, so daß diese Andeutung zweier verschiedenen Menschenstämme, wie die Sage von der Weltfluth und das Doppelwesen des höchsten Gottes, alles auf Einwanderung aus Asien hinweist. Wir werden noch mehr Anklänge an die Sagen der alten Welt sogleich finden. Ein anderes Götterpaar ist Gründer des zweiten Weltalters, das dem goldnen Zeitalter anderer Völker entspricht, bis alle Menschen umkamen und in der Art der griechischen Sage von Deukalion und Pyrrha ein neues Menschengeschlecht entstand. Dieses zweite Weltalter hieß das der Erde und endigte durch Erdbeben. Das dritte Weltalter ist das der Luft und ging durch Sturmwinde unter, das vierte, noch dauernde, das des Feuers, das durch Feuer sein Ende erreichen wird. Außer den früher genannten, öffentlich verehrten Göttern gab es auch Hausgötter, die Kleinen genannt, deren jeder König sechs, jeder Edelmann vier, jeder Gemeine zwei hatte. Sie waren, wie die Götterbilder überhaupt, in ungeheurer Anzahl vorhanden und es standen deren in allen Tempeln, in den Palästen, Häusern, Wäldern und auf den Gassen. Die spanischen Franziskaner haben binnen acht Jahren mehr als 20,000 zerschlagen. Die gemeinsten waren aus Thon, andere aus Holzarten und Steinen, Metallen, auch gab es deren aus Gold und Edelsteinen. Auf dem hohen Berge Achiantla fand der Dominikaner Fernandez ein kleines Götterbild, welches das Herz des Volkes genannt wurde. Es war aus einem kostbaren Smaragd gearbeitet, der vier Zoll hoch und zwei breit war, oben befand sich die Figur eines Vogels, unten die einer Schlange. Der Mönch zerstörte aus blindem Fanatismus dieses merkwürdige Kunstwerk, obgleich man ihm 1500 Ducaten dafür bot.

Bemerkenswerth ist, daß in der Religion der Azteken

ein keuſcher Ernſt, wie bei wenigen andern Völkern, vorherrſcht, der mit den lüderlichen Orgien der Eries in der Südſee und der Nordpolarnationen wunderbar contraſtirt. Auch findet man unter ihren Götterbildern nur ſehr wenig unbekleidete Figuren und nur höchſt ſelten Andeutungen des Unterſchieds der Geſchlechter, deren Werkzeuge in den aſiatiſchen, ägyptiſchen, griechiſchen und italiſchen Religionsdenkmalen eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. Die künftige Welt beſtand aus drei verſchiedenen Bezirken, dem Haus der Sonne oder dem Himmel, einem indifferenten Zwiſchenreich und der Hölle. Das Haus des Sonnengottes, des Fürſten der Herrlichkeit, war zunächſt für die Soldaten beſtimmt, welche auf dem Schlachtfeld blieben, oder als Gefangene den Göttern geopfert wurden. Hierher gelangten aber auch alle Frauen, welche in ihrem Berufe als gebärende Mütter und Vermehrerinnen der Nation ihr Leben verloren hatten.

Hier aber war ein ewig nur mit Freude erfülltes Leben. Sie feierten täglich den Aufgang der Sonne mit neuen Beluſtigungen und begleiteten ſie bis Mittag mit Tänzen, Geſängen und Spielen. Dann begegneten ihnen die Seelen der Frauen und nahmen bis zum Niedergange der Sonne Theil an ihren Vergnügungen. In dieſem Zuſtande der Wonne verharrten die Seelen vier Jahre; dann konnten ſie ſich in Wolken oder ſchön befiederte Vögel verwandeln, konnten als ſolche nach der Erde zurückkehren, die zurückgelaſſenen Lieben mit ihrer Stimme oder der Pracht ihres Gefieders ergötzen, um die Blumen ſchwärmen und den ſüßen Saft aus den Blüthen ſaugen. Sie hatten aber Macht, wenn ſie an dieſem Genuß ſich geſättigt hatten, in ihren Himmel zurückzukehren. Man ſieht alſo, daß in dieſem ernſten und praktiſchen Volke doch auch ſehr dichteriſche Anſchauungen Platz fanden.

Das Zwiſchenreich des Tlaloc war nicht ſo glänzend, als der Himmel, ſondern ein kühler angenehmer Ort, wo die durch Unglücksfälle und Krankheiten geſtorbenen und, an einem beſondern Orte, die Geopferten ſich aufhielten. In der Unterwelt endlich, der ebenfalls ein Götterpaar

vorstand, verweilten die mit einer ungesühnten Schuld belasteten Seelen, doch melden die Sagen nichts von Höllenstrafen. Die Tlascalaner nahmen Seelenwanderung an. —

Die Zeitrechnung der Mexicaner war sehr zusammengesetzt. Ihr Jahr enthielt 18 Monate zu 20 Tagen und 5 Schalttage, an denen keine Geschäfte vorgenommen wurden. Dreizehn Jahre bildeten eine Periode, vier Perioden oder 52 Jahre ein Zeitalter und zwei Zeitalter ein Jahrhundert von 104 Jahren. Am Ende eines Zeitalters wurden 13 Schalttage eingefügt. Ihr Zahlsystem reichte bis zwanzig; die Zahlen bis zwanzig wurden mit der entsprechenden Anzahl von Ringen bezeichnet: für 20, 400, 8000 traten neue Zahlzeichen ein. Es bestanden gelehrte Gesellschaften für Dichtkunst, Sternkunde, Malerei, Musik, Geschichte und Wahrsagekunst. Der Unterricht in den Wissenschaften geschah durch eine hochentwickelte Bilderschrift, welche theils in die Mauern der Tempel und die Fußgestelle der Götterbilder eingegraben, theils auf Papier aufgezeichnet wurde. Von den letzten haben sich durch den christlichen Fanatismus nur traurige Ueberbleibsel erhalten. Die spanischen Missionäre fanden in Tezcuco, wo die hauptsächlichste Malerschule war, einen ganzen Berg von mexicanischen Handschriften, ließen sie auf dem Markt zusammentragen, zündeten sie an und vernichteten so die wichtigsten Denkmale einer tausendjährigen Kultur.

Die Azteken hatten eine sehr ausgebildete Dichtkunst, auch ein Drama, dessen meist komische Scenen bei den Götterfesten aufgeführt wurden. Von den Pyramidentempeln, sowie von dem Haupttempel zu Mexico ist schon früher die Rede gewesen; hier sei noch, um diese Betrachtung der mexicanischen Cultur bei Montezuma's Regierungsantritt zu schließen, der prachtvollsten Ueberbleibsel aztekischer Baukunst, des Palastes von Palanque, gedacht. Dieser Palast besteht aus einem pyramidalen Unterbau von drei Absätzen, welcher 60 Fuß Höhe, 100′ Länge und 76 Fuß Breite hat und mit glänzendem Mörtel überzogen ist.

Der Palaſt ſelbſt hat 36 Fuß Höhe und etwa 300 Fuß weniger im Umfang als der Grundbau. Die Mauern ſind vier Fuß dick, Fenſter und Thüren von verſchiedener Größe und wie die Zimmerdecken ſpitzbogig gewölbt. Der Palaſt ſelbſt gleicht in ſeiner Eintheilung einem Kreuzgang, der einen größern und zwei kleinere unbedeckte Höfe umſchließt. Die Höhe des Thurms, der aus vier Stockwerken, jedes mit vier Fenſtern, beſteht, iſt 65 Fuß; er war mit blutrothem Stuck überzogen. Unter dem Gebäude bemerkte man unterirdiſche Gänge von 8 Fuß Breite und 80 Fuß Länge, zu denen Treppen hinabführten. Der ganze Palaſt, auf den pyramidalen Unterbau breit und ſicher hingelagert, mit ſeinen 11 Thüren an der Hauptſeite und von dem Thurme überragt, die Mauerflächen von den langhingeſtreckten Frieſen und Simſen unterbrochen, hatte ein ehrwürdiges Anſehen. Er war aber auch merkwürdig durch halberhabene Arbeiten, welche an den Fenſtern aus Gips gefertigt: menſchliche und Thiergeſtalten, Pflanzenarabesken und Götterbilder darſtellten. Es gab auch Bildhauer, welche ihre Werke theils aus Holz, theils aus Stein formten. Die Steine wurden ohne eiſerne Werkzeuge mit Meiſeln aus Kieſelſtein bearbeitet. Sie fertigten ſelbſt aus Baſalt, Porphyr, Marmor ſehr ausgeführte Figuren, welche in ungeheuerer Anzahl vorhanden waren, aber von den Miſſionären zerſtört worden ſind, ſo daß der Grund zur erſten Kirche Mexico's aus lauter Trümmern ſolcher ſteinernen Bildwerke gelegt wurde. Hölzerne Statuen wurden mit kupfernen Werkzeugen aus den harten Holzarten des Landes fein und beſtimmt ausgeführt.

Während Montezuma's Herrſchaft erlitt das mannhafte Weſen der Mexicaner eine bedeutende Aenderung. Seit 1502 führte er an ſeinem Hofe das größte Gepränge und ein ſtrenges Ceremoniell ein. Er nahm zuerſt ſeine ganze Umgebung aus dem Adel; außer dieſen mußten jeden Morgen 600 Lehnsträger ihm ihre Aufwartung machen; ſie brachten den ganzen Tag im Vorzimmer zu, wohin keiner ihrer Diener gelaſſen wurde. Sie mußten

leiſe reden und das Gebot des Monarchen ſchweigend erwarten. Das Gefolge der Vaſallen füllte drei Höfe des Palaſtes und einen Theil der Straße vor demſelben. Sämmtliche Vaſallen mußten ſich jährlich einige Monate in der Hauptſtadt aufhalten und bei ihrer Abreiſe Brüder oder Söhne als Geißeln zurücklaſſen, daher ſie Häuſer in Mexico beſitzen mußten. In den Palaſt durfte Niemand treten, bis er am Eingange die Fußbekleidung abgelegt hatte. Die vornehmſten Herren, nur die Mitglieder der königlichen Familie ausgenommen, mußten ihre koſtbaren Kleider ablegen oder ſie wenigſtens mit geringeren Stoffen bedecken, wenn ſie vor dem König erſcheinen wollten, um ihre demüthigen Geſinnungen darzulegen. Jedermann, der in's Audienzzimmer trat, mußte drei Verbeugungen machen und bei der erſten „Herr," bei der zweiten „mein Herr," bei der dritten „großer Herr" ſagen. Man mußte leiſe reden mit niedergebogenem Haupt; die Antwort empfing man durch Geheimſchreiber. Niemand durfte beim Hinausgehen dem Throne den Rücken zukehren. Der König ſpeiſte allein von einer ſolchen Anzahl von Schüſſeln, daß der Boden des Saales damit bedeckt war. Drei bis vierhundert Edelleute trugen die Gerichte auf; die Ehre, ihn ſelbſt ſpeiſen zu ſehen, genoſſen nur die Miniſter. Jedes einmal gebrauchte Geſchirr ſowie die Reſte der Tafel erhielten die Edelleute. Er erbaute einen großen Palaſt mit vielen Höfen, großen Hallen und zwanzig Thoren, mit Marmor und koſtbaren Hölzern geſchmückt. Montezuma legte mehrere prachtvolle Luſtgärten an, baute viele Tempel, in denen die Menſchenopfer zahlreicher fielen, als je zuvor, und ergab ſich ganz der Prieſterſchaft und ihrem Aberglauben. Seinen Beamten mißtraute er und ſtellte ihre Pflichttreue auf die Probe; das Heer ermüdete er durch ununterbrochene Arbeiten: das Volk kränkte er durch die wachſenden Steuern, die ſeine Verſchwendung hervorrief und durch die Bevorzugung des Adels, deſſen Ehrgefühl er wiederum durch jenes ſklaviſche Ceremoniell ſchwächte. Zu dieſen innern Anſtänden kam noch Hungersnoth im Jahr 1505 und Krieg mit den benach-

barten ſtammverwandten Freiſtaaten Chalco und Tlascala, welche bisher den flüchtigen Mexicanern zum Zufluchtsort gedient hatten.

So war das Reich zum Untergange reif, der dem abergläubiſchen Gemüth des Montezuma durch eine Reihe von Unglücksfällen, durch Stürme, unerklärliche Feuersbrünſte und Kometen vorherverkündigt wurde.

Die Eroberung Mexico's durch die Spanier iſt uns allen ſeit früher Jugend ſo genau bekannt, daß hier nur wenige Thatſachen in's Gedächtniß zurückgerufen zu werden brauchen. Am 12. Februar 1529 verließ Cortez mit 11 kleinen Schiffen, welche 617 Mann mit 16 Pferden und 14 kleinen Feldſtücken trugen, die Inſel Cuba, landete am 2. April an der Stelle, wo ſpäter S. Juan de Ulloa erbaut wurde, legte Veracruz an, verbrannte ſeine Schiffe und rückte nun in's Land vor, wo ſich der Stamm der Tlascalaner mit ihm verbündete. In Cholula kam er dem drohenden Verrath durch kräftiges, grauſames Einſchreiten zuvor und drängte ſich halb als Freund und ohne offene Gewalt mit 500 Mann in Mexico ein, wo er bald einen ſchicklichen Vorwand fand, mit der Perſon des Königs ſich der Zügel des Reiches zu bemächtigen. Aber nicht nur gegen ein Volk von mehreren Millionen ſollten die fünfhundert Mann genügen, ſondern gegen die eigenen Landsleute mußten ſie ihren geliebten Führer beſchützen. Velasquez, der Statthalter von Cuba, welcher den Cortez abgeſandt, fürchtete deſſen aufſtrebenden Geiſt und ſandte einen andern ſeiner Untergebenen, ihm mit Gewalt den Oberbefehl abzunehmen. Zwar ſiegte Cortez in dem Kampfe, der nun entſtand, und vermehrte ſeine Streitkräfte mit des gefallenen Narvaez Schaaren; aber während ſeiner Abweſenheit hatte ſein Stellvertreter die Mexicaner ſo erbittert, daß bald nach ſeiner Rückkehr ein offener Kampf ausbrach, in welchem die Spanier gegen die ungeheure Uebermacht unterlagen und Montezuma ſelbſt, der ſie gegen ſein Volk ſchützen wollte, von den Seinigen als ein Verräther mit Steinwürfen getödtet wurde. Sie mußten mit vielem Verluſt im Juni 1520

die Stadt räumen und kehrten nur 440 Mann ſtark nach Tlascala zurück, nachdem ſie bei Otompan ſich noch durch ein ſehr zahlreiches Aztekenheer durchgeſchlagen hatten. In Tlascala verſtärkte Cortez nicht nur ſein europäiſches Heer bis auf 800 Mann zu Fuß, 86 Reiter und 18 Kanonen, ſondern ſammelte auch noch eine Schaar von 20,000 Mann Bundesgenoſſen: eine Kleinigkeit, welche in den älteren Geſchichtserzählungen ganz übergangen wird, ſo daß es einen wahrhaft komiſchen Eindruck macht, wenn Cortez mit wenigen Hundert Mann, die ſich durch das Schwert, durch Krankheiten und Beſchwerden doch fortwährend vermindern mußten, jahrelang Krieg führt und zuletzt noch eine Stadt von ſo ungeheurem Umfang wie Merico belagert. Ebenſo wenig wird darin erwähnt, daß das Aztekenreich ſchon vorher erſchüttert, daß die Tlascalaner keineswegs Angehörige deſſelben waren, daß überhaupt unſere feſten Staatsverhältniſſe mit den dortigen Zuſtänden nicht verglichen werden dürfen. Wichtiger als Pferde und Kanonen waren für die Erfolge des Cortez die Zwiſtigkeiten, welche er vorfand und mit der größten Klugheit und Kühnheit zu benutzen wußte. Auf dieſe Weiſe hatte er erſt die Totanaken, dann halb durch Güte, halb durch Gewalt die Tlascalaner, ſeine treueſten und mächtigſten Anhänger gewonnen. Von Tlascala alſo zog er im December 1520 zur Belagerung von Merico, verſtärkte im April in dem befreundeten Staate Tezcuco ſeine Macht auf 200,000 Mann, welche während der Belagerung noch um 40,000 ſich vermehrte, und begann im Mai den Angriff auf Merico, das trotz der feindlichen Uebermacht und der Hungersnoth, die bald in der Stadt herrſchte, auf's tapferſte vertheidigt ward. Mehrere Stürme der Spanier wurden abgeſchlagen, endlich am 13. Auguſt, dem Tage des heil. Hippolyt, deſſen Name deßwegen von Cortez bei allen ſeinen Stiftungen gefeiert wurde, gelang die Einnahme der Stadt und die Gefangennehmung des edlen Quatimozin, des letzten Königs des Aztekenreichs.

Wir übergehen die Gräuel, zu denen Habſucht und

Fanatismus die Spanier gleich nach dem Siege verleiteten; wie Quatimozin wegen seiner verborgenen Schätze gefoltert wurde, mit welcher Grausamkeit die Indier zu der Bearbeitung der Bergwerke gezwungen wurden, um etwas Allgemeines über die Einrichtung des ungeheuren Reichs zu sagen, mit dem Cortez die Macht Carl's V. vermehrt hatte. Cortez schrieb darüber an den Kaiser in einem leicht verständlichen Gegensatz, der gewissermaßen sein Verdienst der Gnade Gottes gleichstellt: „Ich wünschte, daß Eure Hoheit von allen den Dingen unterrichtet würden, welche auf dies Land Bezug haben und die, wie ich schon in einem früheren Bericht bemerkte, so zahlreich und wichtig sind, daß Eure Hoheit jetzt sich zum zweitenmale Kaiser nennen kann, mit nicht wenigerem Rechte, als Sie Kaiser von Deutschland heißt, welches Eure heil. Majestät durch die Gnade Gottes besitzt."

Der neueroberte Staat ward Neu-Spanien genannt und erhielt schon 1540 einen Vice-König, 1542 eine Audiencia (obersten Gerichtshof) und ein Erzbisthum. Das Land war in zwei Generalkapitainschaften und zwölf Civilverwaltungsbezirke eingetheilt. Bis zum vorigen Jahrhundert, wo einige Verbesserungen in der Lage der Indianer vorgenommen wurden, schmachtete das Land unter demselben Druck und verfiel ebenso dem Todesschlaf, wie das Mutterland.

Der Zustand der Urbewohner wurde unter dem Drucke der mit der Eroberung beginnenden dreihundertjährigen Fremdherrschaft sehr traurig. Die alten Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die geschichtlichen Erinnerungen gingen verloren, ja man zerstörte sie absichtlich. Die wohlhabendsten und gebildetsten Eingebornen wurden die ersten Opfer der habgierigen und herrschsüchtigen Eroberer und der grausamen spanischen Politik. Christlicher Fanatismus wüthete gegen die indischen Priester und die von ihnen bewahrten Gemäldeschriften, von denen der erste Bischof von Mexico, ein Franziscaner, ganze Haufen verbrennen ließ, weil er sie für Werke des Satans hielt.

So ſeiner Lehrmittel beraubt, ſank das Volk bald in tiefe Unwiſſenheit, denn ihm wurde kein neuer Unterricht ſtatt des entriſſenen alten zu Theil. Die mönchiſchen Glaubensboten, Dominicaner und Franziscaner, richteten ihr Augenmerk nicht darauf, den Indiern Kenntniſſe von den Lehren und Grundſätzen des Chriſtenthums beizubringen, ſondern ſie nur an die Ausübung des katholiſchen Ceremoniells zu gewöhnen. Unter dem Namen der Heiligen verehrten ſie nur ihre alten Götter fort, ſo ſehr, daß ſie verſchiedene Madonnenbilder als verſchiedene Götter anbeteten und die Madonna de los Remedios zu ihrer Schutzheiligen, die von Guadalupe zu der der Spanier machten, deßhalb nur zu der erſten beteten und ihr Geſchenke brachten.

Als ſpäterhin einige vernünftigere unter dieſen Mönchen ſich bemühten, nützliche europäiſche Kenntniſſe unter den Eingeborenen zu verbreiten, fanden ſie bei der Regierung die größten Hinderniſſe. Die heutigen Indier ſtammen natürlich größtentheils von der Maſſe des gemeinen Volks ab, welche ſchon in den Aztekenſtaaten, wie wir geſehen haben, durch das Lehnsweſen und den Deſpotismus geknechtet war. Die Eroberung machte den Zuſtand des Adels gleich elend mit dem der Gemeinen. Zwar ſuchten die ſpaniſchen Geſetze den Unterſchied der Stände aufrecht zu erhalten, indem ſie den Abkömmlingen der alten vornehmen Familien, den Caziken, gewiſſe Vorrechte einräumten, aber dieſe Geſetze wurden nicht beobachtet und das ganze Volk der Eingeborenen mit gleicher Verachtung behandelt. Dieſer Geringſchätzung zu entgehen, verheiratheten ſich die Mädchen beſſerer Stände mit den ſpaniſchen Eindringlingen, ihre Kinder wurden Spanier und wußten nichts mehr von ihren indiſchen Vorfahren. Andere aztekiſche Adelige, zu ſtolz, ſich durch Vermiſchung mit den Spaniern gleichſam in dieſe zu verwandeln, zogen es vor, das Land, welches ſie ehedem durch ihre Vaſallen bearbeiten ließen, nun mit eigner Hand anzubauen und verloren ſich ſo in der Maſſe der Gemeinen. Man entriß dem Ackerbauer ſeinen Boden, um ihn zeitweiſe zur

Bearbeitung der Bergwerke zu zwingen, auf deren Betrieb die nach Reichthümern geizenden Eroberer bald ihr Hauptaugenmerk zu richten begannen. Alles indiſche Eigenthum, bewegliches wie unbewegliches, ward als den Siegern angehörig betrachtet und nur ein ſehr beſchränkter Raum um die neu erbauten Kirchen den Indiern zum Wohnſitze angewieſen. Zu einer Zeit, wo man ſich alles Ernſtes darüber ſtritt, ob die Gente irrazionale, d. h. die Indier, den vernünftigen Weſen beizuzählen ſeien, glaubte man ihnen noch eine Wohlthat zu erweiſen, wenn man ſie für immer unter die Vormundſchaft der Weißen ſtellte. So wurden ſie Sklaven und erhielten zu Herren und Beſchützern die in Spanien ernannten Encomendéros, theils Soldaten, die ſich im Kriege ausgezeichnet hatten, und deren Nachkommen, theils Rechtsgelehrte und Beamte, theils endlich Klöſter. Dieß Syſtem beſſerte die Lage der Indier nicht, es feſſelte ſie an den Boden und ihre Arbeit gehörte ihren Herren. Es ging ſo weit, daß dem Leibeigenen häufig der Name ſeines Herrn beigelegt ward, weßhalb noch heute viele Indier unvermiſchter Abkunft ſpaniſche Familien-Namen führen.

Noch andere Geſetze und Gebräuche beraubten die Indier ihrer Bürger- und Menſchenrechte. Jede von einer kupferfarbigen Perſon unterzeichnete Urkunde, jede von ihr eingegangene Schuld über 3 Peſos war ungültig: Man ſuchte die Vermiſchung der Stämme möglichſt zu hemmen, und es war lange den Weißen unterſagt, mit den Kupferfarbenen in demſelben Orte zuſammen zu wohnen. Vielleicht aus demſelben Grunde wurden auch die Gemeindevorſtände der Indier aus ihrem eigenen Volke gewählt. Man machte dazu gewöhnlich Leute aus den alten Adelsfamilien, ſchon von früher gewohnt, die Gemeinen zu drücken und ergebene Werkzeuge der Weißen zur Knechtung ihrer Stammgenoſſen. Die gemeinen Freien blieben in demſelben Verhältniß, wie unter der Aztekenherrſchaft; ſie hatten nur Gemeindegüter, kein perſönliches Eigenthum. Dieſe Gemeindegüter wurden verpachtet und der Intendant der Provinz konnte ganz willkürlich über

den Ertrag verfügen. Nur ein Theil dieſes Geldes wurde für die Gemeindebedürfniſſe verwandt, während noch 1798 der Intendant von Valladolid faſt eine Million Peſos aus dieſer Quelle, die ſich ſeit 12 Jahren geſammelt hatten, nach Madrid ſandte, unter dem Vorgeben, es ſey ein freiwilliges Geſchenk an den König von Seiten ſeiner indiſchen Unterthanen zur Unterſtützung des Krieges gegen England. Ein abſcheulicher Gebrauch waren auch die ſogenannten **Repartimientos**, in deren Folge die Indier, von den **Corregidores** gezwungen, Pferde, Maulthiere, Kleidungsſtücke und hundert andere, ihnen zum Theil völlig unnütze Gegenſtände zu übermäßigen Preiſen zu kaufen genöthigt wurden. Dadurch machten ſich die Behörden zu Gläubigern und folglich zu Herren der Arbeit der Indier. Durch dieſe Einrichtung wurden einſt die Bewohner von Miſteca veranlaßt, in einer Nacht alle Maulbeerbäume niederzuſchlagen, da der von den Mönchen eingeführte Seidenbau nur ein Mittel mehr für die weltlichen Behörden ward, die Indier zu drücken. Der geſchichtliche Roman von Sealsfield: „der Virey (d. h. Vicekönig) und die Ariſtokraten," entwirft ein ſehr anſchauliches Bild des Zuſtandes von Mexico kurz vor dem Untergang der ſpaniſchen Herrſchaft, 1812, das gewiß im Ganzen wahr iſt, wenn auch einzelne Züge erfunden ſeyn mögen. Darin wird als ſchreiendes Beiſpiel des verderblichen Syſtems erzählt, daß eine Ladung von Spanien aus in Holland beſtellter Brillen, welche ſchlecht ausgefallen waren, zum Zwangsverkauf an die Indier nach Mexico geſchickt wurden.

Ein milder Geiſt waltete in den erſten **Leyes de las Indias**, aber ſie wurden ſchlecht befolgt und alle Geſetze, welche der Hof von Madrid und der hohe Rath von Indien zu Gunſten der Eingebornen erließen, haben faſt mehr geſchadet als genützt, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß mit der Regierung Carl's III. im achtzehnten Jahrhundert eine beſſere Zeit anbrach. Er hob die **Encomiendas** auf, deren Inhaber, die Nachkommen der Eroberer, ohnedieß ſich ſehr vermindert hatten, verbot die

Repartimientos und ſetzte Beamte ein, welche das Verfahren der untern Behörden zu überwachen hatten.

So begannen die kupferfarbenen Eingeborenen ſich bereits der Wohlthat milder und menſchlicher Geſetze zu erfreuen, als die Revolution ausbrach und ihnen alle Menſchenrechte, wenigſtens in der Theorie, zurückgab. Indeß hat dieſer neue Zuſtand auf ihre geiſtige Entwickelung noch wenig Einfluß geübt, da man ſich zu wenig mit ihrer Bildung beſchäftigt hat.

Die Meſtizen, oder Miſchlinge der Eingeborenen und Europäer, und die in Amerika geborenen Kinder weißer Eltern, die Creolen, welche die Hauptbevölkerung und die jetzt herrſchende von Merico bilden, ſtanden während der ſpaniſchen Herrſchaft unter demſelben Druck. Jeder Spanier konnte ſich um jede Creolin, auch die vornehmſte, bewerben, und im Fall der Heirath erhielt die Tochter zwei Drittel des Vermögens oder das Ganze; die Söhne wurden enterbt. Bei dieſem Farbenunterſchied kamen die Creolenſöhne eines ſpaniſchen Vaters in eine andere Claſſe, alſo auch zu einer andern Partei, als dieſer, — ſo wurden alle Familienbande durch den Hautadel zerriſſen. Dieſe Kaſteneintheilung war auch die erſte Veranlaſſung, von Spanien ſich loszureißen. Nachdem nämlich Napoleon die Bourbons aus Spanien vertrieben, forderte er auch die Colonien auf, ſeinem Bruder zu huldigen. Zwar hielt der Statthalter an dem alten Königshaus, doch regten die Verwirrungen, die ſofort in Spanien ausbrachen, in Merico, das ſeit 300 Jahren zum erſtenmal wieder um ſeine Meinung befragt und zu einem Entſchluß veranlaßt wurde, den Gedanken an, in der Hauptſtadt eine eigene Junta zu bilden, die mit dem Vicekönig zuſammen zur Vertheidigung des Landes wirken könne, und bei dieſer Gelegenheit hofften die Creolen, auf eine Stufe mit den Spaniern zu rücken. Der Vicekönig war geneigt, ihrem Wunſche zu willfahren; dadurch aber reizte er die Spanier, welche noch länger im Alleinbeſitz des Handels und der Aemter bleiben wollten; es ward ein kaufmänniſcher Aufſtand erregt und am 18. September der Vicekönig

von 400 Handlungsdienern überfallen und gefangen, der gethane Schritt auch von den Behörden gebilligt, der Vicekönig nach Spanien geschafft und dort ins Gefängniß geworfen. Die natürliche Folge dieser Vorgänge war eine vermehrte Unzufriedenheit unter den Creolen, und als Ergebniß einer Verschwörung brach 1810 der bekannte Aufstand des Pfarrers Hidalgo aus, der, anfangs glücklich, sich der wichtigen Stadt Guanaxuato bemächtigte, wo er 5 Mill. Piaster fand und eine Regierung einsetzte. Am 20. October zog er in Valladolid ein, ließ sich zum Generalissimus ernennen und drang mit einem unter den Farben der alten Aztekenkaiser, weiß und blau, kämpfenden Heere von 80,000 Mann bis 12 Stunden von der Hauptstadt vor. Ein anderer Pfarrer, Morelos, der mit einer Schaar von Valladolid her zu ihm gestoßen war, wurde nach Acapulco geschickt, die entgegengeschickten Truppen geschlagen; allein die pfäffischen Führer erlagen pfäffischen Waffen. Der Erzbischof in der von Truppen entblößten Hauptstadt that Hidalgo in den Bann und die Inquisition erklärte ihn für einen Ketzer. Hidalgo kehrte mit seinem durch diese Manifeste erschütterten Heere um, erlitt noch im November auf dem Rückzuge zwei Niederlagen, hatte aber dennoch zu Anfang 1811 wieder 70,000 Mann bei Guadalarara gesammelt, und wurde hier am 17. Januar vom General Calleja in einer elfstündigen Schlacht auf's Haupt geschlagen. Er floh nach Norden, wurde aber von seinen eigenen Anhängern, welche so Verzeihung zu erkaufen hofften, ausgeliefert und von den Spaniern hingerichtet. Indessen dauerte der Guerillaskrieg fort, besonders unter Morelos; Calleja zog siegreich durch das Land, aber bei dessen ungeheurer Ausdehnung konnte er nicht verhindern, daß, sobald er sich entfernte, neue Aufstände sich erhoben. Zu dem Siege der spanischen kleinen Macht trugen besonders die Zwistigkeiten der Führer des Aufstandes bei. 1818 waren außer dem nach Norden entwichenen Guerrero alle unschädlich gemacht und eine verständige Behandlung der Creolen hätte das Land der Krone Spaniens erhalten können,

ſtatt deſſen ſtieg die Bevorzugung der Spanier und der Steuerdruck.

1820 wirkten die Vorgänge im Mutterlande auf Mexico zurück. In Spanien war die Verfaſſung von 1812 von Neuem ausgerufen worden, und an den Vicekönig Apodaca erging zu Ende des Jahres der Befehl, ſie auch hier zu verkündigen. Er zaudert und entſendet den Oberſten Auguſtin Iturbide, aus einer angeſehenen Creolenfamilie entſproſſen, aber bis dahin einer der eifrigſten Vorkämpfer des Königthums und ſpaniſcher Gewalt, um auf ſeinem Wege die öffentliche Meinung zu erforſchen und wo möglich für den unumſchränkten König und gegen die Verfaſſung zu ſtimmen. Statt deſſen vereinigt ſich Iturbide friedlich mit Guerrero, tritt an die Spitze des Aufſtandes, zieht nach Iguala, einem kleinen Städtchen auf dem Wege nach Acapulco und proclamirt daſelbſt den berühmten, nachher ſo genannten **Plan de Iguala.** „Mexico," hieß es darin, „ſolle fortan von Spanien unabhängig ſeyn und eine eigene, verfaſſungsgemäße Monarchie bilden. Die Krone ſoll Ferdinand **VII.**, oder im Fall dieſer ſie ausſchlägt, den jüngeren Prinzen des ſpaniſch-burboniſchen Hauſes unter der Bedingung angeboten werden: daß der ſie annehmende Monarch in Mexico reſidire und der Verfaſſung Treue ſchwöre; ferner ſoll der römiſch-katholiſche Glaube und die Freiheiten und Vorrechte des Klerus unverletzt erhalten werden; alle bisherigen Kaſtenunterſchiede hören auf und Spaniern und Creolen, Indiern, Miſchlingen und Negern werden fortan gleiche Rechte freier Bürger zugeſtanden. Ein Heer ſoll errichtet werden, welches den Namen „Heer der drei Bürgſchaften" führen und deſſen Zweck und Pflicht es ſeyn ſoll, die Unabhängigkeit Mexico's, die katholiſche Religion und die Eintracht der verſchiedenen Farben aufrecht zu erhalten." Mit der Einſetzung dieſes Heeres war der Grund gelegt zu der unſeligen Herrſchaft des Säbels, welche in Mexico wie im Mutterlande bis auf dieſe Stunde ihr Spiel treibt. Anfangs ſchwach und wenig Anklang beim Volke findend, breitet ſich dennoch der Auf-

ruhr bald genug aus und gewinnt Kraft, auch in der Hauptstadt. Apodaca wird von seinen eigenen Offizieren seines Amtes entsetzt; die Ankunft eines neuen Vicekönigs verzögert sich. Als dieser endlich im August 1821 in Veracruz landet, findet er den Aufstand zu sehr gewachsen, um sich ihm mit Hoffnung auf Erfolg entgegenstellen zu können. Darum sucht er zu retten, was möglich ist, und schließt am 24. August mit Iturbide den Vertrag von Cordova, gegründet auf unbedingte Genehmigung des Plans von Iguala. Die spanischen Regimenter werden sofort nach Havana eingeschifft und am 17. September besetzt Iturbide mit seinem Heere der drei Bürgschaften die Hauptstadt des Landes. Eine vorläufige Regierungsversammlung wird niedergesetzt und Iturbide zu ihrem Vorsitzer, zugleich zum Oberanführer der Land- und Seemacht erwählt. Die von ihr berufenen allgemeinen Stände (Cortes) halten am 24. Hornung 1822 ihre erste Sitzung. Die Versammlung der Stände nimmt zwar den Entwurf von Iguala einstimmig an, spaltet sich jedoch gar bald in drei verschiedene Parteien: Burbonisten, Republikaner und Iturbidisten. Während aber die ersten der Ankunft eines spanischen Prinzen entgegenharren, hat bereits am 13. Hornung ein Beschluß der spanischen Stände den Vertrag von Cordova verworfen und ihre Hoffnungen vernichtet. Die nun eintretende Ungewißheit über die zu ergreifenden Maaßregeln ward von den Anhängern Iturbide's geschickt benutzt; am 18. Mai ruft das Heer seinen Anführer als Augustin I. zum Kaiser von Mexico aus und am folgenden Tage wird diese Wahl von der Ständeversammlung bestätigt. Aber der neue Kaiser verstand es nicht, durch kluge Mäßigung und behutsame, versöhnende Maaßregeln die Gemüther der Bürger für sich zu gewinnen und seinen schwankenden Thron zu befestigen. Auf seine Beliebtheit beim Volke und die Anhänglichkeit des Heeres trotzend, versuchte er zu früh und zu auffallend, die unumschränkte Macht an die Stelle der Verfassung zu setzen und unterlag dabei. Am 30. October 1822 löste er die Ständeversammlung

auf, aber ſchon zu Ende deſſelben Jahres erhoben ſich die Republikaner gegen ihn. Dieſen trat Santa Anna, Statthalter von Veracruz, und vier andere Generale bei und verbündeten ſich am 1. Hornung 1823 zur Wiederherſtellung der Verfaſſung. Am 12. deſſelben Monats trat ſchon eine republikaniſche Junta zu Jalapa zuſammen und der Kaiſer ſtand von Volk und Heer verlaſſen. Da ruft er entmuthigt den Landtag am 8. März wieder zuſammen, dankt am 19. ab, und ſchifft ſich am 11. Mai, nachdem er gerade elf Monate regiert hatte, auf einem engliſchen Schiffe nach Livorno ein. Ein neuer Verfaſſungsentwurf wurde am 20. November der Ständeverſammlung vorgelegt. Nach ihm erklärte ſich Merico als unabhängigen Bund von Freiſtaaten, mit Aufhebung aller früheren Verhältniſſe zu Spanien, Aufrechterhaltung der römiſch-katholiſchen Religion in allen ihren bisherigen Vorrechten und Ehren, Aufhebung der Kaſtenunterſchiede und Theilung der Staatsgewalt in drei Zweige, den geſetzgebenden, den ausübenden und den richterlichen. Jedes Glied des Bundes ſollte einen freien, nach innen ſelbſtſtändigen, nach außen durch gemeinſame Rückſichten gebundenen Staat bilden. Nach manchen Kämpfen wurde dieſe Form am 2. Februar 1824 angenommen, und in den Bund treten, in äußerlicher Nachahmung der Verein-Staaten von Nordamerika, 19 Staaten, 5 Territorien und 1 Bundesgebiet. Die vollſtändig ausgearbeitete Verfaſſungsurkunde wurde am 4. October angenommen und lautet ihrem weſentlichen Inhalte nach wie folgt:

„Die mericaniſche Nation iſt für immer frei und unabhängig von der ſpaniſchen Regierung und jeder andern Macht.

Die Religion des mericaniſchen Volkes iſt und ſoll für immer ſeyn die römiſch-katholiſch-apoſtoliſch-chriſtliche. Die Nation wird dieſelbe durch weiſe und gerechte Geſetze ſchützen und verbietet den Cultus jeder andern. Die Nation nimmt eine republikaniſch-repräſentative Bundesverfaſſung an. Die oberſte Regierungsgewalt des Landes iſt getheilt in drei Zweige: die geſetzgebende, ausübende und richterliche.

Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen einer allgemeinen Ständeversammlung, bestehend aus der Kammer der Volksvertreter und der der Senatoren.

Die oberste ausübende Gewalt ist in die Hände eines Präsidenten gelegt, dem ein Vicepräsident zur Seite steht. Die oberste Rechtsgewalt ist einem obersten Gerichtshof übertragen, bestehend aus elf Richtern und einem General-Fiscal."

Es würde zu weit führen, die ganze Verfassung im Einzelnen ausführlich zu erörtern, deßhalb stehen hier nur folgende allgemeine Betrachtungen. Auf den ersten Blick zeigt die Bundesacte Mexico's eine große Aehnlichkeit mit jener der nordamerikanischen Freistaaten, und in der That sind auch die meisten Artikel derselben aus dieser entlehnt. Bei näherer Betrachtung zeigen sich aber doch bald einige wesentliche Unterschiede. Obgleich die mexicanischen Staaten allen ihren Bürgern Stimm- und Wahlrecht zugestanden, waren diese durch die Verfassung doch nur ermächtigt, Wahlkörper zu ernennen, welche dann ihrerseits die Volksvertreter zu wählen hatten. Geschworenengerichte waren eben so wenig eingeführt, als Oeffentlichkeit der Gerechtigkeitspflege. Aber die bedeutendste Abweichung der mexicanischen Verfassung von der nordamerikanischen liegt in der Annahme einer ausschließlichen Staatsreligion, der römisch-katholischen, mit Verbot des Gottesdienstes aller übrigen. Sie hat ihren Grund theils in der frühern Unterwerfung Mexico's unter die bigotteste Nation des Erdbodens, theils in dem eigenthümlichen Umstand, daß der Aufstand von der Geistlichkeit ausging, durch Geistliche geleitet und mit Beihülfe geistlichen Einflusses durchgeführt wurde. Dieser Umstand nöthigte Iturbide, sich bei seinem Unternehmen die Fortdauer des guten Willens der Geistlichkeit zu sichern, und somit ward im Plan von Iguala die Aufrechthaltung der katholischen Religion in allen ihren Vorrechten als einer der ersten Grundsätze aufgestellt. Wie schlecht dieser Glaubenszwang zu dem Begriffe eines Freistaats paßte, ergibt sich von selbst. Die in der Bundesacte vorgesehenen außerordentlichen Vorsichts-

maaßregeln gegen die Möglichkeit der Selbstherrschaft eines Präsidenten erzeugte die Furcht vor einem neuen Iturbide, daher der Congreß anfangs drei Präsidenten ernannte, obgleich die Dreizahl der Consuln Frankreich auch nicht vor dem Uebergang aus der Republik in's Kaiserreich geschützt hatte. Die Verfassung der einzelnen Staaten waren mehr oder minder Wiederholungen der Bundesacte.

Die Annahme des Bundessystems hat unläugbar für Mexico gute Wirkung gehabt. Es bereitete das Volk zur politischen Reife vor; die Bundesacte ermunterte zur Gründung von Unterrichtsanstalten, sie öffnete die Häfen dem fremden Handel, erleichterte die Naturalisation, während das verderbliche spanische System alles wohlthätige Hinströmen fremder Menschen und Kenntnisse verhindert hatte. Die Trennung des Landes in einzelne selbstständige Staaten erleichterte die Abstellung von Mängeln, welche bei dem großen Umfange des Landes von einer Centralregierung nicht so leicht verbessert werden konnten, und die Staaten, welche kluge und thätige Männer an ihrer Spitze sahen, fanden sich wohl dabei. Aber die große Masse des Volkes war noch zu weit zurück, um diese Vortheile gehörig zu würdigen, und da keine Ueberzeugung von seinen Vorzügen, sondern nur die gegenseitige Eifersucht der Staaten das Bundessystem eingeführt hatte, so blieb dieses zu keiner Zeit ohne Anfechtung. Die Unabhängigkeit, so plötzlich einer Nation gegeben, welche durch die spanische, stets auf möglichste Hinderung des Volksbildung hinarbeitende, Regierung in keiner Weise darauf vorbereitet war, rief eine Gesetzlosigkeit hervor, welche zu der Auflehnung einzelner Staaten und Truppenführer gegen den durch die Bundesacte machtlosen Präsidenten und den selbst durch Parteien zerrissenen Congreß führte. Die stehenden Heere, ohne Zucht, ohne Gehorsam gegen die obersten Staatsgewalten, drückten das Land und zehrten seine Einkünfte auf. Die Heerführer strebten fast alle nach dem Präsidentenstuhl und suchten, da das Volk gewöhnlich gleichgültig blieb, mit Hülfe ih-

res Anhangs im Heere, welches zur Beschützung der Freiheit berufen war, mit Gewalt ihr Ziel zu erreichen.

Die große Partei der Geistlichen unterstützte diese centralisirenden Bestrebungen, und so sehen wir seit 1829 jene Reihe von Soldatenaufständen beginnen, welche bis auf unsere Tage fortdauern. Man kann in dieser Hinsicht keine schlagenderen Gegensätze sehen, als die feindlichen Nachbarrepubliken Nordamerika und Mexico. Trotz der um 50 Jahre längeren Dauer und obgleich die Parteien sich auch hier schroff genug einander gegenüberstehen, hat doch Nordamerika noch nicht eine einzige gewaltsame Umwälzung erfahren, noch nie ist ein Präsident anders als auf dem Wege der Wahl zu seiner Würde gelangt. So wie dieser ruhige Gang die natürliche Folge des englischen Colonisationssystems ist, welches jeden Colonisten als einen vollberechtigten, freien Engländer, der nur in ein anderes Land verpflanzt war, hinstellte und von ihm nun auch Achtung vor den schützenden Gesetzen erwarten durfte, so konnte das spanische System der Bevormundung und Verdummung auch keine andere Frucht tragen, sobald die Sklaven ihre Kette gebrochen hatten.

Im Jahre 1828 beginnen jene Umwälzungen, deren Leiter und Opfer großentheils noch leben und wirken. Durch einen blutigen, von Brand und Plünderung begleiteten Aufstand der demokratischen Partei in der Hauptstadt wird der gesetzmäßig gewählte Präsident Pedraza abgesetzt nnd verbannt und General Guerrero an seine Stelle ernannt. Dieser zeigt bei der nicht unerwartet kommenden Landung eines spanischen Eroberungsheeres im Jahr 1829 nicht die nöthige Voraussicht und Thätigkeit und überläßt dem General Santa Anna, Statthalter von Veracruz, die Ehre, mit seiner Abtheilung den Feind geschlagen zu haben, ehe nur die Regierung ein Heer zusammengezogen hatte. Die Staaten Yucatan und Tabasco, erschreckt von der so nahe drohenden Gefahr, verlangen Einführung einer Centralregierung und ersuchen Santa Anna sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen. Indessen siegte die Gegenpartei so sehr, daß Guerrero abdankte, aber auch

Santa Anna es für gerathen hielt, seine Stellen niederzulegen und in das Privatleben sich zurückzuziehen. An Guerrero's Stelle tritt der bisherige Vicepräsident Bustamente, gegen den 1830 Guerrero im Südosten einen Militäraufstand erhob, der durch des Anführers Gefangennehmung und Hinrichtung gestillt wurde. Dennoch dauerten die Unruhen in mehreren Staaten fort und am 3. Januar tritt Santa Anna an der Spitze der Besatzung von Veracruz gegen die Regierung auf, um eine Centralregierung zu erzwingen. Obgleich anfangs geschlagen, weiß er doch den Krieg in die Länge zu ziehen und durch Anschluß mehrerer Staaten und Truppeneintheilungen an seine Partei am 2. Januar 1833 den Einzug Pedraza's als Präsidenten in Merico zu bewirken, zu dessen Nachfolger er selbst erwählt worden war.

Eine Reihe von neuen Kämpfen, von der Geistlichkeit und dem Heere angeregt, während welcher Santa Anna mehrmals die Farbe wechselt, beginnen schon im Mai desselben Jahres und führen endlich am 3. October 1835 zur Annahme der Centralregierung. Der Präsident ist auf 8 Jahre gewählt, dann aber auf Lebenszeit wieder wählbar. Der Senat wird vom Präsidenten, die Kammer der Abgeordneten vom Volke ernannt. Die einzelnen Staaten treten in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dieser Regierung.

Wie sehr allein vom Heer und der Geistlichkeit alle Bewegung ausging, ersieht man daraus, daß nach dem ersten, nicht angenommenen Entwurf die Hälfte des Senats aus Generalen und Bischöfen bestehen und an der Spitze jedes der neun, Provinzen genannten, Staaten ebenfalls ein Geistlicher und ein Soldat stehen sollten. Unter vielen Stürmen dauerte diese Verfassung bis 1843. Yucatan und Texas reißen sich los. In der Schlacht von St. Yacinto gefangen, verliert Santa Anna seine Präsidentenstelle. Im Krieg mit Frankreich 1838—39 gedemüthigt, verfällt der Staat immer mehr. Santa Anna, von Neuem zum Präsidenten ernannt, wird nach Kurzem

wieder verdrängt und flieht nach Cuba, bis er in neuester Zeit von Neuem in Mexico auftrat.

Für die Einrichtung des Kirchenwesens in dem neu eroberten Lande hatte der große Cortez den zweckmäßigsten Plan entworfen, gegründet auf einfaches Missionswesen, Hinweglassung alles priesterlichen Pompes, gänzliche Unabhängigkeit von der Kirche des Mutterlandes und geringe Abhängigkeit von Rom. Die Ausführung dieses an sich äußerst zweckmäßigen, aber den Interessen der hohen spanischen Geistlichkeit und Roms zuwiderlaufenden Plans unterblieb und an seine Stelle trat eine Einrichtung ganz nach spanischem Vorbild, mit dem Erzbisthum Mexico, 8 Bisthümern, etwas über 1000 Pfarreien und 206 Klöstern. Im Ganzen gab es 10,000 geistliche Personen. 1810 besaß die Kirche 2 Millionen jährliche Einkünfte an Zehnten und 44½ Mill. Pesos Kirchenvermögen, im Ganzen mit dem Werth der Kirchen, Klöster u. a. Gebäude, der Gemälde, Statuen, Meßgewänder und Altargefäße fast 100 Mill. Pesos. Das Capitalvermögen der Klöster durfte man zu Anfang dieses Jahrhunderts dreist auf wenigstens 9 — 10 Millionen Pesos anschlagen, den damals ungemein ergiebigen Almosenertrag natürlich ungerechnet. Die Einkünfte der Pfarrer beruhten fast ausschließlich auf Gemeindeabgaben und Gebühren von übermäßiger Höhe, wogegen sie an den geistlichen Zehnten und Capitalzinsen keinen Antheil hatten.

Gegenwärtig mag das Capitalvermögen der Kirche kaum noch 26—27 Millionen Pesos betragen. Im Jahre 1826 schlug es der damalige Cultusminister Don Miguel Ramos Arispe gar nur auf 20 Millionen an. Von den 44½ Millionen, auf die es sich zu Anfang dieses Jahrhunderts belief, wurden schon 1805 und 1806 drei bis vier Millionen vom Friedensfürsten nach Spanien gezogen und zur Schuldentilgung für dieses Land verwandt, ein anderer Theil wurde von den Behörden während der Revolution zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse in Anspruch genommen, vieles durch untreue Verwaltung verschleudert, während das noch Vorhandene durch Fallen der

inländiſchen Hypotheken und unregelmäßige Zinszahlung wenig einträgt und gleichzeitig die Almoſen und Vermächtniſſe weniger reichlich fließen.

Zweiter Abſchnitt.

Landesbeſchaffenheit.

Mexico gehört hinſichtlich ſeiner äußeren Geſtaltung unſtreitig zu den merkwürdigſten Ländern des Erdbodens. Es iſt ein ungeheurer, durch vulkaniſche Kräfte emporgetriebener Erdrücken, der ſich zwiſchen dem atlantiſchen und Südmeere hinzieht, und erſt da ſich abzudachen beginnt, wo das Land eine größere Breite erhält. Dieſer Erdrücken iſt eine Fortſetzung der Anden von Südamerika, deren verſchiedene Ketten auf dem Iſthmus von Panama zu einer einzigen zuſammenſchmelzen, die einen 300—900 Fuß hohen Granitrücken bildet, der dem Andrange zweier Meere Trotz bietet. Während die Cordilleren in Südamerika ſchroffe Bergketten bilden, ſehen wir in Mexico den Hauptrücken des Gebirges ſelbſt eine Reihe von Hochebenen bilden, welche vom Meere bis zur Höhe von 8000 Fuß anſteigen und vom 18. bis 40. Grade ſich erſtrecken. Sie werden von einzelnen Kuppen und Spitzen, die bis 16 oder 18,000 Fuß ſich erheben, überragt, und ihr Anſteigen iſt ſo allmälig, daß fahrbare Straßen mit leichter Mühe von Tehuantepec bis Neu-Mexico angelegt werden können. Die Hauptſtadt ſelbſt liegt in einem Thale, das 7400 Fuß über dem Meere erhaben und ſo eben iſt, daß es auf 10 Stunden nur 65 Fuß ſteigt.

So ſehr dieſer Bau des Innern von Mexico den Binnenverkehr zwiſchen ſeinen verſchiedenen Staaten und Provinzen begünſtigt, ſo große Schwierigkeiten hat

die Natur der Verbindung des Innern mit den beiderseitigen Küsten entgegengesetzt. Von den Grenzen der Hochebene stürzen sich die östlichen und westlichen Abhänge der Gebirge außerordentlich steil und schwer zu ersteigend gegen die Küstenebenen hinab. Sehr zahlreich sind die noch thätigen und ausgebrannten Vulkane, von denen mehrere erst im 16. und 17. Jahrhundert erloschen sind. Die merkwürdigste und großartigste Aeußerung der vulkanischen Thätigkeit ist die 1759—60 geschehene Erhebung des Jorullo, eine so bekannte Erscheinung durch Humboldt's Schilderung, der ihn 1803 besuchte, daß wir hier nur einen Bericht vom Jahre 1827 anführen wollen.

Burkart fand in dem genannten Jahre die von Humboldt beschriebenen in heiße Quellen verwandelten Bäche statt der 52° Wärme, die sie 1803 gehabt hatten, nur noch 38° warm. Mehrere andere Bäche sind durch den neu entstandenen Vulkan mit Schwefelwasserstoffgas imprägnirt worden. Die ganze Umgegend des Vulkans von Jorullo zeigt bis weit gegen Norden hinauf Spuren von der Thätigkeit des unterirdischen Feuers und enthält in einem Umfang von 43 Geviertstunden eine große Menge heißer, zum Theil schwefelhaltiger Quellen; Lava und vulkanische Asche finden sich massenweise in seiner Umgebung. Nicht weniger wichtig als das Feuer ist das Wasser für die Gestaltung des Landes gewesen. Zwei große Meere bespülen die Küsten des mexicanischen Festlandes. Unter dem Namen des Antillenmeeres umfluthet der atlantische Ocean die östliche Küste von Yucatan und bildet alsdann den großen Busen von Mexico, der in der Mitte die Insel Cuba vor sich hat, welche auf diese Weise die beiden Eingänge in den Golf trennt. Der Flächeninhalt dieses großen Busens beträgt gegen 52,000 Geviertstunden und seine Wasserfläche ist nur von einigen kleinen Eilanden an den Küsten unterbrochen. Der Meeresstrom tritt aus dem Antillenmeere, das Vorgebirg Katoche in Yucatan umfließend, herein, durchfluthet den Busen in weitem Kreise und strömt durch die Bahamastraße wieder heraus, um sich gegen die Bank von Neufundland zu wenden.

Der Sand, welchen die ſtürmiſche See aufwühlt, wird von den umtreibenden Gewäſſern zwiſchen Yucatan und den Mündungen des Miſſiſippi an die Küſten geſchleudert und verengt nach und nach das Becken des mexicaniſchen Meerbuſens. Allenthalben zeigt der Küſtenrand Spuren vom Zurückweichen des Bodens. Bis zehn Stunden in's Land hinein findet man den Sand mit Meermuſcheln untermengt. Die Flüſſe, welche von den öſtlichen Abhängen der Cordilleren dem Meere zuſtrömen, tragen das Ihrige bei, die Untiefen an den Küſten zu vermehren. Sie ſchleppen große Maſſen von Sand und Schlamm von den Gebirgen herab, der, vereint mit dem vom Meere herangeſpülten, Dünen und Sandbänke vor und neben ihren Mündungen aufhäuft. Dieſe Barren erlauben die Annäherung keinem Schiffe, welches tiefer als 8 — 9 Fuß geht, und ſetzen ſo der Schifffahrt manche Hinderniſſe, verhindern aber auch zugleich das leichte Eindringen einer fremden eroberungsluſtigen Seemacht. Am mexicaniſchen Golfe ſind die Küſtenſtriche flacher und ausgedehnter, als am Auſtralmeere. An der ganzen Küſte des Golfs gibt es keine Bucht von Bedeutung und auch ein eigentlicher Hafen iſt kaum vorhanden, die Rheden und Landungsplätze ſind offen und unſicher. Die Einfahrt in die Hauptflüſſe iſt durch Sandbänke verdämmt. So ſind die zahlreichen Haffe oder Lagunen an dieſer Küſte entſtanden, indem die Sanddämme durch die gegenwirkenden Kräfte des ausſtrömenden Flußwaſſers und der anſchlagenden Meereswellen in einiger Entfernung vor den Mündungen zuſammengehäuft und dieſe Nehrung an einer Stelle zum Austritt des Flußwaſſers durchbrochen wurde. Die Küſten des Südmeers bieten eine ſehr verſchiedene Anſicht dar. Die Küſtenebenen ſind weit ſchmäler, die Ufer des Meeres weit weniger in's Innere hinein verſandet. Haffe finden ſich hier nur wenige, dagegen von Acapulco bis Guaymas und von S. Diego bis S. Francisco in Obercalifornien eine Reihe der ſchönſten Häfen, fähig, die größten Schiffe aufzunehmen. In manche derſelben iſt bis jetzt noch kein fremdes Fahrzeug eingelaufen und Acapulco ſelbſt, viel-

leicht der beste Hafen der Erde, ist nur wenig besucht. Mit den Manilla-Gallionen endete seine Wichtigkeit. Die Ostküste der Halbinsel Californien ist sehr zerrissen, voll von Baien, Buchten und vorspringenden Landspitzen. Stellenweise drängen die Gebirge, welche die Halbinsel der Länge nach durchziehen, sich ganz dicht an diese Küste, so daß die Berge unmittelbar aus den Wassern des Busens aufsteigen. Uebrigens ist das Gestade größtentheils flach und sandig. — Weniger zerrissen ist die Westküste von Californien. Mexico leidet im Allgemeinen Mangel an Wasser und an großen, zumal schiffbaren Strömen. In den Tropengegenden hat das Land nur kleine Flüsse, eigentlich Wildbäche, indem die geringe Breite des Landes und die steilen Abhänge der Gebirge gegen die Küsten einen längeren und ruhigen Lauf des Wassers nicht gestatten. Der bedeutendste, der schon in Neu-Mexico schiffbar wird, ist der Rio grande del Norte oder Rio bravo, der einen Lauf von 600 Stunden und eine 1200 Fuß breite Mündung hat.

Mexico besitzt eine große Anzahl Binnenseen, aber die meisten sind von geringer Ausdehnung, viele hoch in den Gebirgen gelegen und während der heißen Jahreszeit mehr oder weniger ausgetrocknet. Die heißen und Mineralquellen des Landes beginnen erst jenseits des 18° n. B. Mexico dehnt sich über 27 Grade n. B. aus, ein Umstand, der allein schon verhindert, allgemeine Sätze über das Klima dieses Landes aufzustellen. Diese Schwierigkeit wird aber noch vermehrt durch die eigenthümliche geologische Bildung der Oberfläche des ungeheuren Landes. Diese gibt Mexico jene auffallende Verschiedenheit der Klimate, durch welche es sich vor den meisten Ländern der Erde auszeichnet. Dem Naturgesetze zufolge, welches eine Erhebung von 3000 Fuß einer Breitenverschiedenheit von 1° in der Wirkung auf das Klima fast gleich macht, finden wir in Mexico fast alle erdenklichen Witterungsschattirungen wie Stockwerke über einander geschichtet und können im Laufe eines Tages oft mehrmals aus dem Gebiet ewiger erstarrender Kälte, des Schnee's und Eises in die Region

beſtändiger Hitze hinabſteigen, wo der Bewohner nackt geht, ſeine braune Haut mit Fett ſalbt, um ſie gegen die brennenden Sonnenſtrahlen weniger empfindlich zu machen, und in durchſichtigen, vogelbauerartigen Hütten lebt. Durch dieſe hohe Lage genießen mehr als drei Fünftel aller in der heißen Zone gelegenen Landſtriche Mexico's eines mehr gemäßigten als heißen Klima's und die großen Städte des Tafellandes: Mexico, Puebla, Guanaxuato leiden weniger von der Hitze, als die unter gleicher Breite oder nördlicher gelegenen Küſtenſtädte Veracruz, Tampico, Acapulco. Die Mexicaner begnügen ſich, dieſe Unterſchiede in der Temperatur verſchiedener Gegenden ihres Landes ſehr unbeſtimmt durch die Namen **tierra fria**, **tierra templada** und **tierra caliente** (kaltes, gemäßigtes und heißes Land) anzudeuten, ohne ſich um deren Urſachen weiter zu bekümmern. Humboldt hat dieſe Benennungen wiſſenſchaftlich zu beſtimmen geſucht. Er nennt warme Strecken alle jene Gegenden, welche 8—900 Fuß über dem Meere liegen und warm genug ſind, um die Früchte und Krankheiten der Tropen zu erzeugen, gemäßigte Gegenden liegen zwiſchen 3900 und 5000 Fuß Meereshöhe, wo ewige Frühlingsmilde herrſcht, große Hitze eben ſo unbekannt iſt, als ſtrenge Kälte, die mittlere Luftwärme nicht über 20—21° C. beträgt und gewöhnlich nur um 4—5° wechſelt, wo alle Arten von Feld-, Garten- und Baumfrüchten gedeihen, wo endlich die vom Meere aufſteigenden Wolken gerne ſtehen bleiben und durch ſanfte Regen den Boden befruchten; kalte Gegenden endlich heißen alle Vergebenen von 7000 Fuß und mehr, von da an, wo das Thermometer eine mittlere Wärme von 15° zeigt, während es im Winter wohl einmal unter Null fällt und in der Morgenfriſche eines Januartages ein leichter Reif die Dächer der Wohnungen weiß färbt, bis in die mit ewigem Schnee bedeckten Bergfirnen hinauf. Im Großen aufgefaßt iſt dieſe Eintheilung richtig, obgleich der Sprachgebrauch im Einzelnen vielfach davon abweicht.

Die Küſtengegenden von Mexico, beſonders jene des

Golfs, ſind brennend, feucht und ſehr ungeſund. Die hier herrſchende Feuchtigkeit begünſtigt die Verweſung organiſcher Subſtanzen und bringt dadurch Krankheiten hervor, denen Alle unterliegen, welche nicht in dieſen Gegenden geboren oder an das daſige Klima gewöhnt ſind. Da, wo die Bevölkerung, beſonders die weiße, ſich zuſammendrängt, herrſcht das gelbe Fieber mit furchtbar tödtlicher Gewalt. Dieſe ungeſunden Gegenden erſtrecken ſich von der Lagune dos Terminos im Süden bis zur Mündung des Miſſiſippi im Norden. Flugſand und Sümpfe bedecken die Ebene nahe am Meere und bis mehrere Stunden in's Innere. Weiterhin grünt und blüht im feſter gewordenen Sande die Schmarotzervegetation der heißen Zone. Savannen folgen, bedeckt mit hohem Gras, ſpärlich beſchattet von niedrigen Mimoſen und anderem Dorngeſträuch. Sie dehnen ſich bis zum Fuße der Gebirge aus; die Flüſſe haben ſich tiefe Betten in den loſen Boden gewaſchen. Eine brennende Hitze herrſcht an dieſen Küſten, nur während der Hälfte des Jahres gemildert durch die heftigen Nord- und Nordweſtwinde, welche vom October bis in den März wehen und mit unglaublicher Schnelligkeit kalte Luftſchichten aus der Polarzone herbeiführen, ſo daß das Thermometer oft plötzlich um 9° der hunderttheiligen Scala, von 25 auf 16 ſinkt.

Faſt ebenſo ungeſund, als die Küſten des Meerbuſens, ſind im Allgemeinen die des Südmeeres. Auch hier iſt der ganze Strich von Payta bis zum Vorgebirg Corrientes brennend heiß und feucht. Es gibt hier regelmäßig wechſelnde naſſe und trockene Jahreszeiten und ein üppiger Pflanzenwuchs reicht bis an's Ufer der See hinab. Strandpflanzen mit dicht verſchlungenen Wurzeln dienen einer unzähligen Menge von Mollusken, Schalthieren und Inſekten zum willkommenen Aufenthalt. Die Hitze und die dunſtige Feuchtigkeit der Luft erhöhen die Reizbarkeit des Körpers und erzeugen Miasmen. Ein hitziges Fieber, dem gelben Fieber ganz gleich in Heftigkeit und Plötzlichkeit des Anfalls herrſcht hier häufig und es ſcheint kaum zu bezweifeln, daß mit einer zukünftigen dichteren, beſon-

ders weißen Bevölkerung auch das gelbe Fieber an dieſen Küſten heimiſch werden wird. Vom Ende Mai bis Anfang December ſind dieſe Gegenden faſt unbewohnbar.

Außer den Hochebenen der gemäßigten Gegend gibt es höher hinauf, 7000—8000 Fuß über dem Meer, Tafelländer, wo bei dünner, ſcharfer Luft und wolkenloſem Himmel ein großer Mangel an Feuchtigkeit herrſcht. Der Pflanzenwuchs iſt ärmlich, verkrüppelt. Hier entkeimt nur ſpärlich ein Grashalm, eine Cactusſtaude, ein Wachholderſtrauch dem dürren Boden; nach Quellwaſſer und Baumſchatten ſieht man ſich meiſt vergebens um. In Europa, wo man ſich in den Tropenländern allenthalben die ſchönſte Vegetation denkt, hat man keinen Begriff von dieſer Kahlheit der mexicaniſchen Hochebenen. Nur eine dünne Lage von Dammerde bedeckt den Boden und nur während der Regenzeit ſieht man denſelben ſich dichter mit Gräſern und Kräutern bedecken, welche aber gleich nachher wieder verdorren. Mehrere Urſachen bewirken die Unfruchtbarkeit dieſer Ebenen, welche zum großen Theile aus poröſen Mandelſteinen und zerklüfteten Porphyren beſtehen. Hier ſickern die Waſſer, ſtatt ſich in Becken zu ſammeln, bis zum Fuß der Gebirge herab, wo ſie als Quellen zum Vorſchein kommen. Die große, compacte Maſſe der mexicaniſchen Cordilleren, die ungeheuren Flächen der Hochebenen werfen die Sonnenſtrahlen zurück und vermehren dadurch während des Sommers auffallend die Hitze der Atmoſphäre, während durch die große Breite des Feſtlandes gegen Norden und die Maſſe des Schnees, welche dort die Berge bedeckt, zu gewiſſen Zeiten Abkühlungen in derſelben hervorgebracht werden, die man in dieſen Breiten ſonſt nicht erwarten ſollte. Die bedeutende Höhe dieſer Ebenen und der deßhalb geringe Luftdruck beſchleunigen die Verdünſtung der Feuchtigkeit, welche die periodiſchen, überall nur vom Mai bis zum September fallenden, zwiſchen dem 22. und 30. Breitengrade aber noch ſeltneren Regen der Hochebene etwa zuführen. Der von den Ebenen aufſteigende Strom erhitzter Luft zerſtreut die Wolken und hindert die Dunſtbläschen, ſich zu Regentropfen zu verdichten. In tiefer

gelegenen Küſtenſtrichen erſetzt der ſtark fallende Nachtthau, welcher, dem Regen gleich, alles durchnäßt, einigermaßen die am Tag verdunſtete Feuchtigkeit; auf der Hochebene fällt auch dieſer nicht. Dazu kommt, daß die Spanier, welche bekanntlich auch in ihrem Vaterlande den Baumſchatten nicht lieben, die Wälder in Merico ausgehauen haben. Glücklicherweiſe ſind es nur wenige der höchſten Ebenen, welche dieſe auffallende Unfruchtbarkeit zeigen. Wo Waſſer vorhanden iſt, herrſcht Fruchtbarkeit und ein ſehr großer Theil des weiten mexicaniſchen Reichs, ſelbſt der Hochebenen, gehört zu den fruchtbarſten, wie, mit Ausnahme der Küſtenſtriche und einiger tieferen Thäler, zu den geſundeſten Ländern der Erde. Von beſonderer Schönheit iſt der Himmel auf der Hochebene von Anahuac, bald in dunkelblauer Klarheit und Reinheit, bald gewitternd mit wunderbar jagenden Wolkenſchatten und glänzenden Streiflichtern. Wenn das Tagesgeſtirn zu ſcheiden beginnt, ſind dem Europäer die tiefgrünen Tinten auffallend, mit welchen die Ränder der Wolken ſich ſäumen, während der Abendhimmel ſich in Ultramarin, Hellviolett, Roſenroth und Lichtgrün kleidet. Angenehm iſt hier, wie unter den Tropen überhaupt, die ſehr kurze Dämmerung und der geringe Unterſchied in der Tageslänge des ganzen Jahres. In Merico währt der längſte Tag 13 Stunden 5 Minuten, der kürzeſte 10 Stunden 55 Minuten, alſo beträgt der ganze Unterſchied nur 2 Stunden 10 Minuten. Uebrigens wirkt die ſehr verdünnte Luft der Hochebene ſehr nachtheilig auf die Lungen und bei hohem Barometerſtande und ſcharfem Südwinde ſind gefährliche Lungenentzündungen häufig. Schon die alten Indier kannten die ſchädliche Wirkung dieſes jetzt ſogenannten Todeswindes und bezeichneten ihn in ihrer Bilderſchrift mit einem Todtenkopfe. Zwei eigenthümliche Erſcheinungen zeigen ſich eben ſo oft auf den kahlen Hochebenen Merico's, als in den Steppen Rußland's und Ungarn's und den afrikaniſchen Sandwüſten. Die eine iſt die bekannte ſogenannte Luftſpiegelung, die andere Sandſäulen von 12—50 Fuß Höhe, welche durch Wind-

wirbel gebildet und oft mehrere Meilen weit, ohne zu zerreißen, mit einer Geschwindigkeit von 4 deutschen Meilen in der Stunde über die Ebenen fortgeführt werden. Alle Landstriche Mexico's jenseits des Wendekreises des Krebses haben ein äußerst veränderliches Klima. Auf die Wärme eines calabresischen Sommers folgt eine deutsche Winterkälte fast ohne bemerkbaren Uebergang. Die beträchtliche Breite des Landes nach dem Nordpol hin ist die Ursache dieser Erscheinung, die besonders am Golfe sich fühlbar macht. — Unter den hohen Bergspitzen Mexico's ragen nur drei, Popoca-tepetl, Citlal-tepetl und Iztakihuatl über die Schneegrenze hinaus. Unter dem 20. Breitengrade ist die Schneegrenze im September 15,000, im Januar 12,000 Fuß hoch, so daß die Abweichung zwischen beiden Endpunkten hin auf 3000 Fuß sich erhebt, während sie unter dem Aequator 300 Fuß beträgt. Aeußerst selten fällt Schnee in der Stadt Mexico. In den Tropengegenden und bis zum 23. Breitengrade kennt man eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die trockne und die Regenzeit. Auf der Hochebene beginnt die Regenzeit gewöhnlich in der letzten Hälfte des Mai und endet im September oder October. Am heitersten pflegt der Himmel von der Mitte des Februar bis gegen das Ende des April zu seyn; mit dem Anfang des Wonnemonats erscheinen schon die ersten Vorboten der Regenzeit, zuerst einzelne Gewitterwolken am Nachmittag, dann um dieselbe Tageszeit kurze, heftige Regengüsse. Starke Blitze folgen einander äußerst schnell und der Donner ertönt nicht stoßweise, sondern in heftigem, ununterbrochenen Rollen. Kurz vor der Regenzeit erscheint die Pflanzenwelt erstorben, der Boden grau von verdorrtem Grase. Aber schon nach den ersten Regentagen kleiden sich die Bäume in frisches Grün, und bedeckt sich der Boden mit neuen Kräutern. Ueberall Blüthen und würziger Duft; die Frucht entkeimt dem Acker, das saftige, helle Grün der Maispflanzen erquickt das Auge. Diese Zeit könnte man den mexicanischen Frühling nennen, wenn überhaupt von einem Frühling zwischen den Wendekreisen die Rede seyn könnte. Mit je-

dem Tage, nachdem die ersten Vorboten sich gezeigt, erscheint der Regen etwas früher. Endlich bedeckt sich der Himmel schon gegen 11 Uhr Morgens von Süden her mit Wolken, und gegen 1—2 Uhr Nachmittags strömt der Regen mit tropischer Fülle und Gewalt herab. Zuweilen regnet es die ganze Nacht hindurch, zuweilen auch wird es schon gegen Abend ganz klar und die Strahlen der Abendsonne erleuchten die erquickte Landschaft. Am gewöhnlichsten hält der Regen bis gegen Mitternacht an, und die Morgen sind vollkommen hell, nur die Gipfel höherer Berge bleiben regelmäßig in Dünste und Wolken gehüllt. Auf der Hochebene regnet es äußerst selten einige Tage oder gar Wochen hindurch ununterbrochen fort, wie es wohl an den Küsten stattfindet. Ungeachtet des raschen Verdünstens des Wassers in der trocknen Luft der Hochebene wird der Boden durch die wiederholten wolkenbruchartigen Regengüsse bis zur Grundlosigkeit aufgeweicht und alle Wege fast unbrauchbar. Nachdem es zwei bis drei Wochen stets in den angegebenen Stunden geregnet hat, beginnen zwischendurch einzelne, ganz heitere Tage sich einzustellen, und im Juli oder August pflegt eine längere Unterbrechung des Regens, der St. Annensommer sich einzustellen. Ueberhaupt beginnen im August die Regengüsse schon später am Tage, im September werden sie seltner und hören endlich um die Mitte Octobers ganz auf. Außer dieser regelmäßig wiederkehrenden Regenzeit stellen auch in der sogenannten trocknen Jahreszeit zuweilen Gewitter und Regenschauer sich ein, besonders in den Wintermonaten. Die schönste Jahreszeit auf der Hochebene beginnt mit dem Ende der Regenzeit, zu Anfang Octobers. Der Boden ist noch feucht, die Sonne warm genug, um den Pflanzen üppiges Gedeihen zu gewähren, Staub und Sonnenhitze belästigen nicht. Diese schöne Zeit dauert bis in den December, selbst bis in den Januar hinein, obgleich es dann auf der Hochebene kalt wird, besonders Nachts, und man an einem December- oder Januarmorgen hier friert, wie in Deutschland an einem Novembertage. Um die Mitte Januars wird der Boden

trocken, die Pflanzen finden nicht hinlängliche Nahrung mehr, viele Bäume verlieren ihr Laub. Im Hornung gewinnt die Sonne schon wieder an Kraft; Pfirsiche, Aprikosen und andere Fruchtbäume blühen, und in den Gärten, wenn sie bewässerbar sind, reift die erste Ernte der Küchenkräuter. Mit dem März beginnt schon die trockne Hitze. Jenseits des 23° n. B. dagegen ist die Regenzeit schon nicht mehr so regelmäßig, die Wassermenge ist geringer und strömt kürzere Zeit hindurch herab. An den Küsten stellt sie sich im Osten zuerst ein und verbreitet sich, der Richtung der Passatwinde folgend, nach Westen. Die Regenmenge wechselt sehr bedeutend; so war 1826 das trockenste, 1827 und 1829 die nassesten Jahre seit Menschengedenken, dargestellt durch 5 Fuß Regenhöhe im ersten, 23 Fuß in den letzten Jahren.

Erdbeben kommen häufig vor, aber von geringer Stärke. Es sind mehr temblores, Erzitterungen, als terramotos, Erdstöße. Die wichtigsten sind die von 1603, 1604, 1608, 1784, 1819, 1831. Ungeachtet des bis jetzt fast immer ganz unschädlichen Verlaufs des Erdbeben pflegen die Bewohner der mericanischen Städte doch, sobald sie ein solches verspüren, aus den Häusern auf die Straßen und öffentlichen Plätze zu stürzen, sich da auf die Knice zu werfen und eifrig zu beten. Vulcanische Ausbrüche von Bedeutung hat Merico nur zwei in neueren Zeiten erfahren: den oft beschriebenen des Jorullo*), 1759, und den des Vulkans von Tuchtla, welcher am 22. März 1793 begann und mit kurzen Unterbrechungen 3 Jahre hindurch dauerte. Der Citlal-tepetl ist fast seit 300 Jahren erloschen und vom Popoca-tepetl ist, obgleich er fortwährend brennt, seit mehr als drei Jahrhunderten kein Ausbruch von Bedeutung bekannt. Die südwestlichen Küstengegenden sind zuweilen von heftigen Orcanen heimgesucht worden. Ein solcher verwüstete am 14. und 15. September 1831 einen beträchtlichen Strich Landes im Staate Oajaca, die Feldmarken von 53 Dörfern und

*) Vergl. Malten's Weltkunde. 1845. III. 168. 172.

Höfen. Starke, immer heftiger werdende Regengüsse dauerten vom 11—14 September; Flüsse und Bäche traten aus ihren Ufern und überschwemmten die Thäler mit reißender Gewalt; alle Brücken und Kähne wurden weggeschwemmt. Nachmittags 4 Uhr begann aus Westen der Orcan heran zu stürmen. Er entwurzelte die stärksten Bäume, riß ungeheure Felsstücke und ganze Berggipfel herunter und verschüttete damit die, schon durch das Wasser theilweise vernichteten Wege. Ganze Viehherden ertranken und viele Menschen wurden durch den Umsturz der Bäume erschlagen, auf die sie sich vor den andrängenden Fluthen gerettet hatten. Alle Pflanzungen wurden zerstört, alle Viehweiden versandet; 150 Menschen büßten das Leben ein und etwa eben so viel Wohnhäuser wurden weggeschwemmt. Gegen 5 Uhr des folgenden Morgens legte sich zwar der Orcan, aber der Regen und die Zerstörung durch die immer höher steigenden Gewässer dauerte noch einige Tage fort.

Wenn wir die besondere geologische Beschaffenheit des Landes, die eigenthümliche Verschiedenheit der Klimate Mexico's und die große Ausdehnung des Landes von Norden nach Süden betrachten, so müssen wir schließen, daß die Erzeugnisse der Pflanzenwelt hier äußerst mannigfaltig seyn werden, und in der That finden wir hier die Gewächse fast aller Erdgürtel vereinigt. Oft sehen wir die Pflanzen der entgegengesetzten Regionen auf einem äußerst beschränkten Raume dicht zusammengedrängt und treffen auf Gegenden, wo im Grunde der Thäler und Schluchten alle Pflanzen und Früchte der Wendekreise in üppiger Fülle dem feuchten und fruchtbaren Boden entkeimen, während die Gelände mit Eichen und Nadelhölzern bewaldet sind. An den Gebirgsabhängen gegen die Küsten findet man die verschiedenen Pflanzengattungen, wie Humboldt es so treffend bezeichnet, lagenweise über einander geschichtet. Daher ist es durchaus unthunlich, gewissen Bezirken bestimmte Pflanzen anzuweisen. Vielmehr muß der Ackerbauer alle örtlichen Einflüsse beachten, denn gleich der Schneelinie senkt sich auch die Grenze des

Anbaues von Getreide gegen Norden immer tiefer herab. Sehr ungenügend und unbestimmt sind auch die im Lande üblichen Benennungen: Pflanzen der kalten, gemäßigten und heißen Landstriche.

Mit dem Worte Ackerbau bezeichnet man zwischen den Wendekreisen nicht sowohl den Anbau der Pflanzen, welche unmittelbar zur Ernährung des Menschen benutzt werden, als vielmehr den von Pflanzen, welche unter dem Namen von Colonialwaaren in den Handel kommen und theils Gegenstände des Luxus sind, theils dem Gewerbfleiß rohe Stoffe liefern, also besonders Zucker, Kaffee, Baumwolle. Die Sklaverei ist durch die mexicanische Verfassung abgeschafft und dieses Land hat zuerst den Beweis geliefert, daß es möglich ist, ohne Negersklaven diese Erzeugnisse zu bauen. Die Hauptgegenstände des mexicanischen Ackerbaus sind Getreide, nährende Wurzeln und Schlingpflanzen und die so vielseitig nützliche Agave, auch Indigo und Tabak. Der mexicanische Landbauer, meist indischen Stammes, ist frei, sein Boden mit keinen Frohnden belastet, sein Lebensunterhalt nicht den Wechselfällen und Veränderungen des auswärtigen Handels unterworfen. Humboldt hat zuerst nachgewiesen, daß die Reichthümer Mexico's nicht ausschließlich in dessen großen Niederlagen edler Metalle, sondern zugleich in dessen Ackerbau zu suchen sind. Es gibt in dem unermeßlichen Lande ausgedehnte Provinzen, in welchen metallische Niederlagen und Bergbau entweder ganz mangeln, oder doch sehr in den Hintergrund treten. Man darf aber nicht glauben, daß der Bergbau das Aufblühen des Ackerbaus gehindert habe, weil ein großer Theil der Bevölkerung jenem seine Kräfte zuwandte. Da, wo der Bergbau am ergiebigsten sich zeigte und am ausgedehntesten betrieben ward, ist auch der Ackerbau stets gleichen Schritts mit ihm gegangen. Das Blühen des einen war unmittelbare Bedingung für das Gedeihen des andern, denn wie schon Europa's Bergwerksdistrikte bedeutende Abnehmer für die Landbauern der Umgegend sind, so ist dieß in noch weit höherem Grade in Mexico der Fall, wo die eigenthümliche

Art des Gruben- und Hüttenbetriebs und der Mangel fahrbarer Straßen außer der Ernährung der Bergleute noch die einer sehr bedeutenden Menge von Pferden und Maulthieren nöthig macht. Mexico's bebauteste Landstrecken finden sich größtentheils in der Nähe der reichsten bekannten Gruben der Welt und in den wildesten und wüstesten Gegenden der Cordilleren hat der Bergbau den Anbau des Bodens hervorgerufen. Der Entdeckung eines ergiebigen Mienenreviers folgte immer bald die Gründung eines bewohnten Ortes, eines Marktfleckens, einer Stadt. Anfangs beziehen die Bewohner dieser an den unfruchtbaren Gehängen oder auf den hohen Firsten der Gebirge erbauten Orte ihre Bedürfnisse an Lebensmitteln für sich und die große Anzahl ihrer Lastthiere aus weiter Ferne. Bald aber erwacht der Gewerbsfleiß; man beginnt an den benachbarten Schluchten, an den weniger steilen Punkten der Bergabhänge, allenthalben, wo der Fels nothdürftig mit Erde bedeckt ist, den Boden zu bearbeiten. Weiler, Gehöfte, Meiereien entstehen und der gute Preis, in welchem die Menge der Käufer die Bodenerzeugnisse hält, entschädigt den Anbauer für die mancherlei Entbehrungen und Beschwerden, denen er sich unterzieht. Der einmal begonnene Ackerbau überdauert gewöhnlich den Bergbau, der ihn hervorgerufen hat. Wenn ein abgebautes Grubenrevier verlassen wird, mindert sich zwar die Bevölkerung der Gegend, weil die Bergleute ihrem Gewerbe in andere Distrikte nachziehen, aber der Ackerbauer ist an den Boden gefesselt, den seine Väter urbar gemacht haben und auf dem er geboren wurde. Je einsamer die Lage eines Gehöftes ist, desto mehr Anziehendes hat es für den kupferfarbenen Landbauer, den lange trübe Erfahrungen dem geselligen Leben und der Nähe der Weißen abgeneigt gemacht haben. Die mexicanischen Völker scheinen es überhaupt seit früher Zeit geliebt zu haben, ihre Wohnungen auf hohen Gipfeln und an steilen Berggeländen aufzuschlagen. Man findet häufig auf den höchsten Firsten steiler, jetzt schwer zugänglicher und dichtbewaldeter Gebirge Spuren und Ueberbleibsel altindischer Dörfer. Auch

die noch jetzt bewohnten indiſchen Ortſchaften in Gebirgsgegenden ſieht man ſtets hoch oben in den Bergen hangen und nur auf dem Tafellande und in den breiteſten Thälern trifft man ſie in der Tiefe an. Alle Wege führen ſtets über die höchſten Kuppen, ſtatt ſich in den Schluchten hinzuziehen. Die Ackergeräthſchaften ſind höchſt unvollkommen und ſchwerfällig und wohl noch ganz dieſelben, wie ſie die Indier vor drei Jahrhunderten theils ſchon beſaßen, theils von den Spaniern erhielten. Den ſeit 1824 eingewanderten Ausländern gelang es bisher nur ſchwer und ausnahmsweiſe, die Indier an den Gebrauch beſſer eingerichteter Geräthe zu gewöhnen. Der Pflug hat hier noch ganz die älteſte Einrichtung, wie man ſie noch jetzt bei einigen aſiatiſchen Völkern antrifft. Er iſt ohne Räder und wird von Ochſen gezogen. Die Pflugſchar iſt in manchen Gegenden des Innern häufig nur von hartem Holze. In gebirgigen Gegenden iſt dieſer Pflug unbrauchbar, und hier bearbeitet man die Felder mit plumpen Hacken. Räderfuhrwerk zum Ackerbau iſt unbekannt, wenn man ſchwerfällige, zweiräderige, von Ochſen gezogene Karren ausnimmt, deren Räder je aus drei dicken Eichenbohlen zuſammengeſetzt ſind. Das Dreſchen des Weizens und der Gerſte geſchieht durch Ochſen oder Maulthiere, ſeltner durch Pferde, ganz in der Weiſe, wie es ſchon vor Jahrhunderten in Aegypten und Paläſtina geſchah. Die Dreſchtennen werden häufig auf den Feldern ſelbſt angelegt. Zu dem Ende wird an einer bequemen Stelle der Boden geebnet und hart geſtampft und der Platz kreisförmig mittels eingerammter und durch Querhölzer und Flechtwerk verbundener Pfähle umſchloſſen. Der 9—12 Fuß breite Eingang wird durch vorgeſchobene Balken verwahrt. 20—30 Maulthiere werden in einem ſolchen Kreiſe umhergetrieben. Sie dreſchen in 4—5 Stunden 40—50 Malter Getreide, verrichten jedoch dieſe ſaure Arbeit ſehr ungern und laufen häufig davon, ſobald ſie die mit Garben gefüllte Tenne erblicken. Das Gedroſchene wird auf einen Haufen zuſammengebracht und mit Gabeln in die Höhe geſchwungen, wodurch die Spreu oben, das Getreide aber unten zu lie-

gen kommt. Dieß wird nun mit Schaufeln oder Wannen vollends gereinigt, das zertretene Stroh aber zum Viehfutter benutzt. Bei größern Höfen werden auch wohl stehende Tennen, die gepflastert und mit Mauern umgeben sind, angelegt. Die Entkörnung der Maiskolben geschieht ohne alle mechanischen Hülfsmittel mit der bloßen Hand. Der Mais wird in luftigen, auf Pfählen ruhenden Verschlägen aufbewahrt. An Dünger fehlt es, und an vielen Punkten des Tafellandes hat der Ackerbau auch mit Wassermangel zu kämpfen. Wo der Boden nicht künstlich bewässert werden kann, ist der Landmann auf die periodischen Regen beschränkt. Dauert die Trockenheit bis über die Mitte Juni, so leidet das Getreide. Daher findet man auf allen größeren Gütern Kanäle, Teiche und Schöpfräder oft mit ungeheuren Kosten erbaut, ja es gibt Bewässerungsgräben, die mehrere 1000 Fuß weit auf gemauerten Schwibbogen fortgeleitet werden.

Das Hauptgetreide ist Mais, dessen Anbau schon von den Tolteken im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung betrieben wurde. Er gedeiht allenthalben, mit Ausnahme der höchsten Bergkämme über 8000 Fuß und der sumpfigen Küstenstriche. Sein mittlerer Ertrag ist das Vierhundertfache, der höchste das Sechshundertfache der Aussaat. Der Mais dient dem größten Theile der Bewohner Mexico's zum hauptsächlichsten Nahrungsmittel und zum Futter für alle Arten von Hausthieren. Man bereitet aus ihm das altmexicanische Brod, eine Art ungegohrner, flacher, sehr nahrhafter Kuchen, Tortillas genannt, und außer Branntwein noch zwei eigenthümliche, säuerliche, berauschende Getränke, Pulque und Chicha. Außer dem Mais, welcher in Amerika einheimisch war, werden besonders Weizen und Gerste gebaut, beide von den Europäern hinüber gebracht. Weizen kommt in der Höhe zwischen 2,600 und 4,200 Fuß am besten fort; in größerer Höhe wird er nicht reif und kann nur als Viehfutter gebraucht werden. Die Gerste dagegen kommt in sehr bedeutender Höhe noch fort. Da, wo ein regelmäßiges Bewässerungssystem eingeführt ist, werden die Getreidefelder

jährlich zweimal getränkt, nämlich im Januar, wenn das junge Getreide aufgeht, und im März, wenn die Aehre sich zu bilden beginnt. Zuweilen setzt man auch vor der Aussaat das ganze Feld unter Wasser. Humboldt nimmt 25 : 1 als das jährliche Durchschnittsverhältniß des Ertrags der mexicanischen Weizenfelder an. Diese Zahl ist für England 12, für Frankreich 10, für Norddeutschland 8. Dabei muß man noch beachten, daß der Boden in Mexico sehr unvollkommen bearbeitet wird und die Pflanzen so dicht gesäet werden, daß sie einander ersticken. Dennoch ist er an den Küsten, wo er nicht wächst, wegen der mangelnden Transportmittel, so theuer, daß das Mehl wohlfeiler aus den vereinigten Staaten bezogen wird. Für die Bewohner der Küstenstriche ist die Banane oder der Pisang (Musa) so wichtig, wie der Mais für die Hochebene. Es werden drei Arten davon gebaut, und die Frucht ist so nahrhaft, daß auf einer Fläche, welche, mit Kartoffeln bepflanzt, 6 Menschen erhalten würde, Nahrung für 50 Menschen wächst. Die mehlhaltige Wurzel der süßen **Jatropha maniho** wird als ein wichtiges Nahrungsmittel ebenfalls auf ganzen Feldern gezogen. Der spanische Pfeffer ist ein sehr beliebtes Gewächs, dessen Verbrauch an allen Speisen bei den Eingebornen ungeheuer ist, während er Europäern den Gaumen wund macht. Von dem mannigfachen Nutzen der Aloe (**Agave americana**) ist schon früher die Rede gewesen, hier sey nur der Bereitung des Lieblingsgetränkes der Mexicaner, des Pulque, ausführlicher gedacht.

Zur Zeit, wenn die Pflanze ihren Blüthenstengel zu treiben anfangen will, sieht man die untersten Wurzelblätter derselben, welche bis dahin gegen die Erde herabhingen, sich plötzlich aufrichten, während der Bündel der dicht zusammengeschlossenen Mittelblätter, das Herz genannt, sich merklich verlängert und eine hellere, bläulich grüne Farbe annimmt. Sobald das geübte Auge der Pflanzer diese und andre, nur in der ganzen Haltung der Pflanze liegende und deßhalb nicht genauer zu beschreibenden Zeichen wahrnimmt, schneidet oder bricht er das

verſchloſſene Herz heraus, wobei jedoch die äußeren Blätter nicht verletzt werden dürfen. Dieſe, unten dicht über einander liegend und feſt untereinander verbunden, bilden daſelbſt eine runde napfförmige Hohlung von einem bis anderthalb Fuß Durchmeſſer und Tiefe. In dieſe ſtrömt nun der Saft, welchen die Natur urſprünglich zur Ernährung des ungeheuren Blüthenſtengels, der bekanntlich bis gegen 20 Fuß über die Pflanze ſich erhebt, beſtimmt hatte, und zwar in ſolcher Menge, daß man ihn täglich zwei bis dreimal ausſchöpfen muß. Dieß geſchieht mittels einer Art von Saugheber, beſtehend aus der Schale eines langen ſchlauchförmigen Kürbiſſes, in welche an beiden Enden kleine Löcher geſchnitten ſind. Eins dieſer Löcher taucht der Pflanzer in den Saft, füllt den Schlauch durch Saugen an dem andern damit an und leert ihn nachher in ein größeres Gefäß aus. Dieſer friſch gewonnene Saft heißt **Aguamiel**, Honigwaſſer, und iſt von angenehmem, ſüßſäuerlichen Geſchmacke. Mittels hinzugeſetztem, ältern, ſchon gegohrnen Pulque bringt man den Saft in irdenen Gefäßen augenblicklich zur Gährung, welche in 24 Stunden vollendet iſt. Das Zufließen des Saftes dauert 2—5 Monate und die tägliche Menge beträgt 8—15 Quart. Friſch bereitet hat er einen angenehmen Geſchmack. Sobald aber der Pulque älter geworden oder in rohen Ziegenhäuten auf Maulthieren nach den großen Städten gebracht worden iſt, gehört für den Ausländer große Ueberwindung dazu, ihn ungeachtet des Geruches nach faulem Fleiſche, den er dann annimmt, zu trinken. Immerhin iſt es ein ſehr erfriſchendes und geſundes Getränk, faſt unentbehrlich in waſſerarmen Gegenden. Seine berauſchenden Eigenſchaften ſind nicht bedeutend. Die Eingebornen halten ihn für ein Mittel zur Beförderung der Verdauung und des Schlafs und für ein treffliches Heilmittel in mancherlei Krankheiten. Auch wird der meiſte Eſſig aus Pulque bereitet. Die Fortpflanzung der Agave iſt leicht. Zwar ſtirbt die alte Pflanze nach der Erſchöpfung des Saftes ebenſowohl ab, als nach dem Blühen im unverletzten Zuſtande, aber ſie treibt in beiden Fällen noch vor dem Ein-

gehen mehrere Triebe, welche man nur gehörig verſetzen darf, um neue Pflanzen zu erhalten. Manche Pflanzungen geben, wenn ſie einmal im Gange ſind, ein jährliches Einkommen von 25—30,000 fl., ſo daß, die Zeit abgerechnet, welche die Pflanze bedarf, um ertragsfähig zu werden, nichts vortheilhafter ſeyn kann, als eine Agavepflanzung von einiger Ausdehnung, beſonders da, wo für den Pulque ein größerer Markt nahe iſt. Am bedeutendſten iſt der Gebrauch dieſes Getränks in der Nähe der großen Städte der Hochebene. Der Ertrag der geringen Acciſe, welche bloß in den Städten Merico und Puebla von dem eingebrachten Pulque bezahlt werden mußte, belief ſich vor der Revolution in jährlichem Durchſchnitt auf 600,000 Peſos, alſo 1,500,000 fl., 1793 ſogar über 800,000 Peſos.

Reis und Kartoffeln werden wenig angebaut, wichtiger ſind die Yamswurzel und die der Kartoffel ähnliche Batate. Wie der Ackerbau iſt auch der Gemüſebau noch großer Verbeſſerungen bedürftig. Man kennt die Anwendung des Düngers auch hierbei nicht und die Gemüſe erreichen nicht die Zartheit, wie in Europa.

Der Weinſtock kommt in den Wäldern, beſonders des Südens, vor. Unter der elenden ſpaniſchen Verwaltung war der Anbau der Rebe verboten, damit die Einfuhr ſpaniſcher Weine nicht leiden möge, und noch 1802 befahl ein Geſetz die Ausrottung aller Weinberge. Es leidet keinen Zweifel, daß die Rebe in ganz Merico fortkommen würde und daß allenthalben Wein gewonnen werden könnte. Der zu Parras und Tehuacan gewonnene gibt den beſten ſpaniſchen Weinen nichts nach. Viele Berggelände, welche jetzt nur mit ſtarren Cacten und knorrigen Mimoſen beſetzt ſind, würden, mit Reben bekränzt, einen weit freundlicheren Anblick darbieten und größeren Nutzen den Bewohnern zuwenden. Der 1831 von einem Rheinländer, von Gerolt, unternommener Verſuch, in Californien Wein zu pflanzen, iſt nach dem Tode deſſelben nicht fortgeſetzt worden. Nicht einmal der herrlich gedeihende und ein ausgezeichnetes Oel liefernde

Oelbaum, deſſen Anbau vor 1810 ebenfalls von der ſpaniſchen Regierung verboten war, iſt ſo zahlreich angepflanzt, daß fremde Zufuhren unnöthig wären. Angeſichts aller dieſer Thatſachen kann man den Wunſch nicht unterdrücken, daß dies herrliche, ſo wenig ausgebeutete Land bald einem weniger trägen Volke zu Theil werden möchte, das deſſen natürliche Schätze beſſer zu benutzen verſteht, wozu jetzt einige Ausſicht vorhanden iſt.

Den bedeutendſten Ertrag unter den Colonialwaaren liefert das Zuckerrohr. Es ward durch die Spanier eingeführt und ſchon 1553 konnte man Zucker ausführen, während gegenwärtig kaum für den innern Gebrauch genug gewonnen wird. 1803 wurde noch für 1½ Million Peſos Zucker ausgeführt, in der Revolution aber wurden ſo viele Pflanzungen zerſtört, daß ſchon 1814 die Ausfuhr ganz aufhörte. Erſt ſeit 1830 ſind viele neue errichtet und die Bereitungsweiſe verbeſſert worden.

Wie erwähnt, hat Merico zuerſt den Beweis geliefert, daß es möglich ſey, Zuckerrohr in der heißen Zone ohne Sklavenhände zu ziehen, doch haben ſie keineswegs freiwillig dieß verſucht und ihre Arbeiter ſind, wie wir ſogleich ſehen werden, weit davon entfernt, freie Männer zu ſeyn. Anfangs wurden alle Zuckerpflanzungen im Lande durch Sklaven beſorgt, welche zu 3—400 Peſos in Veracruz gekauft wurden. Die Schwierigkeit, während der Kriege Spanien's mit verſchiedenen Seemächten eine hinreichende Anzahl Sklaven zu bekommen, ſowie die große Menge der Schwarzen, welche jährlich umkamen, veranlaßte mehrere Beſitzer bedeutender Pflanzungen, einen Verſuch zur Bildung eines brauchbaren Geſchlechts freier Arbeiter zu machen. Sie gaben jährlich eine gewiſſe Anzahl Sklaven frei und ermunterten dieſe zur Ehe mit eingebornen Indianerinnen. Daraus entſtand das bald zahlreiche Geſchlecht der Zambos, Menſchen von ſtarkem Körperbau und ſehr wohl geeignet, die feuchte Hitze in den Zuckerpflanzungen zu ertragen. Schon 1808 gab es in Folge dieſes bald allgemein befolgten Syſtems auf vielen der größern Pflanzungen keinen einzigen Leibeigenen

mehr, und als beim Ausbruch der Revolution 1810 die Pflanzer sich plötzlich von allen ihren Sklaven verlassen sahen, fehlte es denen, welche sich mit Zambos versehen hatten, selbst in der schlimmsten Zeit nicht an den nöthigen Händen. Wenn aber auch diese Arbeiter dem Namen nach frei sind, so verstehen es doch die Pflanzer sehr wohl, sie festzuhalten. Sie halten nämlich gewöhnlich bei ihren Besitzungen Kaufläden, in welchen die Arbeiter alle ihre Bedürfnisse an Lebensmitteln und Kleidungsstücken kaufen können. Dadurch erlangt der Pflanzer nicht nur, daß das am Samstag ausgelohnte Geld im Laufe der folgenden Woche fast sämmtlich in seine Kasse zurückfließt, wobei er noch einen Gewinn an den verkauften Waaren hat, sondern der Credit, welcher den Arbeitern dabei eröffnet wird, verleitet diese größtentheils, weit über ihre Zahlungsfähigkeit zu borgen, und wird so das Mittel, sie an die Stelle zu fesseln, indem dem Pflanzer gesetzlich das Recht zusteht, den Arbeiter, der ihm schuldet, so lange festzuhalten, bis die Schuld getilgt ist. Scheinbare Großmuth auf der einen und gedankenloser Leichtsinn auf der andern Seite lassen diesen Zeitpunkt selten oder nie eintreten. Zieht man die große Ausdehnung der zum Anbau des Zuckerrohrs in Merico geeigneten Landstriche, die hohe Ertragsfähigkeit des Bodens und den Vortheil in Betracht, welchen dem mericanischen Pflanzer seine freien Arbeiter vor dem von Louisiana gewähren, welcher mit theueren Sklaven arbeiten muß, und sieht man, wie dennoch der mericanische Zucker theuerer ist, so sollte man geneigt seyn, eine rasche Vermehrung der Zuckerpflanzungen dieses Landes mit Sicherheit zu erwarten, um so mehr, da auch der Ausfuhr kein Hinderniß entgegensteht, seit alle Häfen beider Küsten dem freien Handel geöffnet sind. Die Anlage einer einigermaßen bedeutenden Pflanzung und der nöthigen Gebäude, Maschinen und Siedevorrichtungen erfordert jedoch ein sehr großes Capital und die Bewohner des Landes sind noch zu sehr den Bergbau- und Handelsspeculationen ergeben, als daß ihrer Viele sich und ihr Geld irgend einer Ackerbauunternehmung zuwenden sollten.

Dann müſſen auch die endloſen Unruhen im Lande erſt aufhören und ein politiſcher Zuſtand eintreten, feſt begründeter als der jetzige, ehe Capitaliſten daran denken können, ihr Vermögen in dergleichen Pflanzungen ohne Gefahr und mit entſprechendem Nutzen anzulegen.

Für den Anbau des Caffees iſt Boden und Klima Merico's außerordentlich günſtig. Indeß iſt bis jetzt der Verbrauch im Innern des Landes nur ſehr gering geweſen und als Ausfuhr iſt er kaum zu rechnen. Deſto beliebter iſt als Getränk im Lande die Chocolate, aztekiſch Chocolatl, deren Gebrauch und Bereitungsart demnach, wie auch der Name, aus Merico zu uns gekommen iſt. Dennoch wird auch der Anbau dieſes einheimiſchen Baumes ſo träg betrieben, daß der Bedarf des Landes nicht gedeckt wird, ſondern Cacao aus Süd- und Mittelamerica bezogen werden muß. Auch die Vanille gehört Merico eigenthümlich an und wurde ſchon von den Azteken benutzt. Ihr Anbau wird größtentheils von Indiern, Mulatten und Zambos betrieben und iſt ſehr einfach. Man pflanzt einen Vanilleſchößling oder ein abgeſchnittenes Stengelſtück, welches zwei Knotenabſätze haben muß, an den Fuß eines Baumes, um den ſich die neue Pflanze ſchlingen ſoll und hält den Fleck rein von Unkraut, beſonders von andern Schlingpflanzen. Im dritten Jahre beginnt die neue Pflanze Frucht zu tragen und fährt damit 30—40 Jahre beſtändig fort. Man rechnet bis 50 Schoten jährlich auf eine Pflanze. Die Vanille blüht im Februar und März; die Ernte beginnt im April und währt bis Ende Juni. Wie erwähnt, kannten die Azteken bereits den Tabak und benutzten ihn nicht nur zum Rauchen und Schnupfen, ſondern auch als ein Hausmittel gegen Kolik, Zahnweh u. ſ. w. Unter der ſpaniſchen Herrſchaft und noch bis zu Ende 1833 war der Tabaksbau in Merico Monopol der Regierung und daher von ſehr beſchränktem Umfang. Seitdem hat er ſich verbreitet, aber noch nicht in dem Maaße, daß eine bedeutende Ausfuhr möglich geweſen wäre. Der Verbrauch davon iſt in einem Lande, wo Jedermann raucht, auch die Frauen, natürlich unge-

heuer. Selbſt in den ſchlechteſten Zeiten warf der Alleinverkauf der Regierung noch einen reinen Ertrag von dritthalb Millionen fl. ab, während dieſer in beſſeren Zeiten bis über 6 Millionen ſtieg. Die Geſammteinnahme ſtieg in manchen Jahren auf 19 Millionen fl. In der Cigarrenfabrik zu Oajaca wurden jährlich 150 Millionen Papiercigarren und 400,000 gewöhnliche Cigarren gefertigt, was eine Einnahme von mehr als 800,000 fl. darſtellte. Dazu wurde noch wenigſtens ein Drittel dieſer Mengen an eingeſchmuggeltem Tabak verbraucht. — Die Baumwollenſtaude, ebenfalls eine einheimiſche Pflanze, wird weniger gebaut, als zu den Zeiten der Azteken, und die Färbekunſt derſelben iſt verloren gegangen. Die Fabriken, deren Ertrag unter der ſpaniſchen Herrſchaft, welche ſie durch Schutzzölle hielt, bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, jährlich auf 5 Millionen Peſos ſtieg, ſind ſeitdem den vorgeſchrittenen auswärtigen Manufacturen unterlegen. Die rohe Baumwolle könnte jedoch von der größten Wichtigkeit für Mexico's auswärtigen Handel werden, wenn die Bewohner mehr Aufmerkſamkeit als bisher auf den Anbau derſelben richten wollten, der in dieſem Lande ſo leicht als einträglich iſt. Wenn in den Vereinsſtaaten von Nordamerica die Baumwollenpflanze jedes Jahr von Neuem gepflanzt werden muß, weil der Froſt ſie zerſtört, ſo iſt dieß in Mexico durchgehends nicht der Fall. Hier dauert die Pflanze 10—30 Jahre aus, wenn ſie nur ſtets von Unkraut rein gehalten und nach jedesmaliger Ernte gehörig beſchnitten wird. Die mechaniſchen Vorrichtungen zum Entkernen und Reinigen der Baumwolle ſind bis jetzt in Mexico ganz unbekannt, die Transportmittel unvollkommen, alſo die rohe Baumwolle an der Küſte theuer und die Ausfuhr gering. So iſt dieß Land überall von der Natur überſchwenglich begünſtigt und ſteht allenthalben zurück durch die Schlaffheit ſeiner Bewohner. Der Anbau des Indigo, der ſchon den Azteken als Färbeſtoff diente, hat mit dem Eingehen der Baumwollenmanufacturen ſo ſehr abgenommen, daß jetzt ſolcher aus Guatemala eingeführt wird. Sehr zahlreich ſind die herrlichſten eßbaren

Früchte und die wirksamsten Arzneipflanzen, wie Jalappe, Sarsaparille, Cascarille, Ipecacuanha, Ricinus, Sassafras, Storarbaum, Tolubalsambaum, Guajac, Chenopodium ambrosioides, mehrere Sumacharten, die Gummimimose, Drachenblut, Kautschuk, Kopaivabalsambaum, Tamarinde, Micania Guaco u. s. w.

Wir gehen nun zur Betrachtung derjenigen Erzeugnisse über, welche zwar genau genommen dem Thierreiche angehören, für deren Gewinnung es jedoch auch des Anbaues gewisser Pflanzen bedarf. Unter diesen ist bei weitem die wichtigste die Coschenille. Das Insekt, welches diesen Farbstoff liefert, scheint die Natur Mexico fast ausschließlich verliehen zu haben. Zwar kommt dasselbe auch in Guatemala, Honduras und Brasilien vor und ist auch hier Gegenstand des Gewerbfleißes, allein es scheint dies eine andere Art derselben Gattung zu seyn. Die Coschenille, welche aus jenen Ländern nach Europa kommt, ist geringeren Werthes als die mexicanische. In Mexico ist die Coschenillenzucht sehr alt, vielleicht sogar älter als die Einwanderung der Tolteken, und war zur Zeit der aztekischen Könige selbst ausgebreiteter als jetzt. Die Plackereien aber, welchen die eingebornen Pflanzer bald nach der Eroberung ausgesetzt waren, haben diesen altindischen Gewerbzweig fast allenthalben verdrängt. In Yucatan wurden vor etwa 80 Jahren in einer Nacht alle Cactus, auf denen das Insekt lebt, umgehauen, wahrscheinlich von den Indiern selbst. Die Coschenille war nie Monopol, aber unter der spanischen Regierung mit hohen Steuern belastet, welche auf 25 Pfund über 23 Piaster betrugen. Heutzutage wird diese Zucht fast ausschließlich im Staate Oajaca betrieben, wo es Pflanzungen von 50—60,000 Stück Cactus gibt. Wenn man eine genügende Anzahl der Thierchen für die Fortpflanzung zurückbehalten hat, tödet man die übrigen in heißem Wasser oder noch besser in Oefen und trocknet sie an der Sonne. Eine mittlere Wärme von 18—20° der hunderttheiligen Skala ist die passendste für das Thierchen, das höchst empfindlich gegen Frost, Nässe und Hitze ist. Um sie gegen dieses letztere

Uebel zu ſchützen, pflegt man häufig das ganze Feld mit einem platten Dache von Stangen, Pflanzenſtengeln und Schilf zu überdecken. Am liebſten bedient man ſich dazu der vielblumigen und ausdauernden Sonnenblumen, und es gewährt ein ſolches Feld mit ſeinem Schattendache und den ſteifen Opuntien darunter, die vom weißen Ueberzug der Coſchenille wie beſchneit ausſehen, einen eigenthümlichen Anblick. Vögel, Mäuſe und Eidechſen ſtellen der Coſchenille ebenſowohl nach, als eine Anzahl von Raubinſekten und Spinnen. Die Ausfuhr für die 12 Jahre 1821—32 betrug 5,174,810 Pfund im Werthe von etwa 10,260,000 Peſos.

Die Seidenzucht und die Anpflanzung der Maulbeerbäume wurde noch durch Cortez ſelbſt eingeführt; aber auch auf dieſem Erwerbszweig laſtete der Abgabendruck ſo ſchwer, daß die Indier ſelbſt die Maulbeerbäume umhieben. Seit der Staatsumwälzung hat man dieſem Gewerbszweig beſonders in Oajaca wieder Aufmerkſamkeit zugewandt und neue Maulbeerpflanzungen angelegt, doch iſt noch kein bedeutendes Ergebniß erlangt worden.

Was nun die Hausthiere betrifft, ſo iſt bekannt, daß die alten Mexicaner keins der größeren beſaßen, welche den Bewohnern der alten Welttheile ſo großen Nutzen gewähren. Sie hatten es nicht verſucht, die wenigen größern Vierfüßler ſich unterthan zu machen, welche, zu Hausthieren etwa geeignet, das nördliche America eigenthümlich beſitzt und wohin beſonders die beiden einheimiſchen Rinderarten gehören, welche in großen Herden den höhern Norden durchſtreifen, ſowie die wilden Schafe und Bergziegen beider Californien. Von den verſchiedenen Arten Hunden, welche dem Lande eigenthümlich ſind, diente ihnen nur der ſtumme Hund zu häuslichen Zwecken und zur Nahrung. Dagegen wurden durch die Eroberer ſämmtliche europäiſche Hausthiere hinüber gebracht und haben ſich leicht eingewöhnt und außerordentlich vermehrt. Rindvieh und Pferde ſind ſogar wild geworden und durchſchwärmen in zahlreichen Geſchlechtern die Steppen des Nordens der Republik.

Die Rindviehzucht wird beſonders an den Oſtküſten um die Flußmündungen getrieben, wo in den weiten Savannen die Thiere immer grünes Futter finden. Aber auch in den höhern Gebirgsgegenden des innern Landes findet man zahlreiche Rinder-, Ziegen- und Schafherden und einzelne Zuchtmeiereien mit einem Viehſtamm von 30—40,000 Stück. Die Viehzucht wird auf eine ſehr einfache Weiſe betrieben. Das Vieh kommt nie in einen Stall, ſondern weidet das ganze Jahr hindurch im Freien, daher auch ſeine Zahl nicht bekannt iſt.

Nur zum Behuf des Einfangens der Thiere, die man ſchlachten oder verkaufen will, findet ſich bei einem der über dem Weidegrund zerſtreuten Hirtenhäuſer ein viereckiger, mit einem feſten Zaun aus Flechtwerk umgebener Platz, Corral genannt. Von Zeit zu Zeit pflegt ſich das Vieh bei den Wohnungen der Hirten einzufinden, um etwas Mais oder Salz zu bekommen. Milchkühe weiß man dadurch in der Nähe zu halten und zu täglicher Wiederkehr zu nöthigen, daß man ihre Kälber in den Corral einſperrt.

Die Hirten ſind ſämmtlich beritten und gehören zu den verwegenſten Reitern des Erdbodens. Mit Staunen ſieht man ſie auf ihren kleinen, dürren, ſchlecht ausſehenden, aber äußerſt behenden und ſichern Pferden geſtreckten Galoppes an den ſteilen Wänden tiefer Abgründe dahinjagen und ihr Vieh verfolgen und zuſammentreiben oder mit dem Laſſo, der Wurfſchlinge, einfangen. Ihr Hauptgeſchäft iſt, zu verhindern, daß ſich das Vieh auf fremden Boden oder unter fremde Herden verlaufe, dafür zu ſorgen, daß das junge Vieh rechtzeitig das Zeichen des Eigenthümers eingebrannt bekomme u. ſ. w. Sie empfangen einen geringen Lohn an Geld, ein kleines Feld zum Anbau von Mais, und haben gewöhnlich auch noch einen beſtimmten Antheil am Ertrage der Herde, oder die Erlaubniß, einen eignen kleinen Viehſtand auf dem Gehöfte zu halten. Der Hauptzweck der Rindviehzucht in Mexico iſt die Erlangung des Fleiſches, des Fettes und der Haut, ſowie die Benutzung der Ochſen als Zugvieh, namentlich

beim Ackerbau. Der Gebrauch der Milch zur Speiſe, ſowie die Bereitung von Butter und Käſe iſt nur wenig üblich. Die wenige Butter, welche man hie und da bereitet, iſt nicht von beſonderer Güte. Auch der Käſe iſt hart, trocken und ſehr ſalzig, wird aber dennoch von den gemiſchten Klaſſen häufig genoſſen und iſt nicht unwichtig für den Binnenhandel. Kälber werden nur äußerſt ſelten geſchlachtet. Ein Geſetz verbot dies bei Einführung des Rindviehs, um die Vermehrung deſſelben zu begünſtigen und die Geiſtlichen machten aus dem bürgerlichen Verbote ein kirchliches, das noch immer gehalten wird, obgleich es längſt keinen Zweck mehr hat. Auf den großen Viehhöfen wird jährlich an gewiſſen Tagen eine große Menge Vieh auf einmal geſchlachtet. Das dazu beſtimmte wird größtentheils mit dem Laſſo eingefangen. Dieſer iſt ein Strick aus Streifen ungegerbten Leders gedreht, 25—30 Ellen lang und etwa einen halben Zoll dick, welcher an dem einen Ende eine laufende Schlinge hat. Beim Einfangen des Stiers ſitzen die Hirten zu Pferde. Das eine Ende des Riemens iſt an dem hohen Knopfe des mericaniſchen Sattels befeſtigt und der Reiter trägt den Strick in großen Ringen aufgewunden, in der Linken. Sobald nun der Hirt das zu fangende Thier erblickt, ergreift er mit der Rechten die Schlinge des Laſſo und ſchwingt ſie mit großer Schnelligkeit über dem Kopf, ſo daß ſich ein großer offener Kreis bildet, indem er vollen Laufes dem fliehenden Thiere nachjagt. Iſt er demſelben nahe genug gekommen, ſo wirft er die Schlinge über deſſen Hörner, wobei er ſelten oder nie ſein Ziel verfehlt. Hat er es getroffen, ſo hält er ſein Pferd plötzlich an und dreht es herum, ſo daß es ſein Hintertheil dem gefangenen Thiere zukehrt, das noch fortrennt, bis der ganze Laſſo abgelaufen iſt. Das Pferd, ſchon an dieſe Jagd gewöhnt, ſtemmt ſeine Vorderfüße vor und bäumt ſich etwas nach hinten zurück, um in dieſer Stellung ſeine ganze Kraft dem heftigen Ruck entgegenzuſetzen, der nur erfolgt, wenn der fortſpringende Stier den Laſſo endlich anzieht und der außerdem Pferd und Reiter zu Boden reißen würde. So

aber wird durch denſelben Stoß nun das gefangene Thier niedergeworfen, während das rückwärts gezogene Pferd oft die Erde mehrere Ellen lang mit ſeinen feſtaufgeſtemmten Hufen aufreißt. Alles dieſes iſt das Werk weniger Augenblicke. Ein zweiter Hirt iſt indeſſen raſch herangeſprengt, hat dem am Boden liegenden Thiere einen zweiten Laſſo um die Hörner geworfen und angezogen. Jetzt wird das gefangene Thier aufgejagt und trotz ſeines Widerſtandes von den Reitern fortgeſchleppt. Bewunderungswürdig iſt die Geſchicklichkeit und Sicherheit, mit welcher dieſe Leute den Laſſo zu werfen verſtehen, was ſchon ſtillſtehend ſehr ſchwierig iſt, wogegen ſie es im vollen Lauf zu Pferde verſtehen, während der Reiter an ſteilen Berggeländen und über unebenen Boden hinjagt und oft über Gräben ſetzt. Selbſt dann werfen die Hirten die Schlinge um die Hörner oder den Hals, den Leib oder die Beine eines mit Aufbietung ſeiner ganzen Kraft und Schnelle entfliehenden Thiers. Der Laſſo iſt aber auch ſchon das Spielwerk der Knaben. — Das zum Schlachten zuſammengebrachte Vieh wird nun im Corral eingeſperrt. Das blutige Geſchäft ſelbſt bietet eine lebenvolle Scene dar, durch die Kraft und Gewandtheit, welche die Hirten und Schlächter dabei entwickeln. Hirten zu Pferde mit dem Laſſo und ſolche zu Fuß mit langen, ſcharfen Meſſern ſtellen ſich in einer Doppelreihe vor dem Eingang der Umzäunung auf, ſo weit aus einander, daß keiner den andern hindert. Jetzt zieht ein Mann die Stange weg, durch welche der Eingang in den Corral geſchloſſen iſt, trennt ein Thier von den übrigen und ſucht es mit einer Art von Spieß hervorzutreiben. Das Thier, ſein Geſchick ahnend, ſträubt ſich lange, ſtürzt aber endlich mit äußerſter Heftigkeit hervor und ſucht das Weite zu gewinnen. Wüthend und doch voll Angſt rennt es dahin, ſeine Augen ſprühen Flammen, ſeine Naſenlöcher berühren faſt die Erde. Im nächſten Augenblicke haben die furchtbaren Schlingen Hörner, Hals und Beine des Thieres gepackt, die Reiter ſprengen auseinander, das Thier wird zu Boden geriſſen, ein Mann zu Fuß eilt herbei und tödtet es raſch durch

einen Messerstich in den Nacken. Zuweilen sieht man bei diesen Schlächtereien noch eine andere Art das Thier zu fällen, welche vielleicht noch mehr Geistesgegenwart und Gewandtheit erfordert, als die eben beschriebene. Ein Reiter hält nahe am Eingange des Corrals, bewaffnet mit dem sogenannten Halbmond, einem sichelförmig gebogenen Messer, dessen hohle Seite scharf, während die gewölbte in der Mitte an einer 12 Fuß langen starken Stange befestigt ist. Diese Waffe hält der Reiter schräg nach vorn geneigt in der Rechten, so daß die Stange fest unter dem Arme liegt, die Klinge aber etwas seitwärts von den Vorderfüßen des Pferdes etwa 2 Fuß über dem Boden sich befindet. Der aus dem Corral getriebene Stier stürzt vorüber, der Reiter sprengt ihm nach und hält, nahe genug gekommen, die Sichel so, daß, wenn im Sprunge des Stieres rechtes Hinterbein nach hinten gebogen ist, es an die äußerst scharfe Klinge streift, wodurch die Sehnen über dem Knie abgeschnitten werden. Dann werden mit demselben Werkzeuge auf eben die Weise schnell auch die Sehnen des linken Beines durchschnitten, das Thier stürzt zu Boden und wird durch den Stich in den Nacken getödet. Diese Dinge verdienen nur deßhalb so ausführliche Erwähnung, weil sie die Vorschule zu dem leidenschaftlich beliebten Volksvergnügen, den Stiergefechten sind, wie denn der Nackenstoß des Matadors und dieser Namen selbst, der Schlächter bedeutet, bei beiden unverändert gilt, ja ohne diese Art des Schlachtens wäre man wohl schwerlich auf die Stiergefechte verfallen. Die getödeten Thiere werden nun abgezogen, ihre Haut getrocknet, die Thiere kunstvoll zerstückt, ausgenommen und gereinigt. Das Fleisch wird von dem Talge sorgfältig geschieden und in lange Streifen zerschnitten, die mit Salz und Pfeffer eingerieben und zuerst im Schatten, dann an der Sonne getrocknet werden. Dieses Dürrfleisch kommt in Ballen aufgewunden in den Handel und gibt gekocht oder gebraten und fein geschnitten eine eben so wohlschmeckende als kräftige Speise. Der Talg wird besonders zu Kerzen benutzt und ist als solcher das in allen Ständen übliche

Beleuchtungsmittel. Die Häute werden ebenfalls faſt ſämmtlich im Lande verbraucht, theils gegerbt, theils roh, mit Ausnahme der wenigen, welche als Hülle der Coſchenille außer Landes gehen.

Die Schafherden ſind zwar ſehr zahlreich, für die Veredlung der Wolle iſt aber noch gar nichts geſchehen. Von Schweinen gibt es zwei Arten im Lande, die größere aus Europa, die kleinern aus den Philippinen. Das Schmalz dieſer letztern dient in der mexikaniſchen Küche durchgängig ſtatt der Butter. Die durch die Spanier eingeführten Pferde gehörten urſprünglich der Berberraſſe an. Ihre Zucht wurde ſchon durch Cortez eifrig betrieben und jetzt ſind ſie ſo häufig, daß ſie in den Graswüſten der wenig bewohnten nördlichen Staaten wilde Herden bilden. Die große Mehrzahl der mexicaniſchen Pferde iſt nicht groß, aber wohl gebaut, fein von Knochen, leicht, feurig, dauerhaft und außerordentlich gelehrig, ſicher und gewandt. Den Schweif tragen dieſe Pferde gewöhnlich ſtolz erhoben und er wird nie geſtutzt, eben ſo wenig wie die Ohren. Ehedem hielt man es für ſchön, wenn dem Pferde der Schweif zwiſchen den Hinterbeinen ſpielte und beförderte dieß durch das Auflegen ſchwerer lederner Kruppendecken, Anqueras oder Cortezſchilder genannt. Jetzt iſt dieſer geſchmackloſe Gebrauch faſt ganz abgekommen und man ſieht die Anquera nur noch bei Maulthiertreibern und Meiern, oder auch, wenn der mexicaniſche Reiter im Staatskleide auf den Promenaden erſcheint. Auch das altmauriſcher Weiſe nachgeahmte Aufbinden der Schweife und die eben daher ſtammende Verunzierung derſelben durch eingeflochtene Bänder beginnt immer mehr abzukommen. Die Hufe ſind ſehr gut und ſtark, ſo daß wenigſtens die Hinterhufe nur ſelten des Beſchlages bedürfen. Unter den Farben herrſchen vor: Rothfüchſe, Goldbraune, Blau- und Schwarzſchimmel, Rothſchimmel, Iſabellen, Schecken, Hechtſchimmel. Seltner ſind Goldfüchſe, am ſeltenſten aber wirkliche Rappen und Weißgeborene.

Die Hauptnahrung der Pferde ist Mais, seltener Gerste, gehacktes oder auf den Dreschtennen zertretenes Stroh, Heu und Klee. Letzteren und Gras füttert man besonders gern zur Frühlingszeit oder sendet auch die Pferde auf einige Wochen auf die Weide. Streu bekommen die Pferde nicht, sie schlafen auf dem bloßen Stallboden und fressen gewöhnlich nur des Nachts. Eigentlich geputzt und gestriegelt werden sie nie. Am frühen Morgen zieht man sie aus dem Stalle, tränkt sie, wäscht und badet sie sorgfältig und bindet sie dann im Freien an, bis sie trocken geworden sind. Zuweilen bleiben sie auch den ganzen Tag in den Höfen angebunden. Ist Raum da, so läßt man sie gern frei herumspringen. Abends tränkt man sie wieder und füllt die Krippe. Auch auf Reisen bekommen sie den ganzen Tag nichts zu fressen, desto mehr aber zu saufen. Man bedient sich der Pferde fast ausschließlich zum Reiten; nur hie und da auch zum Lasttragen und auf den Amalgamirwerken zum Durchkneten der Erzhaufen. Eingespannt wurden bisher nur Maulthiere und Ochsen, doch hat das Beispiel der Fremden seit einigen Jahren bewirkt, daß hie und da auch Pferde bei Spazierfahrten eingespannt werden. Die gewöhnlichste und bei den Mexicanern allein beliebte Gangart ist der Paß, wobei Vorder- und Hinterfüße nicht gekreuzt, sondern parallel fortschreiten und die Vorderfüße hoch und weit ausgeworfen werden, während die Hinterfüße fast auf der Erde schleifen. Diese Bewegung ist äußerst angenehm, besonders auf Reisen, und ermüdet weder das Pferd, noch den Reiter. Auf ebenem Boden kann man im Paß 18—20 Stunden in einem Tage zurücklegen; ein trabendes Pferd hat für den Mexicaner keinen Werth. Das wilde Pferd, Mestang, wird mit dem Lasso gefangen und niedergeworfen, sein Kopf mit dem Mantel des Jägers umhüllt, ein scharfes Gebiß ihm in das Maul gezwängt, ein Sattel aufgelegt und das Thier mit Gebiß, Sporen und Peitsche gebändigt und zugeritten.

Maulthiere werden in Mexico in großer Menge gezogen und sehr geschätzt. Sie sind als Lastthiere das

Hauptfortſchaffungsmittel für alle Handelsgegenſtände, arbeiten in den Bergwerken beim Transport der Erze und dem Durchkneten derſelben in den Amalgamirwerken und tragen die Sänften der Reiſenden. Stärker und ſicherer als Pferde ſind ſie zu Reiſen auf den fürchterlichen, häufig lebensgefährlichen Wegen in Mexico's Gebirgen dieſen weit vorzuziehen. Man rechnet, daß im Thale von Mexico allein 5000 Maulthiere zum Reiten und Fahren gehalten werden. Gegen 100,000 mögen im Handel und wenigſtens eben ſo viele im Bergbau beſchäftigt ſeyn.

Eſel ſind gemein und unanſehnlich und werden nur von den Indiern als Reit- und Laſtthiere benutzt. Die Indierdörfer ſind auch voll von Katzen, häßlichen Hunden und Hühnern. Während der Wälſchehahn einheimiſch iſt, ſind Hühner erſt aus Europa in's Land gekommen, aber jetzt ſo zahlreich, daß junge Hühner und Eier eine gemeine Speiſe aller Claſſen ſind und man auf Reiſen faſt nichts anderes bekommt. — Unter den frei lebenden Thieren kommt der Biſonochſe beſonders zahlreich in den nördlichen Landſtrecken vor; er iſt unzähmbar, und verwundet, ein ſehr gefährlicher Feind des Jägers. Sein Fleiſch iſt wohlſchmeckend und ſein Fell, beſetzt mit außerordentlich dichtem, faſt wolligem Haar, wird als Winterkleidung ſehr geſchätzt. In Californien kommen wilde Schaafe und Ziegen, Antilopen und Elennthiere vor; einzeln lebt am Waſſer der Tapir; von Raubthieren kommen vor: Wölfe, Bären, viele Tigerkatzen und zahlreiche kleinere Arten. Es gibt hier drei-, ſechs- und neungürtelige Gürtelthiere; in den heißen Landſtrichen ſind verſchiedene Arten von Klammer-, Brüll-, Schweif-, Seiden- und Wickelaffen zahlreich. Aus der Ordnung der Flatterthiere gibt es verſchiedene Arten Fledermäuſe, zum Theil in großer Menge und von anſehnlicher Größe, von welchen manche durch Blutausſaugen der Hausthiere läſtig werden; aus der Ordnung der Waſſerſäugethiere kommt die Seekuh vor, deren Fleiſch dem beſten Wildpret gleichgeſtellt wird, ferner Wallfiſche, Pottfiſche, Delphine, Robben und Seelöwen. Engländer und Nordamericaner umſegeln das Vorgebirg Horn, um an den

Küſten von Californien jenen rieſigen Walen nachzuſetzen, während Mexico an dieſer Fiſcherei in ſeinen Meeren bis jetzt keinen Theil nimmt.

An Vögeln iſt Mexico außerordentlich reich. Außer den zahlreichen Raubvögeln ſind beſonders die ſchönen und gelehrigen Papagaien zu bemerken. Mühlenpfordt erzählt von einem ſolchen Vogel, den er ſelbſt beſaß, folgende Züge: „Des Morgens, wenn es dem Vogel zu lange währte, ehe er Futter bekam, pflegte er zuerſt wiederholt den Namen der Wärterin meiner Kinder zu rufen, welche ihn gewöhnlich fütterte. Hörte dieſe nicht, ſo rief er den Namen meiner Kinder, und endlich in höchſtem Affect nach meiner Frau: Sennora, Sennora! — Bei Tage hatte er ſeinen Sitz gewöhnlich auf der offenſtehenden Thüre eines Saales, in welchem die Kinder ſich aufhielten. Eines Tags ward ein Gegenſtand vermißt, mit welchem die Kinder geſpielt hatten. Während man vergebens darnach ſuchte, ward der Gegenſtand öfter genannt. Auf einmal rief der bis dahin ganz ſtill ſitzende Vogel: A qui esta, da iſt es! Man blickte hinter den Thürflügel, wo wirklich das Geſuchte lag. Ein anderer dieſer Vögel ſang jeden Morgen das ſpaniſche Frühgebet: Heiliger Gott, ſtarker Heiliger, bewahre uns, Herr, vor allem Uebel! mit heller Stimme, war aber nur ſelten durch Zureden zu bewegen, es zu andrer Tageszeit zu wiederholen. Sehr zahlreich ſind auf den Landſeen die Enten, welche von den Indiern mit einer Höllenmaſchine erlegt werden. 70—80 Flintenläufe werden dergeſtalt in zwei Reihen geordnet, daß die untere das Waſſer beſtreicht, während die obere ſo geordnet iſt, daß ſie die Enten beim Auffliegen faßt. Die Läufe ſind durch eine Zündſtraße von Pulver verbunden, welche mit einer Lunte angezündet wird. Jäger auf Kähnen treiben eine gehörige Anzahl dieſer Vögel allmälig in die Schußweite der Batterie zuſammen, dann wird Feuer gegeben, und im Augenblicke ſieht man die Oberfläche des Waſſers mit Hunderten verwundeter Enten bedeckt. Von Amphibien ſind die Alligatoren und zahlreiche giftige Schlangen beſonders zu erwähnen,

von Insekten zunächst die Bienen zu nennen, deren Zucht besonders in Yucatan viel betrieben wird; dennoch aber werden bei dem großen, besonders durch die Menge der Kirchen bedingten, Verbrauche von Wachs noch große Mengen davon eingeführt. Von Scorpionen gibt es in Mexico mehrere Arten, verschieden an Größe (2—4″) und Färbung, alle aber giftig und gefährlich. Mühlenpfordt hat die verschiedensten Wirkungen vom Scorpionenstiche gesehen. „Ein englischer Seeoffizier, welcher vor allen stechenden und beißenden Thieren beständig in übertriebener Furcht lebte, war, von einem großen Scorpion gestochen, mehrere Tage fast völlig gelähmt und fast drei Wochen fieberkrank. Eine Frau ward während des Schlafs von einem an die Decke des Zimmers heraufgekrochenen und von da herabgefallenen Scorpion hinter das rechte Ohr gestochen. Obgleich augenblicklich alle zweckmäßigen Mittel angewendet wurden, fühlte sie dennoch während der Dauer der Nacht eine Lähmung der Zunge, sowie der ganzen rechten Seite des Körpers, und blieb den ganzen folgenden Tag zum Weinen traurig gestimmt. Ein Mann ward ebenfalls Nachts von einem kleinen Scorpion in die sogenannte Maus des Daumens gestochen. Am folgenden Tag war die Hand geschwollen. Die Wunde eiterte und heilte erst nach fünf bis sechs Tagen. Ein anderer ward in die Spitze des kleinen Fingers gestochen, daß das Thierchen fast hängen blieb. Er steckte die Fingerspitze sofort in frisch aufgelockerte Erde und empfand weiter gar keine nachtheiligen Folgen.“ Das Gift des Scorpions ist nicht zu allen Zeiten gleich stark. Will er stechen, so erhebt er seinen langen Schwanz, legt ihn über Kopf und Rücken weg, faßt mit seinem Stachel unter die Haut und ritzt diese auf. Das sofortige Bestreichen der Wunde mit Knoblauchssaft, oder das Auflegen geschabten Knoblauchs auf dieselbe, der Genuß eines Stückchens roher Chocolate, besonders aber eine Abkochung der Micania Guaco schützen am sichersten vor den Folgen des Scorpionstiches. Am besten bewahrt man das Bett gegen Scorpionen durch einen rauhen Strick aus Pferde-

haaren, den man auf dem Fußboden um den Fuß des Bettes legt.

Unter den Schalthieren Mexico's ſind die Perlenmuſchel und die Purpurſchnecke die wichtigſten. Perlen wurden, wie wir geſehen, ſchon zu den Zeiten der Azteken zum Schmuck verwandt. Seit der Eroberung ſind die meiſten an der Küſte von Altcalifornien gefiſcht worden. Im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ſandte man geſchickte Taucher dorthin, aber ſchon nach kurzer Zeit gerieth die Fiſcherei derſelben in jenem entlegenen Meerbuſen wieder in's Stocken. Mehrere ſpätere Verſuche zu ihrer Wiederaufnahme ſcheinen keinen beſondern Erfolg gehabt zu haben und noch jetzt iſt die Perlenfiſcherei ſowohl im Buſen von Californien, als an den Küſten von Oajaca nur unbedeutend und Sache einzelner Privatleute. Sonderbar iſt die Art, wie man die Perlen von den Fiſchern kauft. Die Liebhaber begeben ſich an das Meeresufer und kaufen die geſammelten und noch uneröffneten Muſcheln haufenweiſe, wo es dann rein auf den Zufall ankommt, in wie vielen der Käufer Perlen findet. Die Purpurſchnecke kommt an beiden Küſten vor und wird zur Färberei benutzt. Das Verfahren iſt ſehr einfach. Man drückt das zu färbende Garn in die Oeffnung des Gehäuſes, ſo daß das Thier ein wenig zuſammengepreßt wird. Sogleich läßt daſſelbe einen milchweißen Saft fahren, der zuerſt gelb, dann grün und nach einigen Minuten purpurfarben wird. Will man größere Sachen färben, ſo zieht man das Thier ganz aus dem Gehäuſe heraus und entzieht ihm durch langſames Drücken den Saft, den man in ein Gefäß mit ein wenig Seewaſſer laufen läßt und nun zum Färben benutzt. Die Farbe iſt dann ohne weitere Zubereitung fertig, glänzend, lebhaft und dauerhaft, aber ſehr theuer, ſo daß 2 Loth (1 Unze) Garn einen Piaſter zu färben koſtet.

Wir haben nun noch das Mineralreich zu betrachten, deſſen Erzeugniſſe allen übrigen Producten des Landes voranſtehen. Sie ertheilen dem Lande ſeinen Rang in der Reihe der Staaten und waren drei Jahrhunderte

hindurch eine der Hauptquellen von Spaniens Reichthum, sowie mittelbar eine der Ursachen seines jetzigen Verfalls; aus Mexico's Bergwerken entsprang der größte Theil der jetzt im Welthandel umlaufenden Goldes und Silbers. Ungeheuer waren die Schätze, welche seit der Eroberung Tenochtitlans aus den Gebirgen von Anahuac gewühlt wurden; aber sie wanderten hinüber in ein fernes Land, und seufzend unter dem Drucke fremder Gewalt genoß das Volk nur wenig der Früchte seines Landes, seiner Arbeit. Michael Chevalier hat nach amtlichen Quellen die Ausbeute während der spanischen Herrschaft auf etwa 5,000,000,000 Gulden berechnet, wozu noch das durch Schleichhandel aus dem Lande geführte zu rechnen ist. Die sämmtlichen Bergwerke Mexico's waren Privateigenthum und von ihrem Rohertrag wurden Abgaben an den König bezahlt*). Bis 1777 wurde nach einem aus alten spanischen, belgischen und deutschen Satzungen des 15. und 16. Jahrhunderts zusammengestellten Gesetzbuch Recht gesprochen.

In dem genannten Jahre wurden die Bergwerksbesitzer als eine Genossenschaft anerkannt, ein Oberbergamt in der Hauptstadt eingesetzt, dem 37 Bergämter in den Provinzen untergeordnet waren und ein neues Berggesetz erlassen. Die Abgabe von dem gewonnenen Silber wurde zur Unterhaltung des Obertribunals und der Bergschule und zu Vorschüssen an Minenbesitzer bei neuen Unternehmungen gegeben. Durch diese Einrichtungen und einige Ausfuhrerleichterungen stieg die jährliche Metallbeute von 11 Mill. Pesos auf 19 und bis zum Jahre 1799 auf 23 Mill. Pesos. Während der Kriege, welche der französischen Staatsveränderung folgten, war aber das Oberbergamt gezwungen, außer dem freiwilligen Geschenk von einer halben Million Pesos dem königlichen Schatze von Spanien noch mit einem Darlehen von 3 Millionen beizuspringen, von denen über eine Million nie wiederbezahlt

*) Zusammen 17 vom Hundert für reines, 19 vom Hundert für goldhaltiges Silber.

worden ist. So trat die Unmöglichkeit ein, Vorschüsse zu leisten; der Bergmann war in dieser Hinsicht wieder an Speculanten gewiesen. Dadurch sank der Bergbau schon 1804, bis der zehnjährige Bürgerkrieg 1810—20 ihn ganz zerstörte.

Die Gewinnung der ungeheuren Masse Silber, welche Mexico hervorbrachte, war das Ergebniß eines sehr verwickelten Systems. Wenige der alten Bergwerkbesitzer besaßen auch das Geld zur Betreibung des Baues; Viele konnten nur geringe Vorschüsse erhalten und waren daher genöthigt, die ersten rohen Erzeugnisse ihres Fleißes, die Erze, sogleich durch Verkauf in baares Geld umzusetzen, ohne zu warten, bis sich genau bestimmen ließ, welchen Silbergehalt sie haben möchten. Dieß rief eine Classe von Mittelsleuten in's Leben, welche die Erze am Bergwerk aufkauften und in eigenen Amalgamirwerken läuterten. Diese Zwischenhändler waren wieder selbst nur wenig vermögend und liehen bei größern Unternehmungen sich Geld von den reicheren Kaufleuten der Städte, welche diese Vorschüsse unter der Bedingung leisteten, daß jene ihnen das gewonnene Silber niedriger als zum Marktpreis ablassen mußten. So hatte der Geldbesitzer die vollkommenste Sicherheit für sein Anlehen und deßhalb war dieß System vor der Revolution ungemein verbreitet. Der Unabhängigkeitskrieg zerriß die ganze Kette, die Bergwerke standen still, Wasser häufte sich in ihnen an, angefangene Stollen und Schächte stürzten ein, und alle jene großen und prachtvollen Werke, zu denen Europa kein Seitenstück aufzuweisen hat, gingen zu Grunde. Viele der reichen Kaufleute und Capitalisten, meist Altspanier, welche das Geld zu den Unternehmungen hergegeben, verließen das Land, die andern zogen aus Vorsicht ihre Capitalien vom Bergbau zurück. Auch die Ackerbauerzeugnisse verminderten sich 1811 und 1812 so rasch, daß es den Bergleuten schwer ward, die nöthigen Lebensmittel zu bekommen. Die Verbindung der Bergstädte mit der Hauptstadt war durch die Schaaren der Aufständischen unterbrochen und so stieg der Preis des Quecksilbers, des Eisens und aller

zum Bergbau nöthigen Gegenstände, sowie der der Lebensmittel weit über das Doppelte. Der Werth des Silbers für den Bergmann wurde so gering, daß selbst die reichsten Erze kaum noch die Gewinnungskosten deckten, die ärmeren aber ganz unbeachtet liegen bleiben mußten. Ein unbeschränkter Unternehmungsgeist, strenge Redlichkeit und festes Vertrauen zu einander hatte vor 1810 die mexicanischen Bergleute ausgezeichnet und ein Wohlstand ohne Gleichen war ihr Lohn gewesen. Aber von Natur zu leichtsinniger Verwendung des leicht Erworbenen geneigt, hatten sie sich keinen dauernden Wohlstand gegründet, und so brach unter den ungünstigen Zeitumständen der ganze Bergbau plötzlich zusammen. Die verlassenen Gruben fielen einem verderblichen Raubbau anheim, der von den Arbeitern ohne Rücksicht auf die Zukunft, nur mit Beachtung des augenblicklichen Nutzens betrieben wurde. Sie hieben die Bergfesten und Pfeiler aus und veranlaßten so das Zusammenstürzen vieler Gruben. 1821 stand fast der ganze Bergbau still. Die neue unabhängige Regierung richtete ihre Aufmerksamkeit alsbald auf die Bergwerke, um so mehr, als der Verfall derselben auch den des Ackerbaus und Handels nach sich gezogen hatte. 1822 wurden die Abgaben auf drei vom Hundert des wahren Metallwerths der Erze herabgesetzt, die Einfuhr des Quecksilbers freigegeben und das Pulver von der Regierung, deren Monopol es war, den Bergleuten zu den Fabrikpreisen abgelassen. Um die Transportkosten zu sparen, wurden in allen entfernten Staaten Münzanstalten errichtet, und es fehlten nun in dem silberreichsten Lande der Welt nur noch die Capitalien, um dem Bergbau den alten Aufschwung zu geben. Zu dem Ende bildeten sich allmälig ausländische Bergbaugesellschaften, deren es 1825 elf gab: neun englische, eine nordamericanische und eine deutsche: „der Elberfelder Bergwerksverein," von denen einige englische noch fortbestehen. 1835 war die jährliche Ausbeute wieder auf 17 Mill. Piaster gestiegen und hat gegenwärtig die frühere Höhe von 24 Millionen fast wieder erreicht.

Dritter Abschnitt.

Bewohner.

Die heutige Bewohnerzahl der Republik ist nicht genau bekannt. Die erste, sehr unvollkommene Volkszählung 1793 ergab vier und eine halbe Million, welche Zahl nach Humboldt auf mehr als fünf Millionen zu erhöhen ist. Für das Jahr 1803 berechnete sie derselbe nach dem Durchschnittsverhältniß von siebzehn Geborenen auf zehn Gestorbene zu nahe sechs Millionen und im Jahre 1806 ergab eine amtliche Zählung sechs und eine halbe Million Einwohner. 1832 fand man in sämmtlichen Staaten, mit Einschluß von Texas, sieben Millionen und würde jetzt, dieselbe Bevölkerungszunahme zu Grunde gelegt, wie früher, neun Millionen ohne Texas annehmen müssen.

In die Jahre 1810—32 fallen die Bürgerkriege, die Auswanderung der Altspanier und die Cholera (1831 und 1832), Momente, deren Bedeutung für die langsam vorschreitende Bevölkerung man erkennt, wenn man sieht, wie viele und große Strecken jetzt in allen Theilen des Landes öde liegen, für deren ehemaligen Anbau zahlreiche Ruinen von Meiereien und Ortschaften zeugen, wie viele Wohnhäuser in Städten und Dörfern dastehen und zerfallen. Die Zahl der von 1824—32 in alle Theile der Republik eingewanderten, kürzere oder längere Zeit im Lande gebliebenen Fremden wird nur auf 15,000 angenommen, doch ist sie seitdem rasch gewachsen. — Die Ursachen der Langsamkeit, mit welcher die Bevölkerung Mexico's zunimmt, liegen auf der Hand. Sie sind zu suchen in den Nachwirkungen der Alles hemmenden Politik, mit der Spanien seine Colonien drückte, in den Bürgerkriegen, der Ehelosigkeit der zahlreichen Welt- und Klostergeistlichkeit, dem gelben Fieber in den Küstengegenden und

der bei den untern Volksclaſſen gewöhnlichen argen Vernachläſſigung der Kinder, noch befördert durch die kirchliche Meinung, daß dem Neugebornen, vorausgeſetzt, daß er getauft worden, kein größeres Glück werden könne, als noch im Stande der Unſchuld aus dieſer argen Welt abzuſcheiden. — Die Bevölkerung Mexico's iſt aus drei verſchiedenen Menſchenraſſen und deren Miſchungen zuſammengeſetzt, der kaukaſiſchen, americaniſchen und äthiopiſchen. Unter ſpaniſcher Herrſchaft war dieſe Bevölkerung in verſchiedene ſcharf getrennte Claſſen getheilt, deren jede ihren beſonderen Standpunkt in der bürgerlichen Geſellſchaft einnahm. Sie waren hauptſächlich: 1) Weiße, 2) Meſtizen, 3) Mulatten, 4) Indier, 5) Zambo's, 6) Neger.

Die Weißen zerfallen in Spanier, in Europa geborene, und in Creolen, in Mexico geboren. Aus der Ehe von Weißen mit Urbewohnern entſtehen Meſtizen, von Weißen und Negern die Mulatten, von Indiern und Negern die Zambo's. Dieß ſind die Hauptformen, außerdem gibt es natürlich noch unzählige Abänderungen. Das Annähern zum weißen Menſchenſtamm wird mit dem Vorrücken der Zahlzeichen angedeutet, ſo heißt die fortſchreitende Verbindung von Meſtizinnen verſchiedener Generationen mit Weißen Trigenio, Quatrogenio, Quintogenio; die mit Mulattinnen Terceron, Quarteron, Quinteron u. ſ. w. Quintogenio und Quinteron gelten bereits für Weiße. Leute, entſprungen aus der Vermiſchung von Meſtizen mit Meſtizen, Mulatten, Terceronen, Trigenios u. ſ. w., jede Claſſe unter ſich, heißen „in der Luft ſchwebende," weil ſie weder den Weißen noch den Farbigen ſich nähern. Verbindet ſich ein Meſtiz oder Mulatte mit einer weißen Frau, heirathet ein Terceron oder Trigenio eine Mulattin oder Meſtize, oder ein Quinteron eine Quarterone, ſo heißen die Abkömmlinge „Rückſprungskinder," weil das Blut des Mannes hier unedler als das der Frau iſt, die Kinder daher, ſtatt zu den Weißen vorzuſchreiten, zu den Farbigen zurückgehen. Verbindet ſich eine weiße Frau mit einem Neger oder Kupferfarbigen, ſo iſt der Rück-

ſprung vollendet und die Früchte ſolcher Verbindungen, die jedoch zu den größten Seltenheiten gehören, gelten für völlige Indier oder Neger. Aus politiſchen Gründen wurden alle ſolche Rückſprünge möglichſt vermieden.

Weit weniger ſorgfältig werden dieſe Spielarten des Menſchengeſchlechts unterſchieden, ſobald der weiße Stamm nicht dabei in Betracht kommt. Die Verbindungen von Negern, Indiern und Zambo's geben Sprößlinge, welche nach dem Vater benannt werden.

Unter der ſpaniſchen Regierung hatte dieſe Raſſenmiſchung in Merico die größte politiſche Wichtigkeit. Die weiße Farbe galt für die edelſte und vornehmſte. Je näher eine Perſon gemiſchten Blutes dem Weißen ſtand, deſto höhere bürgerliche Anſprüche waren ihm zu machen erlaubt, und deßhalb hielt ſich jeder, der in ſeinem Blute auch nur die unbedeutendſte Schattirung hellerer Farben zu haben glaubte, als ſein Nachbar, für beſſer und vornehmer als dieſer. Vornehm blickte der Creole aus ſeiner Höhe nieder auf die farbigen Claſſen, während er ſelbſt von den Spanier mit Verachtung behandelt wurde, und der Vater betrachtete ſeinen eignen, in Merico geborenen Sohn als ein Weſen niederer Art. Es war ein Sprüchwort: „Es iſt genug ein Creole zu ſein, um nichts zu taugen.“ So erſtreckte ſich dieſe wahnſinnige Rangeiferſucht über alle Claſſen und jede Annäherung an die Weißen ward mit ängſtlicher Genauigkeit nach Generationen berechnet. Daher die bei Streitigkeiten ſo oft vorkommende charakteriſtiſche Frage: „Iſt's möglich, daß Sie ſich ſelbſt für weißer halten, als mich?“ Spaniens Politik begünſtigte dieſe, zunächſt wohl aus Eitelkeit der weißen Eroberer entſprungene, ihr willkommene Thorheit dadurch, daß ſie auf die Schattirungen der verſchiedenen Blutmiſchungen, auf ihre größere oder geringere Annäherung zum rein weißen Geſchlechte, kleine Unterſchiede einer eingebildeten Ueberlegenheit gründete, durch welche die verſchiedenen Claſſen verhindert wurden, ein allgemeines Intereſſe zu haben, während alle in gleicher Abhängigkeit vom Despotismus des Mutterlandes gehalten wurden.

Der König von Spanien vermaß sich sogar, die Natur zu meistern und decretirte: „der und der soll für einen Weißen gehalten werden," wenn auch der damit beglückte so braun war, wie eine Kastanie oder so schwarz wie Ebenholz, und eine solche Verordnung galt gleich einem Adelsdiplom.

Jetzt haben diese Rangunterschiede aufgehört, wenigstens der Theorie nach und vor dem Gesetz. Die Creolen, seit dem Ausbruche der Revolution genöthigt, um die Freundschaft der farbigen Classen zu werben, suchten in allen ihren Aufrufen ihre eigne Sache mit der der Ureinwohner zu vereinigen und im Verlauf des Kriegs ging der Farbenunterschied unter in den großen Gegensätzen der Königlichen und der Americaner. Es haben schon viele Männer aus den farbigen Classen im Senate gesessen, hohe Aemter bekleidet und erfolgreich in die Geschichte von Merico eingegriffen. So war der oft genannte Guerrero aus indischem und africanischem Blut, vor der Revolution Maulthiertreiber, 1829 Präsident der Republik. Als Ueberbleibsel der frühern Zustände und durch die geringe Bildung, welche die Farbigen im Allgemeinen besitzen, herrscht im geselligen und bürgerlichen Leben eine Bevorzugung der Creolen noch immer vor. Die Indier bilden bei weitem die zahlreichste Classe, $^4/_7$ der Bevölkerung, $^2/_7$ die Mischlinge, dann kommen erst die Weißen und nach diesen die wenigen Neger, welche zusammen $^1/_7$ der Gesammtbevölkerung von Merico ausmachen.

Diese Elemente sind sehr ungleich über das Land vertheilt. Der Hauptsitz der weißen Einwohner ist das Tafelland, besonders dessen Mitte, eben da, in den Staaten von Anahuac sind auch die Kupferfarbenen angehäuft. In den Nordprovinzen findet man fast nur reine Abkömmlinge von Spaniern, welche die früher hier herumziehenden Indierstämme, die Apatschies und Comantschies in die unwirthlichen Gegenden des Nordwestens und in das Gebiet der vereinigten Staaten verdrängt haben.

In Californien wohnen einige einheimische Stämme

abgesondert von den Weißen. Neger, Mulatten und Zambo's bewohnen die Küsten der beiden Meere, sowie die tiefen, heißen und feuchten Thäler, in welchen das Zuckerrohr und die Banane üppiges Gedeihen finden. In diesen ungesunden Gegenden wurden die verhältnißmäßig nur wenig zahlreichen Sklaven, welche man ehemals in Mexico einführte, am häufigsten gebraucht, da die Eingeborenen des Tafellandes unfähig waren, das daselbst herrschende brennende Klima zu ertragen, oder gar mit Anstrengung darin zu arbeiten. Die Zambo's sind den nachtheiligen Einflüssen des Klima's nicht unterworfen und leiden nicht vom gelben Fieber. Die Mestizen sind überall im Lande zerstreut und bilden die Mittelclasse der Bevölkerung: Handwerker, Krämer, Landbauer und niedere Angestellte. Die Indier, welche dem oberflächlichen Beobachter nur als eine einzige große Masse erscheinen, zerfallen in zahlreiche Abtheilungen und Stämme, welche zwar in der Hautfarbe und einigen anderen Kennzeichen übereinstimmen, die auf einen gemeinsamen Ursprung zu deuten scheinen, aber in Sprache, Sitten, Kleidung, ja in Körperbildung vielfach von einander abweichen. Man rechnete sonst, daß nicht weniger als zwanzig verschiedene Sprachen auf dem mexicanischen Gebiete gesprochen wurden, und zwar keine Mundarten, sondern durchaus verschiedene Grundsprachen. Noch jetzt unterscheidet man die Trümmer von fünfzehn verschiedenen Stämmen. Sie haben indeß alle gewisse allgemeine Kennzeichen und Eigenschaften, welche ihre allgemeine Verwandtschaft unter einander und mit dem americanischen Stamme beurkunden, der von den canadischen Seen bis zur Magellanstraße sich erstreckt.

Sie haben eine kupferrothe, mehr oder minder in's schwärzlich Braune spielende, Hautfarbe, glattes, schwarzes, glänzendes, grobes Haar, hervortretende Backenknochen, langgespaltene, nach innen herabgeneigte schiefe Augen, schwarz mit scharfem Blick, breite, flache Lippen und größtentheils etwas stumpfe, aber ausgebildete und keineswegs übel geformte Nasen. Der Kopf ist eckig, die Ohren

groß, die Stirn niedrig und weit in das Gesicht hinab behaart, die Augenbraunen hervorragend, das Gesicht breit, die Züge stark ausgeprägt. Die Gesichtslinie ist stark nach hinten geneigt, Stirn und Nasenbein stark zurückgedrückt, mehr als bei dem mongolischen, weniger als bei dem äthiopischen Menschenstamm. Das Hinterhauptbein ist weniger gewölbt, die Backenknochen gerundeter, die Augenhöhlen tiefer und die Unterkinnlade schmäler als bei den ersteren. Die Hirnschale ist gewöhnlich leicht, der Bart schwach und nur am Kinn und an der Oberlippe, nicht auf den Wangen merklich. Ein starker Bart gilt bei den nördlichen Indiern als Zeichen eines Alters von 50—70 Jahren. Die Sammtweiche der Haut haben die Kupferfarbenen mit den Negern gemein, sowie die Schönheit der glänzendweißen, starken, scharfen und dichtgereihten Zähne. Der Körperbau ist bei den meisten Stämmen groß, gedrungen und in guten Verhältnissen. Mißgestalt irgend einer Art und Verkrüppelung ist äußerst selten. Besonders die nördlichen Jägervölker zeichnen sich durch ihren hohen Wuchs aus; ein Stamm davon, die Lipanis, unterscheidet sich von den andern durch blondes Haar. Die Brust ist breit und gewölbt, die Glieder gut gerundet, doch stehen in Folge der Richtung der Kniee die Füße beim Gehen etwas nach einwärts. Die Indier, besonders die, welche schon seit Jahrhunderten das friedliche Leben ansässiger Bürger geführt haben, besitzen im Allgemeinen keine ausgezeichnete Muskelkraft, wenigstens findet sich diese bei ihnen gewöhnlich nur in Körpertheilen, welche sie von früher Jugend an durch Anstrengung geübt haben. So sind sie wie ihre aztekischen Vorfahren noch immer gute Lastträger, besonders aber Fußgänger, und die Schnelligkeit, mit der sie sich oft mit bedeutenden Lasten auf dem Rücken in einer Art von kurzem Hundetrabe fortbewegen, ist bewunderungswürdig. In den Grubenbezirken des Landes sieht man reine Indier häufig sechs Stunden lang ein Gewicht von drei bis vierthalb Centnern Erz in Kübeln von ungegerbten Kuhhäuten auf dem Rücken von einer Stelle zur andern tragen und zwar gewöhnlich steile

Anhöhen hinab oder hinan, ja ſogar aus den Schächten heraus, wobei ſie die rohen Leitern aus ſägeförmig eingeſchnittenen und ſchräg geſtellten Baumſtämmen hinanklimmen müſſen und einer hohen Temperatur ausgeſetzt ſind. Kinder von zwölf Jahren ſieht man in den Gruben ſchon einen Centner Erz tragen und eben ſo bedeutend ſind die Laſten von Feld- und Gartenerzeugniſſen, welche die Indier oft aus bedeutender Entfernung auf ihrem Rücken zu Markte ſchleppen. Männer und Frauen ſind darin gleich und Mühlenpfordt iſt oft Frauen begegnet, welche eine gute Laſt Baumfrüchte auf dem Rücken, den Säugling vor der Bruſt feſtgebunden, rüſtig daherſchritten und mit den Händen noch einen Baſtkorb flochten, zu dem ſie das leichte Material oben auf dem Fruchtbündel mit ſich führten. Auffallend iſt die Art und Weiſe, wie die zu Markte ziehenden oder daher kommenden Indier ſich fortbewegen. Sie gehen nie neben, ſondern ſtets hinter einander, jeder einzeln, in langer Reihe. Richtet man eine Frage an den vorderſten, ſo wird der ganze Zug ſo lange Halt machen, als man ſich etwa mit dieſem unterhält und erſt nach Beendigung des Geſchäfts werden alle zugleich ſich wieder in Bewegung ſetzen. Sie bewegen ſich dabei ſelten ruhig ſchreitend, ſondern faſt immer kurz trabend. Dieſe Gangart ſcheint ſie nicht zu ermüden und ſie kommen dabei ungemein raſch vorwärts. Zu Boten ſind ſie deßhalb beſonders geſchickt und legen in den Gebirgen nicht ſelten einen Weg ſchneller zurück, als ein Reiter.

Der Körper des Indiers iſt vielen der Gebrechen und Krankheiten, welche den Weißen befallen, unzugänglich und insbeſondere den Witterungseinflüſſen wenig unterworfen. Sehr viele erreichen ein hohes Alter und in gemäßigten Gegenden ſind hundertjährige Leute, zumal Frauen, nicht ſelten. Gewöhnt an eine äußerſt einfache Lebensweiſe und an eine gleichförmige, faſt ausſchließliche Pflanzennahrung, würden die Indier noch weit allgemeiner ein hohes Alter erreichen, wenn die Trunkſucht nicht all zu häufig ihre Körperkräfte untergrübe. Sie behaupten

lange ein jugendliches Anſehen, ihre Haut runzelt weniger leicht, als die der Weißen und ihr Haar ergraut nicht ſo früh, z. B. bei den Indiern von Sonora nicht vor dem ſiebzigſten Jahre. Mais iſt noch jetzt das Hauptnahrungsmittel der Urbewohner in den nördlichen, die Banane in den ſüdlichen Landestheilen. Beide gedeihen nebſt einheimiſchen und europäiſchen Obſtarten faſt ohne alle Arbeit und Pflege und werden, wie auch Bohnen und Pfeffer, gewöhnlich in der Nähe der Hütten angebaut. Thieriſche Nahrungsmittel genießt der Indier nur ſelten; ſeine Hühner verſorgen ihn hinreichend mit Eiern und außerdem ißt er noch Schweinefleiſch und das in Streifen getrocknete Rindfleiſch. Den Mais genießt er als plattes Brod (tortilla), als Brei (atole), zum Frühſtück oder als geröſtete Kolben. An Feiertagen werden einige mehr leckere Gerichte bereitet, welche die Ueberlieferung aus den Aztekenzeiten noch erhalten, gewöhnlich aber aller Ueberfluß an Nahrungsmitteln auf die Märkte der Städte gebracht. Der Tag des Indiers bewegt ſich zwiſchen Sonnenaufgang und Niedergang. An Feſttagen beſteht das Frühſtück ſtatt des Atole aus Chocolate, außerdem macht er nur eine einfache Mittags- und eine Abendmahlzeit und ſchlummert nach dem Mittageſſen. Das gewöhnliche Getränk ſind die aus dem Aloeſaft bereiteten mehr oder weniger berauſchenden Weine, welche an Feiertagen nebſt dem Zuckerbranntwein ganze Dörfer in Taumel verſetzen. Aus dem Mais wußten die Azteken ſchon mehrere berauſchende Getränke zu bereiten, wie noch jetzt ihre Nachkommen, bei denen die Trunkenheit nicht mehr ſo ſtreng wie bei den alten Azteken, ſondern nur mit Verhaftung, wo die Trunkenen dann, mit den Füßen in den Block geſpannt, auf dem harten Boden des Gefängniſſes ihren Rauſch ausſchlafen müſſen, oder mit mehreren Tagen Straßenkehren beſtraft wird. Eben ſo einfach, wie ſeine Lebensweiſe, iſt auch die Kleidung des Indiers und die Stoffe derſelben: Baumwollenzeuge, Leinwand, Leder, ſind von ihm ſelbſt bereitet. Sie beſteht aus kurzen ledernen oder baumwollenen Beinkleidern, welche durch einen breiten Gürtel feſt-

gehalten ſind, einem ledernen oder baumwollenen Oberkleide, einem breitrandigen Filz- oder Strohhute und ledernen oder aus Aloefäden bereiteten Sandalen, doch gehen ſie häufig barfuß. Eine grobe Wolldecke, mit einem Loche in der Mitte zum Durchſtecken des Kopfes verſehen, gewöhnlich von dunkler Farbe, Serape genannt, dient dem Indier während des Tages zum Schutze gegen Kälte und Regen, Nachts aber als Bettdecke oder als Lager. — Die Kleidung der Weiber ſcheint in vielen Gegenden ſeit Montezuma's Zeiten eine noch geringere Veränderung erlitten zu haben, als die der Männer. Sie tragen entweder noch das alte, lange und bunt gewirkte baumwollene Kleid und Obergewand oder europäiſche Tracht. Ihre Füße ſind bloß oder wie die der Männer bekleidet, ihr Haar iſt lang und entweder frei oder in Zöpfen im Nacken herabhängend.

Männer und Frauen tragen häufig Roſenkränze von Glaskorallen, an denen kleine ſilberne, zinnerne oder ſonſt metallene Kreuze, Heiligenbilder oder dergleichen hängen. Sehr koſtbar iſt der Halsſchmuck wohlhabender Indierinnen von Tehuantepec. Er beſteht aus zuſammengereihten Gold- und Silbermünzen und echten Perlen. — Die Wohnungen der Indier ſind nach der Wärme des Klima's verſchieden. In den Küſtengegenden, in heißen und tiefen Thälern wohnen ſie in einer Art großer Vogelbauer. Es werden Rohrſtäbe ſo dicht als möglich neben einander in den Boden geſteckt, ſo daß ſie etwa 8 Fuß daraus hervorragen. In der Mitte und oben ſind ſie durch angebundene Querſtäbe zuſammengehalten. Stärkere Rohrſtämme bilden die Sparren, ſchwächere die Latten des Daches, auf welchen dann die Bedeckung aus Gras, Palm- oder Aloeblättern liegt, welche letztere faſt wie Hohlziegel aufgelegt werden. Im Innern ſind die Wände bisweilen mit Matten bekleidet. Die Eingangsthür beſteht ebenfalls aus zuſammengebundenen Rohrſtäben; Angeln und Schloß aus Riemen. Fenſter ſind nicht nöthig, da durch die Zwiſchenräume der Stäbe und die offenſtehende Thür die Hütte Licht genug erhält. Wo das Klima wär-

mere Wohnungen nöthig macht und mehr Holz vorhanden ist, baut man die Wände aus einem Geflecht von Stangen und Aesten, das mit Lehm beworfen wird, oder man errichtet eine Art Alpenhäuser aus übereinandergelegten Baumstämmen, die mit Brettern, welche von Steinen festgehalten werden, oder mit Schindeln gedeckt sind. Eiserne Nägel kommen als zu theuer nur selten dabei in Anwendung. Häufig sieht man in Gebirgsgegenden einzeln liegende Hütten und Viehhöfe von 12 Fuß hohen Einzäunungen aus übereinandergelegten Baumstämmen oder mit starkem Flechtwerk umgeben, um die Herden Nachts darin einzustellen und gegen die Wölfe zu schützen. Bemitteltere haben auch Häuser aus jenen leichten Backsteinen, welche schon bei den Pyramidentempeln von Cholula in Anwendung gekommen sind. Die innere Einrichtung und Ausschmückung der Indierwohnungen ist eben so einfach als ihr Bau. Das Innere bildet nur einen Raum, welcher manchmal durch Matten in zwei Hälften abgetheilt wird. Eine Küche ist nicht vorhanden, sondern dafür ist eine eigne kleine Hütte erbaut, welche zugleich das Schlafgemach der jüngern Männer der Familie ist. Einige am Boden im Viereck zusammengestellte Steine dienen statt des Herdes. Fast in jeder Indierhütte trifft man eine Art von Hausaltar, einen an die Wand gestellten Tisch, über welchem irgend eine gemalte Abbildung der verschieden genannten Marien der katholischen Kirche, seltener ein Christusbild oder ein anderer Heiliger aufgehangen ist. Um dies Hauptbild her pflegt die Wand mit einer größern oder geringeren Zahl von Heiligenbildern jeder Art und Größe geziert zu seyn. Der Tisch selbst ist mit einer Matte oder einem baumwollenen Tuche bedeckt und es prangen auf ihm in irdenen Töpfen Sträuße der schönsten tropischen Blumen. Auf diesen Tisch wird auch, gleichsam als Opferkerze, das Licht gestellt, womit der Indier Abends seine Hütte erleuchtet. Außer jenem Altartisch finden sich bei Wohlhabenden noch plumpe Tische, Bänke, Stühle, eine Kleiderkiste und eine Pritsche zum Schlafen. Fehlt diese, so legen sie sich, in ihre Decken gehüllt, auf

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Matten am Boden nieder. In heißen Gegenden schlafen sie wegen der Schlangen und Scorpionen auf einem durch Pfähle über den Boden erhöhten Flechtwerk.

Zwei uralte Geräthe haben sich bei den Indiern bis jetzt erhalten: eine auf einer Steinplatte laufende Walze zum Zerreiben des Maises und des Cacao, welche zugleich mit der Bereitung der Chokolate in Europa bekannt wurde, und eine flache Pfanne für die Tortillas. Einige hölzerne oder irdene Schüsseln und Kürbisflaschen vollenden das bewegliche Besitzthum des Indiers.

Kaum dürfte es möglich seyn, über den wahren Charakter und die Geistesfähigkeiten des Indiers zu einer Zeit zu urtheilen, in welcher er erst seit Kurzem seine Menschenrechte wiedererhalten und noch wenig Gelegenheit gefunden hat, seinen Geist auszubilden. Wenn auch der bürgerliche Druck größtentheils verschwunden ist, unter welchem die Spanier den Urbewohner des Landes vor der Revolution hielten, so ist doch dessen Gleichstellung nur dem Namen nach geschehen und besonders hat die Geistlichkeit sich ihr ganzes Uebergewicht bis jetzt zu sichern und die Indier von jeder Schulbildung fern zu halten gewußt.

Der heutige mexicanische Indier ist im Ganzen schweigsam und ernsthaft, fast schwermüthig, so lange nicht berauschende Getränke oder Musik seine Lebensgeister aufgeregt haben, wo er dann lustig und redselig wird. Man bemerkt dieß ernsthafte Wesen schon an den Kindern, welche mit fünf bis sechs Jahren verständiger erscheinen, als nordeuropäische in einem Alter von neun bis zehn. Aber dieser Schein von Gesetztheit ist keineswegs Folge einer rascheren Entwickelung des Geistes, und der Anblick dieser trübsinnigen, aller kindlichen Fröhlichkeit und Zutraulichkeit ermangelnden Jugend hat nichts Erfreuliches. Diese Ernsthaftigkeit und Verschlossenheit ist eine angeborne Eigenschaft des ganzen americanischen Menschenstammes, dagegen scheint der Eigensinn und die Störrigkeit der heutigen Indier durch den Druck erzeugt zu seyn, der Jahrhunderte lang auf ihnen lastete. Es ist fast ganz unmöglich,

den Indier zu etwas zu bewegen, was er sich vorgenommen hat, nicht zu thun. Heftigkeit, Drohungen, selbst Züchtigung helfen eben so wenig als Güte, Versprechungen, Lohn; eher noch gelingt es durch Bitten und Schmeicheln. Der mericanische Indier liebt es, seinen gleichgültigsten Handlungen ein geheimnißvolles und wichtiges Ansehen zu geben. Regt ein bedeutendes Interesse ihn auf, so bricht er sein gewöhnliches Schweigen und redet dann wohl mit Nachdruck, aber nie mit Feuer. Witz ist bei ihm eben so selten, als Scherz und lautes Lachen, wozu ihn selbst der Rausch nicht begeistert. Seine außerordentliche Charakterstärke läßt ihn seine Leidenschaften, seinen Zorn, seine Rachbegierde lange tief in sich verschließen. Kein Zug verräth äußerlich das im Innern tobende Feuer, bis es plötzlich mit fürchterlicher, zügelloser Gewalt hervorbricht. In diesem Zustand ist der Indier geneigt, die größten Grausamkeiten, die scheußlichsten Verbrechen zu verüben. Die mericanischen Eingeborenen ertrugen jederzeit mit vieler Geduld die Neckereien, welche sie von den Weißen zu erleiden hatten. Sie setzen ihnen Verschlagenheit entgegen, welche sie unter dem höchst trügerischen Scheine von Gleichgültigkeit und Dummheit geschickt zu verbergen wissen. Ungeachtet ihrer langen Sklaverei, ungeachtet der Mittel, welche man angewandt hat, jede geschichtliche Erinnerung den Indiern zu rauben, haben sie doch keineswegs allenthalben ihre ehemalige Größe vergessen. Sie wissen recht gut, daß sie ehemals die alleinigen Herren des Landes waren und daß die Creolen, welche sich Americaner nennen, nur die Nachkommen ihrer Unterdrücker sind, und wenn der Wein ihre Zunge gelöst hat, sprechen sie es wohl aus, daß eigentlich sie die Herren des Landes seyen und daß sie so viel Recht hätten, die Creolen zu vertreiben, als womit diese die Spanier verdrängt.

Man macht den Indiern häufig den Vorwurf eines großen Hanges zur Unthätigkeit und Trägheit und behauptet sogar, daß dieser Hang in ihrer innersten Natur begründet sey. Es scheint aber, wenn man die staunenswerthen Arbeiten betrachtet, welche die Eingeborenen vor

der Eroberung ausführten, daß vielmehr der dreihundertjährige Zwang, für fremden Vortheil zu arbeiten, ihnen diese Schlaffheit angebildet hat. Wie der ganze Glanz und Reichthum des Königreichs Neu-Spanien durch ihre Thätigkeit in den Bergwerken erzeugt wurde, so sind sie auch heute die eigentliche Arbeiterclasse der Republik Mexico. Sie bauen das Feld, sie treiben Viehzucht auf eigenem Boden, sie arbeiten als Tagelöhner auf den Landgütern, in den Städten, sie versorgen die Märkte der Städte und Dörfer mit den Erzeugnissen ihrer Felder, ihrer Gemüße- und Fruchtgärten, ihres Gewerbfleißes; sie sind zum großen Theile die Arbeiter in den Berg- und Hüttenwerken, sie treiben die Gewerbe des Maurers, Zimmermanns, des Töpfers, des Kalk- und Ziegelbrenners, des Köhlers, des Schindelmachers und Holzhauers, sie dienen als Soldaten und verdingen sich als Diener. Die Scheu vor schweren, anstrengenden Arbeiten ist aber allen Bewohnern heißer Klimate eigen und sie finden ihren reichlichen Lebensunterhalt, auch ohne sich derselben zu unterziehen. Wir haben ja gesehen, wie gering, wie streng an dem durchaus Nöthigen haltend die Lebensbedürfnisse des Indiers sind, wie er keine Art von Luxus kennt, und wir kennen auch das herrliche Klima, den dankbaren Boden des Landes, das er bewohnt. Die Genügsamkeit der Indier ist so groß, daß sie von dem Reichthum, den das Glück ihnen zuweilen gewährt, gar keinen Gebrauch zu machen wissen. Es gibt indische Familien in dem Staate Mexico, welche durch Pulquebereitung, in Oajaca durch Coschenillezucht sich bedeutende Reichthümer erworben haben. Es hat in früheren Zeiten Coschenillezüchter gegeben, welche zuweilen 50,000—100,000 Piaster für Coschenille in einem Jahre eingenommen haben; und noch jetzt, wo die Preise dieses Farbstoffs um Zweidrittel gesunken sind, gehen sehr bedeutende Summen dafür in jene Ortschaften. Bei weitem der größte Theil dieses Geldes ist von jeher von den Empfängern vergraben und so dem Gebrauch gänzlich entzogen worden und wird es noch jetzt. Muß man nun auch die Veranlassung

zu diesem Verfahren zum Theil wohl darin suchen, daß die Indier, die Habsucht der spanischen Behörden kennend und fürchtend, durch fortgesetzte Behauptung eines Scheines von Dürftigkeit den Bedrückungen derselben sich zu entziehen trachteten, so dürfte doch der Hauptgrund darin liegen, daß die Empfänger dieses Geldes nicht wußten, was damit beginnen, denn das Vergraben dauert ja heutzutage unter ganz veränderten Umständen noch fort. Selten nur sind die Besitzer solchen Reichthums zu bewegen, den Ort, wo sie denselben verborgen, ihren Kindern oder sonstigen Erben zu entdecken und nur der Zufall läßt zuweilen etwas davon wieder aufgefunden werden. Selbst der geistliche Einfluß vermag nichts gegen diesen Eigensinn. So suchte ein Pfarrer einen sterbenden Indier, der durch Zucht und Verkauf von Coschenille in den Besitz großer Summen gelangt war und diese fast sämmtlich vergraben hatte, vergebens zur Entdeckung des Ortes, wo er sein Besitzthum verborgen, zu bewegen, und erhielt endlich die Antwort: „Das Geld ist meinen Kindern ganz unnütz; sie mögen arbeiten, wie ich gethan habe, so werden sie keinen Mangel leiden.“ Zuweilen haben wohlhabende Indier einen Theil ihres Vermögens darauf verwandt, sich stattliche und geräumige steinerne Häuser zu erbauen, aber der Besitz dieser gemächlichen Wohnungen ist für die Eigenthümer ein rein todter. Sie werden selten oder nie von ihnen wirklich bewohnt, sondern nur etwa bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern festlichen Gelegenheiten benutzt und sind in der Regel schlecht mit Hausgeräthe ausgestattet. Im Hauptzimmer ist ein hölzerner oder steinerner Altar mit Christus- und Heiligenbildern, ein plumper Tisch, einige rohe Stühle und Bänke, im Nebenzimmer ein einfaches Bett; diese Räume dienen zuweilen als Fremdenwohnung, während sie in der Regel wie die übrigen Zimmer zur Aufbewahrung von Coschenille, Mais und sonstigen Vorräthen benutzt werden; der reiche Besitzer aber wohnt daneben in einer ärmlichen Hütte und unterscheidet sich in nichts der Lebensweise nach von seinen Nachbarn.

Außerordentlich groß ist das Nachahmungstalent der Indier. In allen Zeichenschulen des Landes machen sich die Zöglinge rein indischer Abkunft durch die Treue und Genauigkeit kenntlich, mit der sie alles Vorgelegte nachbilden. Die trefflichen mexicanischen Wachsfiguren, welche menschliche Gestalten, Thiere und Früchte auf das vollkommenste nachahmen, werden von ganz ungebildeten Indiern und Mestizen verfertigt.

Ihre Heiligenbilder sehen noch heute genau so aus, wie die Muster, die ihnen vor drei Jahrhunderten von den Spaniern überbracht wurden.

Um ihren Geist schöpferisch zu finden, muß man auf die Zeit vor der Eroberung zurückgehen. Als eine Erfindung der heutigen Indier hat jedoch Löwenstern ein dem Gusikoff'schen ähnliches Holz- und Strohinstrument angetroffen, das ein blinder alter Mann sich erdacht. Es bestand blos aus etwa zwanzig viereckigen Stäbchen aus Holz von verschiedener Länge, welche nach dem einen Ende zu sich verjüngten. Mit diesen war es ihm gelungen, auf dem Backsteinboden seiner ärmlicher Wohnung eine Tonleiter darzustellen, und er spielte Stücke von Rossini, Märsche u. dgl. mit eben so viel Wohlklang als Fertigkeit.

Wenn der mexicanische Indier erst einmal die ihm jetzt theoretisch zugestandenen Rechte wirklich besitzen und benutzen wird, dann wird er sicher aus der geistigen Erstarrung erwachen und wir werden ihn zu der frühern Thätigkeit und Bildung wiederkehren sehen. Ob er aber jemals zu der Höhe rein geistiger und wissenschaftlicher Bildung sich aufschwingen wird, welche bisher dem kaukasischen Menschenstamme allein vorbehalten war, ist zweifelhaft und unwahrscheinlich.

Der Indier begreift rasch, er denkt ruhig und kalt, ohne durch eine lebhafte Einbildungskraft oder ein leicht bewegliches Gefühl abgelenkt zu werden. Aber Eingeborene, die eine wissenschaftliche Laufbahn, wie die von Anwalten und Aerzten, ergriffen, gehören zu den größten Seltenheiten. Mehr sagt ihnen der Ehre und Geld

einbringende Stand des Kriegers und Kaufmanns, am meiſten das faule Leben des Mönchs zu. Die Dorfbeamten werden immer noch aus den Indiern ſelbſt gewählt; obgleich aber die unter ſpaniſcher Herrſchaft geltende geſetzliche Alleinberechtigung der Cazikenfamilien jetzt aufgehört hat, ſo werden die Alcalden doch faſt immer noch aus ihrer Mitte gewählt.

Man bemerkt häufig in den Indierdörfern alte Männer, welche von jedem Vorübergehenden durch Abziehen des Hutes und tiefe Verbeugung ehrerbietig gegrüßt werden. Jüngere Leute, ſelbſt Frauen, ſieht man auf die ihnen würdevoll dargebotene Rechte jener Alten zum Handkuſſe ſich hinabbeugen. Dieſer erfolgt jedoch nicht wirklich, ſondern der Küſſende macht nur die Geberde des Küſſens über die dargebotene Hand, berührt aber dieſe weder mit ſeinen Fingern, noch mit ſeinen Lippen. Dieſe Greiſe ſind die Häupter der alten Adelsfamilien, welche mit Ernſt und ruhiger, ſtolzer Würde, ſelbſt bei der unwichtigſten Veranlaſſung ihr Amt als Alcalden verwalten.

Wie alle Völker, welche lange unter bürgerlichem und kirchlichen Druck geſchmachtet haben, hängen auch die mexicaniſchen Urbewohner halsſtarrig an ihren alten Sitten und Meinungen. Schon an ſich Feinde jeder Neuerung, haben noch häufige trübe Erfahrungen ſie mißtrauiſch gemacht und es hält ſehr ſchwer, ſie von der Nützlichkeit einer neuen Einrichtung zu überzeugen, noch ſchwerer, eine ſolche bei ihnen einzuführen. Die europäiſchen Bergwerksgeſellſchaften konnten nur mit Mühe und nachſichtiger Geduld dahin gelangen, die indiſchen Bergleute und Arbeiter nicht nur an die neue Art des Gruben- und Hüttenbetriebs überhaupt, ſondern auch an den Gebrauch der beſſern europäiſchen Arbeitsgeräthe zu gewöhnen. Nicht anders ging es denen, welche hie und da die Einführung beſſerer Ackerbaugeräthe bei den Indiern verſuchten. Bemüht man ſich, den Indier von einem eingewurzelten Vorurtheil abzubringen oder ihm die Vortheile einer neuen Einrichtung begreiflich zu machen, ſo wird er mit ernſthafter Miene, großer Geduld und ſcheinbarer Aufmerk-

samkeit die desfallsigen Erklärungen schweigend anhören. Er widerspricht nie den angeführten Gründen, neigt vielmehr von Zeit zu Zeit bedächtig das Haupt und murmelt: „Ja, Herr, Ihr habt Recht" oder „sehr wahr, Herr!" Glaubt man aber auf diese scheinbare Zustimmung gestützt, das Ziel erreicht und legt ihm die Schlußfrage vor, ob er überzeugt sey und die neue Einrichtung, das neue Geräth einführen wolle, so wird man durch die Antwort: „Ihr habt sehr Recht, Herr, aber wir verstehen das nicht und sind es so nicht gewohnt," belehrt werden, daß alle Mühe vergebens war, daß sie beharren auf demselben Sinn, wenn man Vernunft gepredigt stundenlang.

In jedem Verhältniß als Arbeiter und Diener verlangt der Indier, wenn er Zutrauen zeigen und willig thun soll, was man wünscht, eine durchaus milde, freundliche Behandlung. Barsches, anmaßendes Wesen regt seinen Stolz, Härte seinen Eigensinn auf und macht ihn störrig und widerspenstig. Behandelt man ihn aber mild und ohne Stolz, zeigt man ihm Vertraulichkeit und ein herzliches freundschaftliches Benehmen, bittet man ihn um schuldige Dienstleistungen, wie um Gefälligkeiten, rügt man seine Versehen ohne Heftigkeit, so legt der Indier bald seine Verschlossenheit ab, und wird der treueste und gewandteste Diener. — Die Ehen der Indier werden früh geschlossen und junge Frauen von 14 und 15 Jahren, welche natürlich schnell altern, sind keine Seltenheit. Das ernste, bei Frauen und Männern gleich verschlossene Wesen derselben macht es schwer, zu entscheiden, ob die Geschlechter einer tiefen, innigen Gefühlsneigung zu einander fähig sind oder nicht. In der Regel bemerkt man eine große Einigkeit zwischen Mann und Frau, und die letztere übt häufig großen Einfluß auf ersteren. Lauter, lärmender Streit gehört bei indischen Eheleuten zu den größten Seltenheiten. Wenn die Männer sich berauschen, bleiben die Weiber meist nüchtern und wissen durch leises bittendes Zureden häufig die Excesse zu hindern, wozu die Männer in diesem Zustand nur zu sehr geneigt sind. Der Hausherr genießt solches Ansehen, daß er in einem

besondern Zimmer an einem gedeckten Tische allein speist und abgesondert in einem mit Matratze, Kissen, Betttüchern und Decke wohlversehenen Bett schläft, während Frau und Kinder mit den übrigen Hausgenossen in der Küche oder einem andern Raum um eine statt des Tisches dienende, am Boden ausgebreitete Matte gelagert, ihr Mahl einnehmen und auf ähnlichen, ebenfalls auf den Boden gebreiteten Matten schlafen. In solchen Häusern zeigt die Frau überhaupt eine auffallende Unterwürfigkeit gegen den Mann und redet nie von ihm, ohne ihm den Titel: el Amo, der Herr, Gebieter, beizulegen. Diese Sitte ist entweder eine altindische, oder von der spanischen Herrschaft fortgeerbte, da die Spanier ihre farbigen Frauen gewöhnlich als Wesen niederer Art behandelten. So hielt Mühlenpfordt einen altspanischen Minenbesitzer lange für einen Wittwer, weil seine Frau, eine Indierin, nie zum Vorschein kam, so oft er auch mit andern Europäern und zuweilen auch Damen das Haus besuchte. Nur er selbst und seine Tochter erschienen bei der Gesellschaft, während die Frau in der Küche ihr Wesen trieb, und doch stammte fast das ganze ziemlich bedeutende Grundvermögen dieser Familie von der so wenig geachteten Frau. Für ihre Kinder hegen die Indianer eine zärtliche Liebe und behandeln sie mit großer Milde und Nachsicht. Die Frauen säugen ihre Kinder bis in's zweite Jahr und Mühlenpfordt sah noch ältere Knaben abwechselnd die Brust nehmen und Cigarren rauchen. Wie erwähnt bringen die Indier ihre Erzeugnisse meist auf dem Kopf und Rücken zu Markt und die Frauen tragen außerdem noch ihre Kinder. Nur wenn sie größeren Städten nahe wohnen, auf deren Märkten sie eines bedeutenden Absatzes sicher sein können, sieht man die Indier sich auch der Esel und Maulthiere zur Fortschaffung ihrer Produkte bedienen. Dann sind an den schweren und plumpen Packsattel zu beiden Seiten Fruchtkörbe aufgehangen. Die Frau, ein Kind an der Brust oder auf dem Schooße, sitzt mit gekreuzten Beinen auf des geduldigen Thieres Rücken zwischen den Körben, hinter ihr sitzt auf der

Kruppe ein größerer Knabe, der Mann aber wandert leer nebenher und ſchwingt die treibende Peitſche. Sind die zu Markte gebrachten Gegenſtände verhandelt und von dem Erlös die wenigen Bedürfniſſe an Kleidungsſtücken und andern Dingen eingekauft, ſo begibt ſich die Familie zur nächſten Pulqueſchenke und verläßt ſie nicht eher, bis das Familienhaupt ſich einen Rauſch getrunken hat. Gewöhnlich bewirkt der Einfluß der beſonneneren Frau, daß nicht alles gelöſte Geld vertrunken wird und der Mann ſeiner Sinne noch einigermaßen mächtig bleibt. Oft genug aber ſieht man auch die Indier, aller Sinne beraubt, von ihren geduldigen Frauen bewacht, in einſamen Straßenwinkeln und an den Feldwegen liegen und ihren Rauſch verſchlafen. Kaum jemals kommt irgend ein gemeiner Kupferfarbiger mit baarem Gelde in die Städte oder zu den Märkten der größeren Flecken und Dörfer, um etwaige Bedürfniſſe dafür einzukaufen. Er wartet mit ſeinen Einkäufen ſtets ſo lange, bis er ſelbſt etwas zu Markte bringen und das nöthige Geld dafür eintauſchen kann. Was ihm übrig bleibt, verſchwendet er, ohne an den folgenden Tag zu denken, und hat daher nie Geld. Zeit und Mühe rechnet der Indier bei ſeinen Marktfahrten nicht. Seine Reiſekoſten ſind kaum größer, als die ſeines Unterhalts zu Hauſe. Maiskuchen, Salz und Pfeffer führt er mit ſich, für einige Pfennige erhält er Abends in den Hütten ſeiner Landsleute einen Teller Bohnen, Morgens eine Schale Maistrank; ſeinen Durſt löſcht jede Quelle, ſein Nachtlager findet er allenthalben umſonſt bereitet, denn in ſeine Decke gewickelt ſchläft er mit gleicher Ruhe unter dem Säulengange der Städte, wie unter den Bäumen des Waldes. So nur wird es begreiflich, wie ein Indier z. B. einige hundert Apfelſinen 15—20 Stunden weit zu Markte tragen und dann das Stück zu einem Kreuzer verkaufen kann.

Die ungemeine Vorliebe für Blumen, welche einſt Cortez bei den Indiern von Anahuac antraf, iſt ihnen noch heute eigen. Bei allen Feſten, Prozeſſionen u. ſ. w. ſchmücken ſie die Kirchen und deren Vorhöfe mit Blumen-

gewinden, Triumphbögen und Blumensträußen, die sie äußerst nett und geschmackvoll zu winden und anzuordnen verstehen. Die Fußböden der Kirchen werden an den Festen bisweilen mit Blumengewinden und Sträußen und einzelnen Blüthenkelchen so belegt, daß sie einen förmlichen bunten Teppich bilden. In jedem Gärtchen eines Indiers, wäre es auch noch so klein, findet man immer einige Blumenstöcke neben den nützlichen Gewächsen. Die alte Vorliebe für Dampfbäder ist den heutigen Indiern ebenfalls geblieben. Fast bei jedem Indierdorfe, hie und da selbst bei einzelnen Gehöften, findet man den immer noch nach uralter Weise erbauten Schwitzofen, während in den heißeren Gegenden sie Flußbäder lieben.

Musik und Tanz ist eine Lieblingsunterhaltung der Indier, besonders nach der Kirche an Festtagen. Dazu werden nach schreienden Weisen allerlei Lieder gesungen und die fleißig umgereichte Pulqueschale reizt zu immer größerer Lustigkeit auf. Von der Musik und den Tänzen der alten Indier hat sich wenig oder nichts auf die jetzigen fortgeerbt. Die Tänze, welche noch heute häufig an christlichen Festtagen, zumal an den Gedächtnißtagen der Schutzheiligen der Dörfer von den Indiern aufgeführt werden, stammen indeß doch von jenen alten religiösen Tänzen ab und versinnlichen gewöhnlich die Thaten des Schutzheiligen, biblische Geschichten des alten und neuen Testaments, die Erlösung der Indier und den Streit um sie zwischen Satan und den Heiligen, in welchem natürlich die letzteren obsiegen. Die Bewegungen dabei sind langsam und bestehen fast mehr in Beugungen und Wendungen des Körpers, als im Bewegen der Füße. Die Musik dazu ist schwermüthig und klagend. Die Tänzer sind dabei auf's seltsamste geputzt, mit Federn geschmückt nach alter Weise und dabei mit Rosenkränzen und Kruzifixen behangen. In der Hand tragen sie bunte Stäbe, Fähnchen oder hölzerne, ebenfalls bunt gemalte Schwerter. Zuweilen erscheinen einige auch in altmodischen, spanischen Uniformen mit blankem Degen in der Hand. Diese Tänze werden fast immer nur von Männern ausgeführt.

— Die Einführung des Christenthums hat bis jetzt für die indischen Eingeborenen nur die Wirkung gehabt, daß sie an die Stelle eines blutigen Cultus die Gebräuche einer sanfteren Religion setzte. Das innere Wesen des Christenthums mußte dem Indier fremd bleiben, der nicht durch überzeugende Belehrung von einer Religion zur andern übergeführt, sondern nur durch Ueberredung, List und selbst Zwang genöthigt ward, seine eignen, alten gottesdienstlichen Feiergebräuche aufzugeben, und dafür die seiner Sieger anzunehmen. Die Götter der Besiegten wichen denen der Sieger und die Aeußerung, welche Bullock in Merico hörte: „Wir haben drei sehr gute spanische Götter, aber man hätte uns immerhin auch einige von denen unserer Vorfahren lassen können," zeigt deutlich, wie wenig die Kupferfarbenen den Geist des Christenthums aufgefaßt haben. Gewöhnt an eine lange Reihe vorgeschriebener religiöser Gebräuche, fanden sie sich leicht in die Ausübung der zahlreichen Ceremonien des katholischen Ritus. Die vielen Kirchenfeste, die Feuerwerke, welche an ihnen zur Ehre Gottes und der Heiligen abgebrannt werden, die Umgänge u. s. w. wurden für sie eben so viel Gegenstände der Unterhaltung und des Vergnügens. Im Heiligendienste der katholischen Kirche fanden sie den Bilderdienst ihrer alten Religionen wieder. Die bekehrenden Predigermönche, später auch die Weltgeistlichen, wußten mit vielem Geschick die Gebräuche des mexicanischen Cultus dem ihrigen anzupassen, manche der alten Götter mit den neuen Heiligen zu verschmelzen. Daher, was man sonst nirgends als in Merico findet, die Tänze und barocken Verkleidungen an christlichen Festen während der Umgänge, ja selbst in den Kirchen vor dem Altar, vor und nach der Messe. Diese schlaue Vermischung altindischer Gebräuche mit den christlichen hat sehr viel beigetragen, dem christlichen Cultus einen leichten Eingang bei den Eingeborenen Merico's zu verschaffen. Bei den Azteken diente auch der Umstand, daß die katholische Kirche die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria als eine ihrer ersten auf-

ſtellt, dazu, die Indier zur Annahme des Chriſtenthums geneigt zu machen. Dieſe Lehre nämlich hat viele Aehnlichkeit mit jener der Azteken von der Menſchwerdung des Kriegsgottes, welcher ebenfalls von einer unbefleckten Jungfrau geboren ward. So glaubte man nur die Namen der Götter, nicht einmal dieſe ſelbſt, zu wechſeln. Dennoch aber ſträubten ſich die Indier häufig genug hartnäckig gegen das Chriſtenthum und ſuchten den alten Götzendienſt aufrecht zu erhalten, ja es ſollen noch heutzutage in abgelegenen Gebirgsſchluchten Thier- und ſelbſt Kinderopfer den alten aztekiſchen Göttern dargebracht werden. Mit vielem Geſchick benutzten die chriſtlichen Sendboten, um dieſe Anhänglichkeit an den althergebrachten Glauben zu überwinden, alte Sagen, wonach vor vielen Jahrhunderten das Chriſtenthum ſchon einmal gepredigt worden wäre. So war eine Ueberlieferung, ein großes hölzernes Kreuz, das die Miſſionäre an der Küſte von Oajaca aufgepflanzt und von den Eingeborenen göttlich verehrt fanden, ſei vor uralten Zeiten von einem alten Mann mit langem weißem Bart und Haupthaar und mit weiten Gewändern bekleidet, der von der Küſte kam, in's Land gebracht worden. Er redete zu den Indiern in ihrer Sprache und predigte ihnen Dinge, die ſie nicht verſtanden. Er aß ſehr wenig und ſie ſahen ihn häufig vor dem Kreuze niederknieen. Als er ſich endlich hinweg begab, ſtellte er das Kreuz an dem Orte auf, wo es die Glaubensboten fanden, und ſagte den Indiern, daß er ihnen darin das Zeichen ihres wahren Heils zurücklaſſe, dem ſie alle Verehrung bezeigen und an das ſie ſich in allen Nöthen wenden möchten. Die Zeit werde kommen, da ſie den wahren Gott und die Bedeutung des Zeichens beſſer würden kennen lernen. Seitdem wirkte das Kreuz allerlei Wunder, auch noch, nachdem es in die Cathedrale von Oajaca verſetzt worden war. Etwas ſpäter erſchien bei den Mixes-Indianern in demſelben Staate ein ganz ähnlicher und ebenſo gekleideter alter Mann vom Südmeere her. Auch er predigte den Mixes und zwar in ihrer Sprache von dem wahren Gotte, ſie aber wollten

ihn ermorden und er floh vor ihnen auf den Gipfel des höchsten Berges des Landes, wo er vor ihnen verschwand und nur seine Fußtapfen auf einer Felsenplatte zurückließ, wo sie noch heute gezeigt werden.

Schließlich mag eine Darstellung der Art, wie die Indier christliche Feste feiern, Kunde davon geben, wie sie die Religion aufzufassen gelehrt worden sind. — In jeder Dorfkirche sind Heiligenbilder in Menge aufgestellt, welche von den Indiern gleichsam als Hausgötter betrachtet und verehrt werden. Zuweilen ist eine besondere Kapelle vorhanden, welche nur zur Aufbewahrung dieser Heiligenbilder dient. An den Festtagen werden die Bilder sämmtlich hervorgeholt, abgestäubt, geschmückt und in großer Procession durch das Dorf und zur Kirche zurückgetragen, wo alsdann der Pfarrer sein Amt verwaltet. Viele Dorfkirchen und Kapellen gleichen, vollgestopft mit Heiligenbildern jeder Größe, jeder Farbe, jeden Stoffes und mit den wunderlichsten, zuweilen sehr glänzenden und kostbaren Kleidern und Schmucksachen angethan, wahren Puppenläden. In verschiedenen Gegenden pflegen die indischen Hausväter um Neujahr oder zur Zeit der Bestellung ihrer Felder eins der zahlreichen Heiligenbilder der Kirche zu ihrem Schutzpatron oder vielmehr Götzen zu erwählen. Dieß Bild flehen sie um alles an, was sie bedürfen und bringen ihm zahlreiche Opfergaben. Ging es dem Indier nach Wunsch, so bringt er zur Zeit der Ernte seinem Götzen neue Opfergaben, spendet ihm Lob und Dank und erwählt ihn wieder auf das folgende Jahr. War aber die Ernte schlecht, so tritt er am Jahresschlusse in die Kirche, macht seinem Heiligen die bittersten Vorwürfe und setzt ihn von seiner Ehrenstelle als unwürdig ab. Am Gedächtnißtage des heiligen Jacob von Compostell, welcher der Legende zufolge vom Himmel herabstieg, um als ein Verbündeter der Inquisition die Mauren in Spanien zu bekämpfen, tritt in den Orten, wo dieser Heilige vorzugsweise verehrt wird, eine Anzahl Indier zusammen, maskirt sich und putzt sich auf eine abenteuerliche Weise heraus. Einer dieser Leute besteigt ein seltsam geschirrtes

und aufgezäumtes Roß. Er iſt mit einem langen Degen bewaffnet und ſtellt den Heiligen dar, während die übrigen die von ihm gedemüthigten Ketzer und Heiden repräſentiren. Von lärmender Muſik und jubelnder Volksmenge begleitet zieht die Truppe ſchreiend, tanzend und die luſtigſten Sprünge ausführend durch die Straßen und begibt ſich endlich in die Kirche, vor deren Thür St. Jago vom Pferde ſteigt. Während hier der Prieſter Meſſe lieſt, nimmt der Pſeudoheilige, von den Gemeindevorſtehern umgeben, den Ehrenplatz ein. Nach der Meſſe hält der Prieſter eine Lobrede auf den Heiligen des Tages, wobei er ſich ſtets an deſſen Vertreter wendet, zählt ſeine Thaten gegen die Heiden auf und bittet ihn um Gnade gegen die verſtockten Ketzer, wobei er mitleidig und verächtlich deren Stellvertreter in der Kirche anblickt. So ſchließt der Morgen. Abends, nach einem reichlichen Gelage bei Pulque und Wein, verſammelt ſich der aufgeregte Haufen vor der Kirche und ſtellt daſelbſt den Kampf des heiligen Jacob wider die Heiden dar. Letztere werden von der ſtarken Hand des erſten ſämmtlich zu Boden geſchlagen, und wenn keiner mehr widerſteht, ſo geleitet die jubelnde Schaar der Zuhörer unter dem Rufe: „Es lebe St. Jago, der Maurentöder!“ den Helden nach Hauſe. Die große Proceſſion am Kirchweihfeſte zu S. Angelo unweit der Hauptſtadt bietet ein ähnliches Schauſpiel dar. Ein Trupp tanzender Indier zieht voran. Ihm folgen, getragen auf den Schultern geſchmückter, mit ſcharlachrothen Beinkleidern und goldſtoffenen Wämſern bekleideter Männer, von Welt- und Ordensgeiſtlichen umgeben, die geputzten lebensgroßen Figuren der heiligen Thereſe und der heiligen Jungfrau vom Berge Carmel, dann kommt wieder eine Truppe dämoniſch verlarvter Indier, darauf ein gekreuzigter Heiland mit Prieſtergefolge, dann wieder Indier, noch ein Heiligenbild und ſofort in endloſer Folge. Die Eingeborenen geberden ſich dabei äußerſt ſeltſam; bald beginnen ſie einen ihrer wunderlichen, mit ſeltſamen Sprüngen untermiſchten Tänze. Sie fahren dabei mit Meſſern in der Luft herum und die Proceſſion hält jedesmal ſtill,

so lange ein solcher Tanz dauert. Am Jahresfeste der heiligen Jungfrau von Guadelupe, der schon früher erwähnten Beschützerin der Eingeborenen werden Tänze in der Kirche selbst in drei Abtheilungen: der Männer, Weiber und Teufel aufgeführt. Die Letzteren mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß ausgestattet, springen mit lächerlichen Geberden zwischen den Weibern herum, die Männer haben Peitschen in den Händen, womit sie den Takt schlagen, mitunter auch auf den Rücken der muthwilligen Teufel, alles, wie gesagt, vor dem Altar zwischen dem Gottesdienste. Am Allerseelenfest, den 2. November, bringen die Indier sogenannte Todtenopfer. Sie stellen während der Nacht auf die Gräber ihrer Angehörigen, die sich unter dem Boden der Kirchen befinden, Gefäße mit Feld- und Gartenfrüchten, Eiern, Fischen, Fleisch, Tortilla's u. dergl., selbst lebendige Thiere, besonders Hühner und welsche Hähne werden dahin gebracht und Wachs- und Talgkerzen vor den Opfern aufgestellt, welche letztere sämmtlich der Pfarrer am Morgen vor der Todtenmesse zu sich nimmt. Auch dieser Gebrauch ist ursprünglich ein altheidnischer. Im zwölften Monate ihres Jahres und zwar an einem der letzten Tage desselben feierten die alten Indier ihr Todtenfest. Dieser Monat dauerte vom 8. October bis 6. November, die indische Todtenfeier fiel also merkwürdigerweise fast auf denselben Tag mit dem christlichen Allerseelenfeste, ein Umstand, welcher vielleicht die Bekehrer zunächst auf die Verschmelzung beider Feste führte. Am Vorabend ihrer Todtenfeier schlachteten die Indier eine große Menge Geflügel und bereiteten dieß nach ihrer Weise auf's beste zur Speise zu. Alsdann versammelten sich die Familien in ihren Wohnungen, stellten die bereiteten Speisen auf erhöhete Hürden von Rohrgeflecht, setzten sich mit kreuzweise gelegten Armen und Beinen und starr auf den Boden gehefteten Augen davor nieder und flehten die Todten an, zu kommen, das für sie Bereitete zu genießen und ihnen dafür ihre Fürsprache bei den Göttern zu gewähren. So brachten sie die ganze Nacht wachend und bittend zu, wagten es aber

nie vom Boden aufzublicken, aus Furcht, die Todten möchten durch Neugierde im Essen gestört und zu Zorn und Rache gereizt werden. Am Morgen wurden die Speisen, aus welchen die Todten nur die feinen, geistigen Stoffe gezogen, an die Armen vertheilt oder an verborgenen Orten verschüttet, der übrige Tag aber in Lust und Freude hingebracht.

Nach den reinen Indiern sind, wie erwähnt, die Mestizen die zahlreichste Bevölkerungsclasse. Sie sind im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag von gelbröthlicher oder wie die Südeuropäer, olivengelber Hautfarbe. Besonders zeichnen sie sich durch langes schwarzes Haar und lebhafte Augen aus; eine fast unmerkliche schiefe Richtung der Augen und bei den Männern der schwache Bart verräth die indische Abkunft.

Der Mestize ist heiterer, aber auch falscher, weniger leidenschaftlich, aber auch leichtsinniger als der Indier, besitzt mehr Einbildungskraft und eine lebhaftere Redeweise als dieser. Die höhern Stände fallen ganz mit den Creolen zusammen, welche die herrschende Classe der Republik, die vorzugsweise so genannten Mexicaner sind. Der Creole ist im Allgemeinen mittlerer Statur, ziemlich gut gebaut und von angenehmen freundlichen Gesichtszügen. Das blitzende durchdringende Auge ist schwarz, ebenso das Haupthaar und der volle, starke Bart. Die Männer sind gewöhnlich hager, haben eine platte Brust und einen etwas gekrümmten Rücken, die Weiber sind klein, zierlich und üppig gebaut, doch neigen die Creolinnen weniger zur Fettigkeit, als die Mestizinnen. Zierliches Ebenmaaß des Wuchses, äußerst kleine, niedliche Hände und Füße, sehr schönes, langes und glänzendes rabenschwarzes Haar, schwarze und feurige Augen und elfenbeinweiße Zähne zeichnen sie vortheilhaft aus. Blondes und rothes Haar sind selten und gelten für eine große Schönheit. Die Hautfarbe ist so weiß und unbelebt, wie die des gebleichten Wachses, marmorglatt und marmorkalt. Der Gang der Creolinnen ist langsam, schwebend, leicht,

anmuthig und ſtolz getragen, eben ſo ſchwer zu beſchreiben, wie nachzuahmen; aber ſchön im eigentlichen Sinn des Wortes ſind ſie nicht. Ihre Züge ſind ſelten regelmäßig, Wangen und Lippen zu wenig gefärbt und viele haben bei gebogenen Adlernaſen ein echt jüdiſches Anſehen, was vermuthen läßt, daß viele mauriſche und jüdiſche Familien, welche unter Philipp II. aus Spanien vertrieben wurden, ſich in Mexico niedergelaſſen, trotz des Verbotes Carls V., welches allen Juden, Mauren und neuen Chriſten bis in's vierte Glied verbot, in beiden Indien ſich anzuſiedeln. Frauen mittleren und höheren Alters ſind im Ganzen auffallend häßlich, was durch ihre nachläſſige Kleidung noch mehr hervorgehoben zu werden pflegt, denn die Frauen ziehen ſich nur dann ſorgfältig an, wenn ſie ausgehen; im Hauſe ſind ſie gewöhnlich im nachläſſigſten Anzug und bleiben den ganzen Vormittag, der für ſie bis zum Abend ſich erſtreckt, ungekämmt und ohne Strümpfe. Nur der Sonntag, wo ſie am Morgen die Meſſe beſuchen, macht eine Ausnahme.

Der Creole beſitzt den Stolz, die Würde, die Hochherzigkeit und Mäßigkeit des Spaniers, er beſitzt große natürliche Klugheit und Verſchlagenheit, einen hellen Verſtand, einen gewandten Geiſt, leichte Auffaſſungsgabe und große Fähigkeit und Luſt ſich auszubilden, iſt brav, oft tapfer, unternehmend, gaſtfrei im höchſten Grade, höflich, warmherzig, wo man ihm mit Freundlichkeit entgegenkommt und nur zu großartig in ſeinen Anſichten von dem, was das geſellige Leben verlangt. Wenn man daneben noch häufig Unwiſſenheit, Bigotterie, Aberglauben, viel Sinnlichkeit, Mangel an Energie, ein Jagen nach Vergnügen und materiellem Lebensgenuß, einen ſtarken Hang zu einem weichlichen, unthätigen Leben überhaupt, ſowie zu Habſucht und Eiferſucht bemerkt, ſo muß man das größtentheils auf Rechnung der drückenden Verhältniſſe ſetzen, denen das mexicaniſche Volk nicht lange erſt entronnen iſt und deren üble Nachwirkungen keineswegs ſchon jetzt aufgehört haben. In dieſem Betracht müſſen wir ſogar uns wundern, ſie nicht ganz in Thorheiten und Laſtern

verſunken zu ſehen und noch ſo viele gute Eigenſchaften an ihnen wahrzunehmen.

Die Kleidertracht der Creolen, wie überhaupt der höhern Bewohnerclaſſen Mexico's, hat, ſeit das Land frei geworden, eine völlige Umwandlung erfahren. Noch 1827 ſah man die Herren faſt ausſchließlich in runden Jacken und langen weiten Beinkleidern aus Tuch oder leichtem Baumwollenzeuge, den langen, weiten Mantel (Capa) umgeſchlagen, die Füße mit farbigen Schnürſtiefeln bekleidet, den Kopf mit niedrigem, breitrandigem Filzhute bedeckt. Die Damen erſchienen öffentlich nur in ſchwarzſeidenen Kleidern, das Haupt bedeckt mit der überaus kleidſamen Mantilla. Bald aber begann das Beiſpiel der vielen, Mexico von allen Seiten zuſtrömenden, Fremden auf den Geſchmack der Mexicaner zu wirken, der freie Handel ſchaffte europäiſche Modeartikel in Menge herbei, billige Preiſe lockten zum Ankauf, europäiſche, namentlich franzöſiſche Schneider und Putzmacherinnen ließen ſich in allen größern Städten des Landes nieder, und ſchon nach wenigen Jahren ſah man Damen und Herren, ſelbſt in kleineren Städten, durchgängig in die neueſten pariſer und londoner Moden gekleidet. Nur bei ihren häufigen Kirchenbeſuchen und bei andern feierlichen Gelegenheiten ſieht man die Damen ausſchließlich noch in der alten Tracht. Den Männern iſt von ihrer früheren Kleidung nur noch die Capa geblieben. Der Mexicaner hat von jeher den Kleiderprunk geliebt und die Kinder werden, ſo zu ſagen, ſyſtematiſch zur Putzſucht erzogen, indem man ſie, namentlich die Mädchen, ſchon im Alter von 2—3 Jahren nach allen Regeln der Mode aufputzt. Glänzendes Geſchmeide iſt die größte Freude der Frauen aller Stände. Früher ſah man, ſelbſt bei minder wohlhabenden Frauen des Mittelſtandes, kaum jemals andre als ächte Schmuckſachen: edle Steine, beſonders Diamanten, Smaragde und Rubinen in ſchwerer, maſſiver Goldfaſſung, und echte, meiſt einheimiſche Perlen. Seit einigen Jahrzehnten tragen zwar die Damen auch unechte, meiſt franzöſiſche Schmuckſachen, immer aber waltet noch das Aechte vor, nur daß die alte

plumpe Form einer leichteren und geſchmackvolleren gewichen iſt. Beſondere Vorliebe zeigen die Frauen für ausgeſuchte Nettigkeit der Fußbekleidung, wohl wiſſend, daß dieſe erſt dem Anzuge ſeine höchſte Vollendung verleiht. Ihre kleinen Füße ſind durchgängig mit ſeidenen, gewöhnlich weißen, zuweilen auch hell roſenfarbenen Strümpfen und feinen Schuhen von weißem oder farbigem, ſeltner ſchwarzem Seidenzeuge bekleidet. Hüte tragen die Mericanerinnen niemals, außer etwa im Theater und beim Reiten, eben ſo wenig Hauben und es ſind dieß vielleicht die einzigen europäiſchen Moden, welche in Merico keinen Eingang gefunden haben. Die gewöhnlichſte Kopfbedeckung ſind große bunte Seidentücher oder Spitzenſchleier, welche wie die Mantilla angeordnet werden.

Ganz beſonders große Sorgfalt verwenden die Mericaner auf die Wäſche. Bei den Vornehmeren iſt dieſe ſtets vom feinſten Stoffe, bei allen Claſſen von blendender Weiße, aber auch nirgends iſt die Wäſche koſtſpieliger. Der Nähelohn für Herren- und Frauenhemden, wenn ſie mit Sorgfalt gearbeitet ſind, beträgt häufig 4—5 Peſos, und rechnet man dazu noch den theuren Stoff, den hohen, 1—2 Realen für das Hemd betragenden Wäſcherlohn und das ſchon durch das heiße Klima und die Gewohnheit bedingte häufige, faſt tägliche Wechſeln, ſo begreift man, wie theuer den Mericaner der beſſern Stände ſeine Wäſche kommen muß. Darum beſitzen denn aber auch ſelbſt wohlhabende Leute gewöhnlich nur wenig Wäſche und ſchlafen nackt, um ſie zu ſchonen. Ueber ein halbes oder ganzes Dutzend geht es bei einem Mericaner ſelten hinaus.

Die mittleren und unteren Claſſen der Bevölkerung ſind ihrer alten Tracht getreuer geblieben als die oberen, und man ſieht bei ihnen ſelten europäiſche Moden.

Der Mericaner ſteht im Allgemeinen früh auf, obgleich er, Handwerker, Tagelöhner und Aehnliche ausgenommen, nur höchſt ſelten früh Morgens irgend eine Arbeit vornimmt. In ſeinen Mantel gehüllt läßt er die Morgenkühle vorüber gehen, raucht einen Cigarro und ſchlürft ein Täßchen Chocolate, wozu er etwas Weißbrod

ißt. Gegen 8 Uhr geht's zur Meſſe, welche etwa eine halbe Stunde zu währen pflegt. Nach der Meſſe wird das Frühſtück von gebratenem Fleiſch, Ragout oder in Fett gebackenen Eiern, Frijoles und Weizenbrod oder friſchgebackenen Tortillas eingenommen, nach dem Frühſtück abermals geraucht und nun erſt zur Beſorgung der Tagesgeſchäfte geſchritten. Müßige oder im Hauſe Beſchäftigte genießen gegen 11 Uhr ein kleines Gläschen Wein oder Likör mit etwas Backwerk oder Brod, oder auch einige Früchte, alles in ſehr geringer Quantität. Das nennt man somar las onze. Gegen 2 Uhr kommt das Mittageſſen.

Dieſes iſt, wenn auch gut, doch niemals ſchwelgeriſch, und der Mexicaner verleugnet auch hier ſeine gewöhnliche Mäßigkeit nicht. Zwar iſt ſelbſt bei weniger wohlhabenden Leuten die Zahl der Gerichte in der Regel größer, dagegen aber ihre Menge ſtets weit geringer, als in deutſchen Haushaltungen des Mittelſtandes. Ein gewöhnliches mexicaniſches Mittagsbrod beſteht aus ſtarker Fleiſchbrühe (caldo), einem dickeingekochten, breiartigen, ſtark gewürzten Gerichte aus Brodſchnitten, Reis oder Fadennudeln (sopa), der Olla podrida, zuſammengeſetzt aus Schweine-, Rind- und Hammelfleiſch, Geflügel, Kohl, Rüben, trocknen oder halbtrocknen Erbſen, grünen Bohnen, Bananen und Birnen, alles in einem Topfe gekocht und mit Zwiebeln und Tomaten gewürzt, dann aus ſtark in Fett gebratenem, zerſchnittenem Rind- oder Schweinefleiſch, oder einem gebratenen Huhn mit Chilesauce, dazu Frijoles, oft mit geriebenem Käſe beſtreut, und zum Beſchluß irgend eine Süßigkeit (dulce), gewöhnlich aus Früchten bereitet, oft aber nur geſchabter Rohrzucker oder Honig. Eigentliche Zucker- und Paſtetenbackwerke erſcheinen auf den Mittagstafeln nicht, ebenſowenig Obſt, von dem der Mexicaner ſagt, wie wir vom Käſe, es ſey Morgens Gold, Mittags Silber, Abends Blei. Zum Zueſſen dienen ſtatt des Weizenbrodes gewöhnlich warme Tortillas. Getränke nimmt der Mexicaner erſt nach der Mahlzeit zu ſich, da er das

Trinken während deſſelben für ſchädlich hält. Der Ausdruck: „ya tomé agua“ (ich habe bereits Waſſer getrunken) enthält die beſtimmteſte Ablehnung alles Eſſens.

Das gewöhnliche Tafelgeräth iſt ſehr einfach. Gabel und Löffel ſind in allen beſſeren Häuſern von Silber und dreimal ſo ſchwer, als die unſrigen. Gläſer und Meſſer ſind erſt in neuerer Zeit mehr in Aufnahme gekommen. Zu Ende der zwanziger Jahre ſah man noch größere Gaſtmähler, bei welchen nur ein einziges großes Meſſer für den Vorſchneider auf der Tafel lag und zwei bis drei Gläſer die Runde durch die Geſellſchaft machten. Das Beiſpiel der Fremden bewirkte zwar hierin bald eine Aenderung, aber bei der gewöhnlichen Familienmahlzeit ſind Meſſer auf den Tafeln der Mexicaner immer noch nicht häufig, auch ſind ſie bei der Sitte, alles Fleiſch vor der Zubereitung in kleine Stücke zu zerſchneiden, nicht ſo nothwendig als bei uns. Geflügel wird nicht mit dem Meſſer zerlegt, ſondern mit der Gabel zerriſſen oder auch gleich mit den Händen, in die man zu dem Ende ein Stück Tortilla nimmt.

Unmittelbar nach der Mittagstafel wird geraucht, dann beginnt die Sieſta, welche bis gegen 4 Uhr dauert. Während derſelben herrſcht allenthalben tiefe Ruhe, denn Niemand geht ohne große Noth um dieſe Zeit aus.

Nach der Sieſta wird wieder geraucht und ein kleines Täßchen Chocolate genommen. Caffee iſt nur wenig gebräuchlich und wird, wenn überhaupt, gleich nach der Mahlzeit getrunken. Nun geht der Geſchäftsmann wieder an die Arbeit, Müßige gehen, reiten oder fahren ſpazieren.

Zwiſchen 6 und 7 Uhr beginnen die Abendgeſellſchaften, Tertulias, und um dieſe Zeit, wo mit der kurzen Dämmerung größere Kühle eintritt, werden auch die Frauen außerhalb ihrer Häuſer ſichtbar, begeben ſich in die erwähnten Geſellſchaften, machen Einkäufe in den Läden oder wandeln, häufig ohne männliche Begleitung, in den Säulengängen um die öffentlichen Plätze auf und ab. Zum Theater und zur Eisbude werden die Frauen von den Männern begleitet. Nach dem Theater oder der Ter-

tulia, welche um 9 oder um 10 Uhr zu enden pflegt, begibt man ſich nach Hauſe, nimmt ein frugales Abendbrod ein und legt ſich ſogleich zu Bette.

So wie der Mexicaner kein eigentlicher Feinſchmecker iſt und ihm ein ſtark gepfeffertes und gezwiebeltes Nationalgericht beſſer mundet, als das feinſte Kunſtwerk franzöſiſcher Küche, ſo iſt er auch weder Weinkenner noch Weinliebhaber im europäiſchen Sinne des Worts und zieht die ſchweren, feurigen Weine Spaniens und Portugals den edelſten Erzeugniſſen franzöſiſcher oder deutſcher Weinberge vor. Cheres, Vinotinto, Madera und Malaga ſind die gewöhnlichen Tiſchweine, welche ſehr mäßig zu zwei bis drei Gläſern genoſſen werden. Die leichtern Weine Frankreichs reizen ſeinen, durch brennende Gewürze abgeſtumpften Gaumen nicht genug und er beehrt ſie ſämmtlich mit dem Titel: Agua. Von gebrannten Waſſern werden cataloniſche und holländiſche am häufigſten genoſſen. Die untern Claſſen halten ſich mehr an ihre kühlenden Landesgetränke: Chicha, Pulque u. ſ. w. Bier liebt der Mexicaner nicht, ja er kennt es kaum und die Brauereien der Hauptſtadt ſind von Fremden für Fremde errichtet.

Die Sitte des Tabakrauchens iſt unter allen Volksclaſſen Mexico's in größter Allgemeinheit verbreitet und ſelbſt die Frauen aller Stände huldigen ihr. Im Hauſe, auf öffentlichen Spaziergängen, im Theater, in Geſellſchaften, bei'm Abmachen von Geſchäften, kurz allenthalben wird geraucht. Tritt ein Beſuchender in das Zimmer, ſo hat er nicht ſobald ſeinen Hut abgelegt, als ihm ſchon eine Cigarre dargeboten wird. Reden zwei Begegnende auf der Straße zuſammen nur einen Augenblick, ſo wird ſicherlich der eine ſogleich eine Cigarrenbüchſe hervorziehen und dem andern einen Glimmſtengel anbieten. Die Cigarrenbüchſe iſt entweder von feinem Strohgeflecht oder von getriebenem Silber oder Gold, zuweilen ſogar mit Edelſteinen beſetzt. Die Damen tragen ſie ſtets im Buſen, während häufig das ſilberne oder goldene Zängelchen, mit welchem der Segarrito bei'm Rauchen gehalten wird,

an einer feinen Kette um den Hals hängt. Der Cigarro ist ein unerläßliches Belebungsmittel mericanischer Unterhaltung, und die Damen erscheinen nie geistreicher und lebendiger, als wenn sie rauchen. Selbst zum Tanze sieht man sie zuweilen mit dem geliebten Glimmstengel im Munde antreten, der erst dann weggeworfen wird, wenn der Tanz wirklich beginnt. Wollen sie Jemand einen besondern Beweis ihres Wohlwollens geben, so zünden sie mit ihrem Munde einen Segarrito an und überreichen ihn sodann dem Begünstigten zum Weiterrauchen. Es würde sie sehr beleidigen, wollte man die Gabe ausschlagen. Das Rauchen ist indeß bei der gebildeten Gesellschaft beiderlei Geschlechts, namentlich in großen Gesellschaften, auf Bällen und im Theater sehr im Abnehmen begriffen.

Gegen Bekannte wie gegen Fremde zeigt sich der Mexicaner äußerst verbindlich, höflich und gastfrei. Nur verlangt der mexicanische Umgangston eine Menge von Höflichkeitsformen und Redensarten, welche der Fremde bald zu lernen und genau zu beobachten genöthigt ist, wenn er nicht allenthalben anstoßen will. Nähere Bekannte pflegen einander bei'm Kommen und Gehen, auch, wenn sie sich lange nicht gesehen, bei'm bloßen Begegnen, durch eine Umarmung zu begrüßen und die höflichsten Redensarten zu wechseln. Besonders allgemein ist diese Sitte bei den Damen, jedoch küßt man einander dabei nicht und hält dafür, daß dies Zeichen des Wohlwollens nur für Kinder passe. Man findet diese Artigkeit auch in der untersten Volksclasse, und so auffallend es anfangs dem Fremden ist, Leute der niedrigsten Stände, selbst Bettler, einander mit „Sennor“ und „Don“ anreden und die höflichsten Redensarten feinster Gesellschaftssitte wechseln zu hören, so dringt sich doch bald die Bemerkung ihm auf, daß der Firniß äußeren Anstandes und äußerer Höflichkeit, welchen spanische Gesittung, mehr als irgend eine andere europäische, allen Volksclassen ohne Ausnahme mittheilt, die Geringeren zu einem leichten, ungezwungenen, höflichen Benehmen im Umgange mit Vornehmen befähige und die Gemeinheit hindere, so schroff und widerlich her-

vorzutreten, wie man es ſelbſt bei den gebildetſten Nationen Europa's leider noch ſo häufig ſieht. Wie ſehr der Mexicaner von der Nothwendigkeit überzeugt iſt, die Kinder möglichſt früh an die Beobachtung des äußeren Anſtandes zu gewöhnen beweiſt der Umſtand, daß in allen Elementarſchulen des Landes beſondere Lehrſtunden dem Unterricht in „Urbanidad“ gewidmet ſind. Die häusliche Erziehung arbietet ebenfalls auf dieſen Zweck hin, und neun- bis zehnjährige Mädchen gehaben ſich in den Tertulias ihrer Mütter ſchon wie völlig erwachſene Damen und helfen mit vieler Grazie die Eintretenden empfangen. Lärm oder Unfug der Jugend, — ſelbſt der Kinder des gemeinſten Pöbels, — wird in den Straßen mexicaniſcher Städte weit weniger verſpürt, als bei uns. Der ſchon früher erwähnte ſtille Ernſt und die frühe Geſetztheit der Indierkinder findet ſich mehr oder minder auch bei den Kindern der Creolen oder Blendlinge wieder, hier aber nicht, wie dort, als Folge des Charakters, ſondern der Erziehung.

Das Benehmen der mexicaniſchen Frauen iſt im Allgemeinen anſpruchslos und gefällig, gleich entfernt von Ziererei, Sprödethun und Empfindſamkeit, wie von allzu raſcher Hingebung und Theilnahmloſigkeit. Sie beſitzen ein reges Gefühl, einen lebendigen raſchen Geiſt, ein feuriges, leicht erregtes Temperament und große Freiſinnigkeit. Im geſellſchaftlichen Leben entwickeln ſie vielen Anſtand und große Anmuth, beſorgen aber nur wenige häusliche Geſchäfte ſelbſt und bedürfen deshalb vieler Bedienung. Andachtsübungen, Beſuche, geſellige Unterhaltung, häufig mit Weltgeiſtlichen oder Mönchen, welche in allen Häuſern freien Zutritt haben oder zu finden ſind, Spaziergänge, Einkäufe und Liebesverhältniſſe nehmen ihre meiſte Zeit in Anſpruch. Kenntniſſe wiſſenſchaftlicher Art beſitzen die mexicaniſchen Frauen ſelbſt der höhern Stände nur ſehr ausnahmsweiſe. Ueber Leſen und mühſames, unrichtiges Schreiben geht die Bildung in der großen Regel nicht hinaus.

Einen Hauptcharakterzug empfängt die mexicaniſche

Geſelligkeit durch die leidenſchaftliche Neigung aller Volksclaſſen zu Glückſpielen und Wetten jeder Art. Dieſe Neigung läßt bei allen Zuſammenkünften ſogleich eine Spielbank eröffnen, begünſtigt die Hahnenkämpfe und erleichterte den Engländern die Einführung der Wettrennen. Das beliebteſte Glücksſpiel iſt der Monte, eine Art Faro. Die Pfingſtfeiertage werden von den Bewohnern der Hauptſtadt vorzugsweiſe der maaßloſen Befriedigung dieſer Leidenſchaft gewidmet. Alles ſtrömt alsdann nach dem benachbarten Städtchen S. Agoſtin de las Cuevas, welches drei Tage hindurch der Schauplatz wahrer Saturnalien iſt, welche ſich um das Spiel drehen, während die Hauptſtadt faſt verödet liegt. Jedes Haus in St. Auguſtin hat ſeine Bank und ſogar auf den Straßen werden deren errichtet. Es gibt ſolche, wo man nur Gold, andere wo man nur Silber ſieht, endlich ſolche für die Armen, wo mit Kupfer geſpielt wird. Es wird in dieſem Städtchen während der drei Tage etwa eine Million Gulden umgeſetzt. Die Fremden kommen bis 200 Stunden weit her aus Jalapa, S. Luis de Potoſi u. ſ. w., obgleich das Spiel ſo eingerichtet iſt, daß es dem Bankhalter die größten Vortheile gewährt. Der Mexicaner iſt übrigens ein muſterhafter Spieler; er bleibt kalt bei'm Gewinn, wie bei'm Verluſt, und zündet ſeine Cigarre mit derſelben Ruhe an, er mag den letzten Heller verloren oder Goldhaufen gewonnen haben. Er iſt ruhig, berechnet die Wechſelfälle, und ſeine Uebung im Spiel, das den Hauptzweck ſeines Lebens bildet, iſt ſo groß, daß ein falſcher Spieler augenblicklich entdeckt werden würde.

Nach den Bankhaltern machen die Gaſtwirthe und Fuhrleute die beſten Geſchäfte in St. Auguſtin. In den Gaſthöfen bezahlt man für ein Bett in einem gemeinſamen Zimmer 13 fl. und eben ſo viel für ein Gedeck an einer Wirthstafel. Eine Flaſche Bier, deren Preis in Mexico 36 kr. iſt, koſtet in St. Auguſtin 5 fl. und eine Flaſche Bordeaux 7 fl. Aehnliche Preiſe hat alles andere; ſo bezahlt man 2 Piaſter für vier Stunden Wegs im Omnibus von Mexico. Dieſe Spielwuth iſt in

den Provinzen und an der Küste ebenso ausgesprochen, wie in der Hauptstadt selbst, und es gibt viele Familien, welche vom Spiel leben und wo Frau und Kinder die Gefahren und Erfolge des Mannes theilen oder wenigstens nichts dagegen zu erinnern finden, wenn bei dieser eigenthümlichen Art, sein Vermögen zu verwalten, das Glück sich gegen sie kehrt. So gilt der Spielgewinn für ebenso ehrenwerth, als der Ertrag eines arbeitsamen Lebens, und der Spieler von Handwerk wird nur dann getadelt, wenn er Unglück gehabt hat. Nächst dem Spiel sind Musik, Gesang und Tanz Hauptbelebungsmittel mexicanischer geselliger Unterhaltung. Fast Jedermann ist bis zu einem gewissen Grade musikalisch, aber über ein wenig Guitarrengeklimper geht es bei den meisten nicht hinaus.

Förmlich gebetene Mittagszirkel sind in mexicanischen Häusern fast nur bei großen, feierlichen Gelegenheiten üblich. Sie widerstreben der Landessitte, welche im Allgemeinen den schwelgerischen, langausgedehnten Tischfreuden wenig hold ist. Selbst passende Stunden, bei welchen weder die Siesta, noch der übliche Nachmittagsspaziergang geopfert zu werden brauchte, sind nicht zu ermitteln und von seiner Costumbre (Gewohnheit) weicht der Mexicaner nur sehr ungern ab. Die Hausfrauen sind nicht auf solche Zirkel eingerichtet und wenig geneigt, dabei vorher die sorgliche, an der Tafel selbst die angenehme Wirthin zu machen. Dergleichen Gastmähler in großem Styl, wie sie bisweilen bei besonders feierlichen Veranlassungen von reichen und vornehmen Leuten jährlich zwei bis dreimal gegeben werden, sind unter 150—300 Pesos nicht zu beschaffen. Die starken eichenen Tafeln drohen dabei unter der Menge des aufgesetzten schweren und massiven Silbergeräths zusammenzubrechen. Einfachere Mittagszirkel bei Gelegenheit einer kleinen Familienfeier sind häufiger. Am stärksten offenbaren sich die gastfreundlichen Gesinnungen der Mexicaner auf ihren Landgütern, wo unvermuthete Besuche, selbst ganz fremde Reisende mit all' ihrem Gefolge von Bedienten, Pferden und Lastmaulthieren stets die freundlichste Aufnahme finden.

Die gewöhnlichſten mexicaniſchen Abendzirkel ſind immer noch die ſogenannten Tertulias, hier eben ſo echt national als in Spanien und von beiden Geſchlechtern beſucht. Es gibt regelmäßige, zum Empfang von Bekannten und Freunden derſelben beſtimmt, an feſtgeſetzten Wochentagen, und außerordentliche, zu welchen jedesmal beſonders eingeladen wird. Die Damen ſitzen in langer, gedrängter Reihe an den Wänden hin auf Stühlen, rauchen ihren Segarrito und ſind oft ſehr geſprächig unter ſich, aber der Unterhaltung mit Männern nicht ſehr zugänglich. Wo es hier und da einem Herrn gelingt, einen Platz zwiſchen den Damen zu gewinnen, iſt derſelbe entweder ein genauer Freund des Hauſes oder ein höchſt entſchloſſener Fremder. Niemand zieht einen Stuhl von der Wand, um zu traulicher Unterhaltung zuſammenzurücken, ſondern jeder ſetzt ſich dahin, wo der Stuhl einmal ſteht, wodurch denn natürlich das Geſpräch eben nicht erleichtert wird. Die Männer gehen rauchend und plaudernd umher oder ſpielen Monte im Nebenzimmer. Eine Guitarre iſt ſtets vorhanden und nicht leicht fehlt Jemand, der ſie zu ſpielen verſteht. Zu ihrem Klange wird geſungen oder getanzt. Iſt ein Clavier im Zimmer, ſo werden auf dieſem auch wohl einige größere Leiſtungen verſucht und dann und wann erluſtigt ſich die junge Welt mit Geſellſchafts- und Pfänderſpielen. Muſik und Tanz unterbrechen das Geſpräch nicht, ſcheinen es vielmehr zu beleben. Ein Theil des Salons iſt den Kindern eingeräumt, welche mit ihren Wärterinnen in den Ecken kauern. Bediente gehen aus und ein, lehnen an den Thürpfoſten und bedienen ſich wohl auch ihres Vorrechts, dieſen oder jenen aus der Geſellſchaft anzureden, wie denn überhaupt in Mexico zwiſchen Herren und Dienern ein weit größerer Grad von Vertraulichkeit üblich iſt, als irgend anderswo. Erfriſchungen werden außer Waſſer, Likör, Cheres oder Vinotinto, oder wenn's hoch kommt, ein wenig Eis nebſt feinem Backwerk, nicht geboten. Zu den außerordentlichen Tertulias wird ſtets mehrere Tage zuvor eingeladen und ſie geſtalten ſich in der Regel als elegante Privatbälle. In der Hauptſtadt gibt es deren, die auf 4—5000 Peſos

zu stehen kommen und bei welchen in Einrichtung und Kleidern die größte Pracht zur Schau getragen wird. Politische Unterhaltung ist in allen Gesellschaften vorwaltend und selbst die Damen nehmen den lebhaftesten und eifrigsten Antheil daran. Natürlich ist sie bei den häufigen republikanischen Meinungsäußerungen fast nie ohne Stachel, doch erlebt man nur höchst selten störende Ausbrüche der Parteileidenschaft. Das Abstatten förmlicher Anstandsbesuche wird in Mexico vielleicht noch strenger von der Sitte verlangt und noch eifriger betrieben, als in Europa. Es ist hier ein Gebrauch nicht blos der feinen Welt, sondern aller Stände. Besonders genau nehmen es die Damen damit und würden es dem einmal in ihrem Hause Eingeführten schwer anrechnen, vergäße er, ihnen zu Namenstagen, zu freudigen Familienereignissen u. s. w. Glück zu wünschen, bei Trauerfällen sein Beileid zu bezeugen oder auch ohne bestimmte Veranlassung zuweilen seine Aufwartung zu machen. In Erwartung solcher Besuche bleiben die Damen von 12—2 Uhr wohlgeputzt zu Hause und es geht dabei ganz in der feierlichen altspanischen Weise der „Tage des Handkusses" zu, wobei die Dame unbeweglich auf ihrem Sessel sitzt. Will sie Jemand nicht empfangen, so bedient sich der Diener nicht des europäischen Vorwandes der Abwesenheit, sondern sagt bloß: **la sennora esta ocupada.**

Einen angenehmen Zweig mexicanischer Privatgeselligkeit bilden die sogenannten **Dias de campo**, gemeinsame Landpartien in europäischer Weise, gewöhnlich nach dem Landgut eines Bekannten, seltener nach dem Walde gerichtet. Jagdpartien sind in Mexico nicht Sitte, obgleich die Jagd allenthalten und für Jedermann frei ist.

Unter den öffentlichen Belustigungen der Mexicaner behaupten Corsofahrten, Stiergefechte und Hahnenkämpfe den ersten Rang. Jeder größere Ort hat seinen Spazierplatz, wo nach unverbrüchlichen Gesetzen zu bestimmten Jahres- und Tageszeiten ein Corso abgehalten wird. Vorzugsweise sind die Sonntage und gewisse Feiertage dazu bestimmt, aber auch an den gewöhnlichen Wochen-

tagen ist es gebräuchlich, nach der Siesta um fünf Uhr sich auf den öffentlichen Spaziergang zu begeben. In der Hauptstadt an Festtagen sieht man diese Spazierversammlungen sich am glänzendsten gestalten. Fast Niemand geht zu Fuß. Die Frauen und Jungfrauen der höheren und mittleren Stände erscheinen ausschließlich zu Wagen, die Männer zu Pferde, großentheils in der glänzenden Tracht, welche fast allein noch den ausländischen Moden Widerstand geleistet hat. Den Oberkörper bekleidet eine Art Dolman mit reicher Goldstickerei geziert und zuweilen mit Franzen eingefaßt. Das Beinkleid ist entweder von feinem Tuch oder von Baumwollensammt, und mit mannichfaltig ausgeschnittenem Leder besetzt, außerdem mit goldnen oder silbernen Tressen, Schnüren und dichtgesetzten silbernen Knöpfen verziert. Dieses Beinkleid ist bis zum Knie herauf geschlitzt und offen und läßt ein Paar hellbraune lederne Gamaschen sehen, welche das Bein bis zum Knie herauf fest umschließen, wo ein bunt verziertes Knieband sie begrenzt. Diese Gamaschen selbst sind an der äußeren Seite oft mit reichen Stickereien ausgeschmückt und ihr Werth steigt dadurch von 10 auf 50—100 Pesos. Im Knieband des rechten Beins steckt ein Dolch nach spanischer Weise. Die Füße sind mit Schnürstiefeln bekleidet und mit ungeheuren Sporen von Eisen oder Silber bewaffnet. Sogar das Spornleder zeigt mannichfachen klirrenden und glänzenden Metallschmuck. Den Kopf des Reiters deckt ein feiner, etwas seitwärts gesetzter, von Gold und Silberborten glänzender Filzhut. Der Sattel ist sehr groß, vorn und hinten hoch emporragend, mit Pelz besetzt und mit Silber beschlagen. An ihm ist hinten die früher erwähnte Anquera befestigt, die an den Seiten und hinten bis zum Kniegelenke des Pferdes hinabreicht, und am untern Rande ringsum dicht mit kleinen glockenförmigen Zierrathen aus Eisen und Silber besetzt ist. Zügel und übriges Lederwerk sind der Pracht des Sattels angemessen. Ueber dem Stirnriemen liegt ein breites gesticktes Band, welches der Reiter bei'm Aufsitzen dem Pferde über das linke Auge zieht, damit es nicht

ſcheue. Die Steigbügel ſind am häufigſten von Holz, jeder aus einem Stück geſchnitten, die Seiten drei bis vier Zoll breit und mit eingegrabenen Figuren verziert. Eiſerne und ſilberne ſind weit ſeltener. Ein Säbel mit ſilbernem Gefäß und ſilberbeſchlagener Scheide, der am Sattelknopfe hängt, eine ſeidene Schärpe und die ſogenannten armas de agua, Waffen gegen das Waſſer, vollenden den Aufzug des Reiters. Dieſe letzteren ſind Felle, welche bei gutem Wetter am Sattelknopf hängen, während ſie im Regen, über die Beine gebreitet, den Unterkörper des Reiters ſchützen. Man ſieht oft 2—300 Wagen und 6—800 Reiter beiſammen. Die einheimiſchen Kutſchen gleichen ganz jenen ungeheuren, ſchwerfälligen, aber glänzend lackirten und vergoldeten Staatskaroſſen, deren man ſich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Europa bediente. Sie ſind mit zwei Maulthieren beſpannt, deren alterthümliches Geſchirr oft reich mit Silber oder verſilbertem Meſſing beſchlagen iſt. Die Schweife der Maulthiere ſtecken in ſeltſam ausſehenden ledernen, ebenfalls ſtark mit ſilbernen und meſſingenen Buckeln verzierten Beuteln. Die Maulthiere ſelbſt ſind von ausgezeichneter Schönheit, die Reitpferde von der edelſten einheimiſchen Zucht. Dann und wann ſieht man auch modiſche, europäiſche, mit Pferden beſpannte Wagen. Die Kutſchen ziehen langſam in zwei einander begegnenden Zügen auf und ab. Die offenen Kutſchenfenſter laſſen die geſchmückten Damen mit Fächer und Cigarre ſchauen. Dazwiſchen grüßen die Reiter und laſſen die Pferde ihre Künſte machen. Nach mehrmaligem Auf- und Abfahren halten die Wagen, die Damen ſteigen aus, die Reiter verlaſſen ihre Pferde und nun bilden ſich plaudernde Gruppen, bis der erſte Schlag der Abendglocke ertönt. In dieſem Augenblicke tritt tiefe andächtige Stille ein, die Männer ziehen ihre Hüte ab und die ganze Verſammlung verharrt einige Minuten in leiſem Gebet, bis das feierliche Anſchlagen der Betglocke in leiſes Läuten übergeht. Dann begibt ſich Alles nach Hauſe. —

Als Nachkommen der Spanier lieben die Mericaner

die Stiergefechte und schon früher ist der Stierkämpfe bei'm Einfangen dieser Thiere als einer Vorschule zu diesem Schauspiel gedacht worden. Im Ganzen geht es dabei zu, wie in Spanien, doch scheint der Republik allein eigenthümlich das Errichten von Klettergerüsten auf dem Kampfplatz und ein Gauklerpaar, Mann und Weib, welche durch ihre Possen das zuschauende Publikum ergötzen. Die Klettergerüste sind eine Art Lauben von etwa 20 Fuß Höhe aus dünnem, grün angestrichenen Lattenwerk leicht zusammengefügt. Auf ihrem Gipfel sind mancherlei Preise geringen Werths: Strohhüte, baumwollene Tücher, Serapes, seidene Bänder, Sporen u. dergl. befestigt. Nachdem zwei bis drei Stiere auf die gewöhnliche Weise bekämpft und erlegt sind, und der folgende auf dem Kampfplatz durch das Zischen und Sprühen des von den Stierkämpfern ihm angehefteten Feuerwerks zur höchsten Wuth gereizt ist, wird plötzlich das Zeichen zur Plünderung der Laube gegeben. Augenblicklich stürzt ein Schwarm Männer aus der untersten Volksclasse mit über den Arm gehängtem Serape jubelnd auf den Platz, weicht dem wüthend auf sie losstürmenden Stier mit geschickten Seitensprüngen aus oder wirft ihm die Decke über den Kopf und entwischt so. Sie erklettern nun die Laube und balgen sich um die Preise. Indessen rennt der Stier gegen das Gerüst an, es bricht zusammen, zwanzig Balgende purzeln herunter, sind aber gleich wieder auf den Beinen und raufen sich fort. Lärmender Beifallruf der Zuschauer begleitet das Geschrei der Kämpfenden. Beschädigt wird dabei selten Jemand, so gefährlich das Ding auch aussieht. Statt der Laube wird zuweilen auch ein Kletterbaum errichtet. Während des Kriegs zwischen Mexico und Frankreich fand ein Thierkampf in der Hauptstadt Mexico statt, der durch eine eigenthümliche politische Wendung merkwürdig und für den mexicanischen Volkscharakter bezeichnend wurde. Am 29. April 1838 drängte sich das Volk auf dem Platz der Stiergefechte, um den Kampf zwischen einem mexicanischen Stier und einem bengalischen Tiger, welcher zur Menagerie zweier Ame-

ricaner gehörte, beizuwohnen. Das Amphitheater war gedrängt voll und die Logen mit reich- und geſchmackvoll gekleideten Frauen beſetzt. Der Präſident erſchien, ohne das mindeſte Aufſehen zu erregen und nur die Ehrenbezeugungen der Truppen und der kriegeriſche Marſch, den ihre Muſik anſtimmte, verkündigten die Ankunft des Hauptes der Republik. Die gewöhnliche Einrichtung des Schauplatzes war an dieſem Tage geändert, es erhob ſich auf ihm ein ungeheurer Käfig von Balken, von etwa 60 Fuß im Umfang. Zur Einleitung marterte man drei arme Stiere und einige Pferde zu Tode, dann aber erſchienen die Helden des Tages. Der Tiger, einer der größten, die man ſehen kann, betrat zuerſt den Kampfplatz und ſtreckte ſich ſtolz in ſeinem Käfig aus. Der Stier, der nach ihm hereintrabte, machte eine nichts weniger als kriegeriſche Bewegung, als er ihn erblickte. Der Kampf, der nun begann, wurde von den Zuſchauern mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgt, da ſie eine Art Gottesgericht darin ſahen. Sie betrachteten nämlich den einheimiſchen Stier als den Kämpfer des mexicaniſchen Volks und den aus der Ferne gebrachten Tiger als den Vertreter der Franzoſen.

Die Ausſichten des Kämpfers der Republik waren nichts weniger als glänzend. Schon vorher hatte man ihm, wie gewöhnlich, die Spitze der Hörner abgeſägt. Im Gefühl ſeiner Schwäche ſuchte er ſeinen furchtbaren Gegner durch einen ſchleunigen Rückzug zu meiden, dieſer aber, mit einem gewaltigen Sprung, vereitelte dieſen klugen Entſchluß und zwang ihn zum Kampf, indem er ſeine Zähne in ſein Fleiſch einſchlug. Zweimal gelang es dem Stier, den Krallen des Tigers ſich zu entziehen, dieſer aber kehrte immer wieder zurück. Der Schmerz entriß ein furchtbares Gebrüll dem friedlichen Bewohner der Weiden, den ſein Feind an dem Nacken gefaßt hatte und ſo am Boden feſt hielt. Das Blut rieſelte in Strömen herab, immer ſchwächer wurden ſeine Angſttöne und er ſchien zu erliegen. Ein allgemeiner Schrecken und tiefes Schweigen der Verſammlung begleitete die raſche

und wenig ruhmwürdige Niederlage des Streiters für's Vaterland. Schon eine halbe Stunde dauerte dieſe Marter und Alles ſchien verloren, als plötzlich der Stier mit der Wuth des Schmerzes aufſprang. Ein Hoffnungsſchimmer belebt die Zuſchauer, Alles ſteigt auf die Bänke und lehnt ſich vor aus den Logen. Der Stier ſteht zwar, aber trotz aller Anſtrengung gelingt es nicht, den Tiger, der mit ſeiner ganzen Laſt über ihm hängt, abzuſchütteln. Plötzlich ſtürzt der Stier mit einem gewaltigen Sprung auf den Käfig zu und drückt mit Kopf und Hörnern den Tiger gegen die Balken. Das wilde Thier, überraſcht, gequetſcht, läßt nun ſeine Beute fahren und fällt wie todt zu Boden. Ein Freudengeſchrei erhebt ſich unter den Zuſchauern, die Tücher wehen und die Muſik ſtimmt einen triumphirenden Marſch an. „Es lebe der Stier, es leben die Mexicaner, Tod den Franzoſen!“ ertönt es von allen Seiten.

Der Stier aber, als erfahrener Feldherr, verfolgt ſeinen Sieg und läßt zur Vergeltung den zu ſeinen Füßen hingeſtreckten Feind die Wucht ſeiner Füße und Hörner fühlen. Endlich geſättigt von ſeinem Sieg und ſelbſt von furchtbaren Wunden zerfleiſcht, überläßt er den Tiger ſeinem Schickſal und kehrt in ſeinen Käfig zurück, trotz des Geſchreies, das ihn aufmuntern ſollte, ſeinem Gegner den Garaus zu machen. „Stier heraus!“ tönte es nun von allen Seiten und wie ein ſchüchterner Schauſpieler wird er mit Schlingen hervorgezerrt, um den ſtürmiſchen Beifall dankbarer Zuſchauer in Empfang zu nehmen. Die Picadores und Matadores, welche ihn auf ihrem Gebiet erblicken, glauben den Augenblick gekommen, das zu vollenden, was der Tiger ſo ſchön begonnen hatte, aber ein bisher unbekanntes Gefühl der Großmuth, mächtiger als das Mitleid, ergreift die Zuſchauer. Eine nationale Idee knüpft ſich an das Leben des Stiers. „Es lebe der Stier, laßt ihn leben, fort mit den Stierkämpfern!“ heißt es von allen Seiten und, der erſte ſeines Geſchlechts, findet er Gnade in dieſem Raume. Die Dankbarkeit der Mexicaner dafür, daß er ihnen Gutes geweiſſagt, beſchränkte

ſich nicht auf die Schonung ſeines Lebens und Heilung ſeiner Wunden; man unterzeichnete ein Löſegeld, um ihn von dem Metzger, dem er gehörte, loszukaufen und der Regierung als Nationalgeſchenk zu bieten. Aber, o bitterer Schmerz! am Vorabend eines ruhigen gemächlichen Daſeins erlag dieſer Held, und der Tiger, Dank ſeiner zähen Natur, erholte ſich völlig. Vier Monate ſpäter war San Juan de Ulloa erobert und das franzöſiſche Ultimatum angenommen. So endigte die Geſchichte von dem mexicaniſchen Stier und dem franzöſiſchen Tiger.

Mehr noch als die Stiergefechte ſind die Hahnenkämpfe wie auch in Südſpanien*) ein weſentlicher Theil der Volksbeluſtigung. Aller Orten, ſelbſt in Indierdörfern, findet man einen Schauplatz dafür und häufig ſieht man auf öffentlichen Plätzen Leute aus den geringen Volksclaſſen ſolche Kämpfe aus dem Stegreif veranſtalten. Auf ihre Erziehung wird große Sorgfalt verwandt und es gibt faſt in jedem Dorfe Leute, die daraus ein eigenes Gewerbe machen. Die Hähne ſind gewöhnlich groß, ſtark und hochbeinig. Bei'm Kampfe werden ſie mit kleinen, ſehr ſcharfen und etwas gebogenen Klingen bewaffnet, die man feſt an den Stumpf des abgeſchnittenen Sporns bindet. Der Kampf iſt faſt immer ſehr ſchnell entſchieden und das Intereſſe beruht auf den leidenſchaftlichen Wetten, welche unter dem aus allen Ständen gemiſchten Publikum auf bedeutende Summen eingegangen werden. Die Unterhändler der Wetten ſind häufig zerlumpte Leute aus der unterſten Volksclaſſe, welche aber dennoch mit großer Sicherheit, Gewandtheit und Ehrlichkeit ihr Geſchäft betreiben, indem ſie den Betrag der Wetten in Empfang nehmen, auf einen dazu vorhandenen Tiſch legen und nach entſchiedenem Kampfe dem Gewinner gegen eine kleine Abgabe zuſtellen.

Dagegen ſind Pferderennen als öffentliche Luſtbarkeit nichts Volksthümliches, ſondern erſt in neuerer

*) Prinz Wilhelm Löwenſtein, Ausflug von Liſſabon nach Andaluſien und Marocco. 1846. S. 32 ff.

Zeit durch Engländer eingeführt worden und nur in der Hauptstadt üblich. Jedoch erleichterte die Güte der einheimischen Pferde, die Geschicklichkeit der mexicanischen Reiter und die Neigung des Volks zum Wetten und Wagen die Einführung dieser Lustbarkeit. Die Rennbahnen sind in Mexico selten über 1000—1500 Fuß lang, weil die dünne Luft der Hochebene nur wenige Pferde ein längeres Rennen ertragen läßt. Es geht daher bei diesen großen, vorbereiteten Wettläufen ganz nach englischer Sitte zu, während improvisirte Rennen zweier Reiter nach irgend einem im Augenblick erwählten Ziel schon längst Sitte waren.

Theater gab es vor der Revolution in Neuspanien nur in der Hauptstadt und in zwei oder drei andern größeren Städten; jetzt sind dieselben zahlreicher und viel besucht. Das vorzüglichste ist natürlich noch immer das der Hauptstadt, wo große italienische Opern mit europäischem Personal, aber auch Schauspiele, Trauer- und Lustspiele in der Landessprache und Ballette, theils durch europäische, theils durch einheimische Tänzer aufgeführt werden. An Sonn- und Festtagen pflegen zwei Vorstellungen, die erste Nachmittags gegen fünf Uhr, die andere um acht Uhr gegeben zu werden. Die Nachmittagsvorstellung wird vorzugsweise von den geringeren Volksclassen besucht. Alle diese verschiedenen Leistungen finden abwechselnd in einem und demselben Schauspielhause statt. Das Publikum zeigt sich dabei im Aeußern fast immer feierlich ernst, beinahe untheilnehmend, und kann nur durch eine beliebte Sängerin oder Tänzerin, oder auch durch politische Anspielungen zu lärmender Begeisterung aufgeregt werden. Das Tabakrauchen im Theater und zwar während der Aufführung selbst ist allgemeine Sitte. Besonders eigenthümlich erscheinen dabei die Damen, glänzend geschmückt, oft von Juwelen strahlend, in der Rechten den anmuthig bewegten Fächer, in der Linken die Cigarre haltend, und gemüthlich und langsam kleine bläuliche Dampfwolken von sich blasend. Puppentheater sieht man in Mexico nirgends; das Volk scheint für diese

Komik wenig Sinn zu haben, eher ſchon für Dioramen, naturhiſtoriſche Schauſtellungen, phyſikaliſche Verſuche und ähnliche Darſtellungen, die man, von Nordamericanern oder Europäern aufgeführt, zuweilen in größeren Städten ſieht.

Oeffentliche Bälle werden zuweilen zur Feier der politiſchen Jahresfeſte oder Staatsmännern zu Ehren gegeben. In den erſten Jahren der jungen Republik waren ſie ärmlich genug beſtellt. Eine Geige, eine Clarinette und einige Guitarren bildeten das Orcheſter, einige Talglichter die Beleuchtung. Die Herren erſchienen in Jacken, die Damen in altmodiſchen Kattunkleidern, und Käſe und cataloniſcher Branntwein dienten als Erfriſchungen. Seitdem hat ſich dieſes geändert, ſo daß dieſe Feſte an Glanz der Ausſtattung und Kleidung und durch rauſchende Militärmuſik den europäiſchen gleichſtehen, auffallend iſt nur die nachläſſige Nationaltracht der aufwartenden Diener und die an den offenen Thüren des Ballſaals ſich drängenden Zuſchauer aus den unterſten Ständen. Sie laſſen den anweſenden Europäer nicht vergeſſen, daß er ſich in Mexico befindet, wo hinter dem ſich immer mehr verbreitenden Firniß äußerlicher Sittigung immer noch eine der alten ſchlichten Volksſitten hervorzublicken pflegt. Uebrigens benehmen ſich dieſe Zuſchauer ſtets anſtändig und ſtören in keiner Weiſe das Vergnügen der Geſellſchaft.

Politiſche Feſte feiert die Republik Mexico nur zwei, den **Grito de Dolores**, d. h. den Aufruf des Pfarrers Hidalgo zum Aufſtand in dem Dorfe Dolores am 16. Sept. 1810 und den der Einführung der erſten Verfaſſung am 4. Oct. 1824. Sie werden beide nach dem allgemeinen Schema ſolcher Feſte am Vorabend mit Militärmuſik bei Fackelſchein auf dem großen Platze vor dem Nationalpalaſt, am Morgen des Tages ſelbſt mit Kanonenſchüſſen und Läuten, mit feierlichem muſikaliſchem Hochamt, großer Aufwartung bei dem Präſidenten, am Nachmittag mit mannichfachen Volksbeluſtigungen auf Staatskoſten und am Abend mit Feuerwerk und feſtlicher Erleuchtung der Stadt gefeiert.

Die öffentlichen Beluſtigungen der Kinder ſind immer der treueſte Spiegel des Lebens und Treibens der Erwachſenen und dürfen daher in keiner Schilderung des Volkslebens fehlen. Außer dem wohl bei aller Jugend üblichen Soldatenſpiel iſt für Mexico bezeichnend das Prozeſſionenſpiel mit kleinen Kreuzen und Fahnen, wobei die prieſterlichen Geſänge und Geberden mit naivem Ernſte nachgeahmt werden. Ebenſo häufig iſt das Stiergefecht, wobei ein Hund oder Ziegenbock die Rolle des Stiers übernehmen muß und nach Stierkämpferart möglichſt gereizt und gemartert wird. Einige dem Thiere angehängte Schwärmer machen den Jubel vollkommen. Der Biſſe und Stöße des gereizten Thieres dürfen die kleinen Kämpfer nicht achten, wenn ſie nicht von ihren Genoſſen und den Erwachſenen verſpottet werden wollen, welche zuſchauend und ermunternd um alle Kinderſpiele ſich zu verſammeln pflegen.

Das Heer hat in dem kurzen Staatsleben von Mexico die Hauptrolle geſpielt, ſein Beſtehen hängt innig mit dem Finanzzuſtand der Republik zuſammen und endlich iſt in dieſem Augenblick das Seyn des Staates auf dieſe Karte geſetzt, ſo daß eine ausführlichere Beſprechung des Kriegsweſens hier nicht zu umgehen iſt. Die Landmacht beſteht aus dem ſtehenden Heere und der Landwehr. Früher gab es noch eine Bürgermiliz oder Nationalgarde, dem deutſchen Landſturm entſprechend, welche Sache der einzelnen Bundesſtaaten war, die nach Gefallen entweder blos Fußvolk, oder auch Reiterei und Geſchützweſen halten konnten. Ihre Stärke ward nach der Zahl der männlichen Bevölkerung beſtimmt und betrug auf dem Papier 60—100,000 Mann, wovon 16—18,000 Reiter, war aber in dieſer Zahl keineswegs wirklich vorhanden. Ihr wirklicher Stand betrug nicht über 35,000 Mann mit 8400 Pferden. Dieſer Landſturm konnte nur in dringenden Fällen aufgerufen und nur mit Bewilligung des Generalcongreſſes außerhalb der Grenzen der betreffenden Staaten verwandt werden. 1834, nach dem Sturz der Bundesverfaſſung, wurde dieſe Bürgerwache

auf 2 vom 1000 der waffenfähigen Bevölkerung herabgesetzt, d. h. mit andern Worten aufgehoben.

Das stehende Heer ist zusammengesetzt aus dem Generalstab, einer Ingenieurbrigade, drei Brigaden Artillerie, worunter eine reitende, 12 Regimentern oder Bataillonen Fußvolk, 11 Compagnien Jäger zu Fuß, 2 Schwadronen Jäger zu Pferd, 12 Regimentern Linienreiterei (Dragoner), und 35 Compagnien leichter Grenzreiterei zur Beschützung der nördlichen Landstriche gegen die Einfälle wilder Indier. Wie in dem Mutterlande zeichnet auch in Mexico das Heer durch die Menge der höheren Anführer sich aus. Der Generalstab zählt 13 Generallieutenants, 18 Generalmajors, 18 Befehlshaber in den Militärabtheilungen, 18 Festungscommandanten und 10 Adjutanten, wovon 4 des Präsidenten.

Die Ingenieurabtheilung hat einen General, 4 Obersten, 49 Ober- und 44 Unteroffiziere und 12 Spielleute, also über hundert Offiziere und Nichtstreiter auf 132 Gemeine. In Friedenszeiten diente diese Waffe als statistisches und topographisches Amt und hat als solches für die Ortskenntniß des Landes Wichtiges geleistet.

Das Geschützwesen soll den Stand von 1767 Mann erreichen, war aber nie vollzählig und ist überhaupt sehr mangelhaft eingerichtet. Die in dem Freistaat vorhandenen Feld- und Festungsgeschütze werden angegeben auf 318 metallene und 456 eiserne Kanonen verschiedenen Kalibers, 35 metallene Feldschlangen, 17 Mörser und 13 Carronaden oder Steingeschütze. Keine Batterie hat gleichmäßige Stücke, und man findet hier noch Geschütze von ganz ungewöhnlicher Länge (Falkonetts). Die drei bisher erwähnten Waffen haben auch unter der Republik das Vorrecht erhalten, wie unter spanischer Herrschaft, wo sie zu den königlichen Haustruppen gehörten, Goldstickerei zu tragen.

Das Fußvolk trägt eine im höchsten Grade vernachlässigte Kleidung, welche in einer kurzen Jacke und einem formlosen Beinkleide besteht. Die Farbe ist blau mit rothem Besatz, das Lederzeug weiß, die Tschako's

ſind ſehr hoch, mit Zierrathen überladen und mit einem Federbuſch geſchmückt. Die Waffen kommen meiſt aus England. Die Leibwache des Präſidenten beſteht aus einer kleinen Abtheilung Grenadiere, die durch ihre ſchöne Haltung und reiche Kleidung vor den übrigen Truppen ſich auszeichnen. Jedes Bataillon unter einem Obriſt (den Grad des Majors kennt man nicht, da Regiment und Bataillon gleichbedeutend ſind), beſteht aus 6 Füſilier-, einer Grenadier- und einer leichten Compagnie, und jede dieſer 8 Compagnien wird von einem Hauptmann, einem Ober- und einem Unterlieutenant geführt. Die Geſammtſtärke eines Bataillons ſoll 1200 Mann betragen, ſie iſt aber ſelten ſelbſt in Kriegszeiten nur auf die Hälfte gebracht worden.

Bei der Reiterei hat das Linien-Regiment 4 Schwadronen oder 8 Compagnien, zuſammen 800 Mann, jede leichte Schwadron 500, was mit den Grenzreitern zuſammen eine angebliche Stärke von 14,000 Pferden ergibt, welche ebenfalls nie erreicht worden iſt. Die Linienreiter oder Dragoner tragen grün mit roth und metallene Helme mit Federſtutzen.

Die Landwehr ſoll aus 36,000 Mann beſtehen. Sie iſt vollkommen wie das ſtehende Heer eingetheilt und ausgerüſtet, für gewöhnlich aber beurlaubt, ſo daß nur 10,000 Mann im Frieden unter den Waffen ſtanden.

Eigentliche Feſtungen beſitzt Mexico nur fünf; Veracruz mit der Feſte S. Jean de Ulloa, S. Carlos de Perote, Acapulco, San Blas und Campeſche, welche außer Veracruz und Campeſche in argem Verfall ſind. Außerdem gibt es zahlreiche feſte Punkte (Preſidios) an der Küſte und an der Nordgrenze.

Die Haltung der Truppen iſt keineswegs kriegeriſch, und wenn einzelne Abtheilungen in dieſer Hinſicht ſich auszeichnen, ſo verdanken ſie es der Perſönlichkeit ihrer Führer und einer kleinen Anzahl alter Krieger aus der ſpaniſchen Zeit, die noch im Dienſte ſind. Ihr Hauptverdienſt iſt ihre Mäßigkeit; mit einer Handvoll Mais und ohne Schuhe legen dieſe Truppen mehrere Tage

hindurch täglich 12—15 Stunden zurück. Im Allgemeinen fehlt es ihnen nicht an persönlicher Tapferkeit, und unter andern Umständen würden sie gute Soldaten seyn. Auch mangeln nicht die Gesetze, um die Mannszucht aufrecht zu erhalten. So wird der Fahnenflüchtige das erstemal mit 100 Stockprügeln, das zweitemal mit Festungshaft bestraft. Aber der Leichtsinn und die Schlaffheit der Nation, die sich in allen Zweigen der Verwaltung aussprechen, machen, daß die Kriegsgesetze eben so wenig vollzogen werden, als die übrigen Strafgesetze.

Die Kosten des stehenden Heeres und der Landwehr betrugen 1825 fast 19 Millionen Piaster, also so viel als das ganze preußische Heer; 1835 nur 9 Millionen; seitdem aber ist diese Summe wieder bis auf 17 Millionen für das Jahr 1840 gestiegen.

Von diesen Summen ward nur ein verhältnißmäßig kaum nennenswerther Theil auf die unbedeutende Kriegsflotte verwendet. An sich schon ungeheuer, erscheinen sie noch weit mehr jedes Maaß überschreitend, wenn wir bedenken, daß die ganze damit unterhaltene Landmacht kaum jemals in der Wirklichkeit 25,000 Mann mit 9000 Pferden überstieg und das wahrhaft schreckenerregende Mißverhältniß betrachten, in welchem dieser Bedarf mit den übrigen Ausgaben und der ganzen Finanzlage des Staates steht.

Die sämmtlichen Einkünfte der Centralregierung betrugen 1825 nur 15, 1835 12, 1840 gegen 13 Millionen Piaster, so daß also in dem ersten und letzten Jahre sie um mehrere Millionen geringer war, als der Militärbedarf. Daher die ungeheure Schuldenlast, welche an auswärtiger, durch ihren hohen Zinsfuß von 5 und 6 Prozent schwer drückenden Staatsschuld, 36,000,000, an innerer 4,000,000 Piaster beträgt. Das Mißverhältniß wird dadurch noch gesteigert, daß über die Hälfte der Einkünfte Ertrag der Zölle ist, welche bei einem Krieg durch Blokade der Häfen fast ganz wegfallen. Fassen wir das Ergebniß des Vergleichs dieser Summen mit den auf Erhaltung der Heeresmacht verwandten zu-

ſammen mit der allbekannten Thatſache, daß ſeit 1820 alle Unruhen und gewaltſamen Regierungsveränderungen ohne Ausnahme im Heere gekeimt haben und aus ihm entſproſſen ſind, ſo werden wir die Behauptung gerechtfertigt finden, daß eben das Heer der Krebsſchaden iſt, welcher die ganze Wohlfahrt des ſonſt an Hülfsquellen jeder Art ſo überaus reichen Landes untergräbt und vernichtet. Und trotz dieſer Thatſachen erhält der ſchlecht gekleidete und genährte Soldat nicht einmal ſeinen Sold regelmäßig, ein Loos, das übrigens alle niedern Staatsbeamten mit ihnen theilen. Selten erhalten ſie baares Geld, gewöhnlich Schatzſcheine, die ſie mit ungeheuerm Verluſt an Wucherer zu verkaufen genöthigt ſind. Es iſt vorgekommen, daß ein Offizier ſein Guthaben von 580 Peſos für 58 Piaſter baar verkauft hat. Die Käufer warten den günſtigſten Augenblick ab und theilen dann ihren Gewinn mit den verderbten Verwaltungsbeamten, ohne daß die Regierung ſelbſt, welche durch dieſes Verfahren alles Zutrauen verliert, den mindeſten Vortheil davon hätte. Aber der ſchlimmſte Schaden des mexicaniſchen Heeres iſt der empörende Gebrauch, in Zeiten der Gefahr ſeine Reihen aus den Bewohnern der Gefängniſſe zu ergänzen, und der meuteriſche Geiſt, der in ſo vielen Soldatenaufſtänden ſich offenbart hat.

Die mexicaniſche Flotte iſt ſehr unbedeutend und beſteht nur aus 10 kleinen Fahrzeugen, aber ebenſowenig wie im Landheer fehlt es an hohen Offizieren, und es wandeln zahlreiche Commodore herum, genug für die furchtbarſte Marine.

Vierter Abſchnitt.

Die Städte.

Die Hauptſtadt des ganzen Staates und im Beſondern der Provinz Mexico von etwa 2 Millionen Einwohnern,

liegt in einem Thale, das 7470′ über dem Meeresſpiegel erhaben den Mittelpunkt der hohen Cordilleren von Anahuac einnimmt. Es hat eine halbrunde Form und iſt ganz von hohen Porphyrgebirgen eingeſchloſſen, über welche die Vulkane von Puebla, Popocatepetl und Iztakihuatl ihre ewig beſchneiten Häupter erheben. In der Mitte dieſes Keſſelthales liegen fünf Seen verſchiedener Größe und Waſſerhöhe, unter denen der See von Tezcuco einſt die Inſeln umfloß, auf denen das alte Tenochtitlan, die Hauptſtadt der Azteken, erbaut war, und an ſeinen jetzigen Ufern liegt genau an derſelben Stelle das heutige Merico, 14700′ vom Waſſerſpiegel entfernt. Der See iſt ſehr ſeicht und von flachen Ufern umgeben. Seitdem die Wälder von den Gebirgen um das Thal nach und nach großentheils verſchwunden ſind, ſich mithin nicht mehr ſo viel Feuchtigkeit auf ihnen entwickelt, welche die Flüſſe dem See zuführen können; ſeit endlich der große Entwäſſerungscanal angelegt worden, hat ſich der See immer weiter zurückgezogen. Früher war Merico Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, indem bei ſehr ſtarkem Regen einer der höher gelegenen Seen plötzlich ſein Ufer durchbrach und ſeine Waſſermaſſe in den See von Tezcuco ergoß. Noch unter den Spaniern hat die Stadt fünf Ueberſchwemmungen erlitten, 1553, 1589, 1604, 1607, 1629.

Schon die Azteken hatten, wie früher erwähnt, dieſen Ueberſchwemmungen durch Dämme abhelfen wollen und die Spanier waren in demſelben Sinne fortgefahren, ohne genügende Ergebniſſe zu erlangen. Die Ueberfluthung von 1607 war ſo allgemein geweſen, daß man an eine Verlegung der Stadt auf einen höheren Punkt oder an einen Canalbau dachte, um den hochgelegenen See von Zumpango niedriger zu legen. Der letzte Plan wurde angenommen und mit den Arbeiten im November 1609 begonnen. Fünfzehntauſend Indier vollendeten in elf Monaten einen anderthalb Stunden langen Graben von 11 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe durch den weichen Lehmboden, wodurch Anfangs Hülfe geſchafft wurde, während allmählig das Waſſer durch Losſpülen der Erde

den Canal verſtopfte. Auch ein theilweiſes Ausmauern half nichts und von Neuem ertheilte 1634 der Hof von Madrid den Befehl, die Stadt zu verlegen, den derſelbe aber zurücknahm, als man ihm meldete, der Werth der abzureißenden Gebäude betrage 40 Millionen Piaſter. Starke Erdbeben, welche an verſchiedenen Punkten den Boden des Thales aufriſſen, vertrieben endlich 1634 das Waſſer. Nun wurde wieder zu dem Mittel der Eindämmung geſchritten und in elf Monaten ein großer Deich, zur Abſperrung des Sees von Tezcuco von den höher gelegenen, von 20,000 Fuß Länge, 10—12′ Höhe und 30 Fuß Dicke aus Stein erbaut. Gleichzeitig fing man an, den Abzugsgraben in eine offene Waſſerleitung zu verwandeln, und nach mehr als 150jähriger oft unterbrochener oder ungeſchickt geleiteter Arbeit war im Jahr 1789 eins der größten Waſſerbauwerke des Erdkreiſes vollendet. Er hat eine Länge von 73,590 ſpan. Fuß oder faſt 6 Stunden; am höchſten Punkte der Hügelkette, welche er durchſchneidet, iſt er auf 2600 Fuß Länge von 148 bis 197 Fuß ſenkrecht tief und von einer Böſchung oben bis zur andern 280 bis 1000 Fuß weit. Auf einer Länge von 11,500 Fuß beträgt die ſenkrechte Tiefe 98—165 Fuß. Sein Quadratinhalt hat an manchen Strecken 19,000—32,000 Quadratfuß, und dieſes ungeheure Werk dient dazu, eine Waſſermaſſe abzuleiten, deren Durchſchnitt höchſtens 300 Quadratfuß beträgt. Um ſo mehr muß man bedauern, daß ein Rieſenwerk, bei deſſen Anblick man bezweifelt, daß dieſe ungeheuern Einſchnitte von Menſchenhänden ausgeführt ſeyen, für das ſolche Koſten und ſo viele Menſchenleben geopfert wurden, ganz unnöthig war und ſeinem Zwecke nicht entſpricht, denn nur ein Canal, welcher unmittelbar aus dem Tezcucoſee das Waſſer ableitet, kann gründlich helfen, da durch Verſumpfung deſſelben ſein Spiegel ſich fortwährend ſo erhöht, daß er gegenwärtig nur noch 10 Zoll niedriger ſteht, als das Pflaſter der durchaus ebenen Stadt, während dieſe Höhe vor 40 Jahren, als Humboldt ihn ſah, noch über 4 Fuß betrug.

Seit 1805 ist man mit der Anlegung dieses Abzugsgrabens beschäftigt, ohne daß die seitdem eingetretenen Bürgerkriege eine Vollendung dieser Arbeit gestattet hätten.

Die Stadt Mexico liegt genau auf derselben Stelle, wie das alte Tenochtitlan, und zwar so, daß ihre Hauptkirche gerade auf der Stelle des Haupttempels des aztekischen Kriegsgottes steht. Ehe wir zur Betrachtung derselben im Einzelnen übergehen, möge zuerst einiges Allgemeine über die mexicanische Bauart gesagt werden. Die Wohnungen der begüterten Einwohner sind sämmtlich von Stein. Ihre Bauweise ist mehr gediegen als prächtig und geschmackvoll. Die Häuser sind niedrig, haben platte Dächer, welche von Attiken oder durchbrochenen Brustwehren umgeben sind und zahlreiche Altane von eisernen Stäben. Sie sind mit weißem Kalk beworfen, oder mit grellen Wasserfarben angestrichen. Die wenigsten mehrstöckigen Häuser haben Fenster im Erdgeschoß, welches gewöhnlich zu Waarenlagern eingerichtet ist, die durch die unmittelbar nach der Straße führenden, stets offenstehenden Thüren ihr Licht erhalten. Das Hauptthor größerer Häuser führt mittels einer Durchfahrt zunächst in einen viereckigen Hof (Patio), der häufig mit Bäumen und Blumen geziert ist. Um diesen Hof läuft in jedem Stockwerk ein Säulengang, ebenfalls gewöhnlich mit Blumen geschmückt, auf welchen die Zimmer sich öffnen und zu dem die breiten steinernen Treppen hinaufführen. Die Tiefe der Häuser ist so gering, daß nie zwei Zimmer neben einander liegen; diese sind 15—20 Fuß hoch und haben nur an einer Seite Fenster, welche bis zum Fußboden herabgehen. Wir finden also hier, durch ähnliches Klima bedingt, die gleiche Hauseinrichtung, wie wir sie in Pompeji sehen, das Haus nach der Straße zu fest abgeschlossen und seine Augen dem Innern des verzierten Hofes zuwendend. Die Wände der Zimmer sind geweißt oder gemalt; Tapeten sind erst durch Fremde eingeführt, die Fußböden von Stein.

Das Hausgeräthe, wie in allen südlichen Ländern, wo die Wohnung nur ein Nothbehelf, ist nach unsern

Begriffen zu einfach und unbequem, der Ausstattung der Zimmer nicht entsprechend und ohne Uebereinstimmung: ein kleiner trüber Spiegel in einem Rahmen aus getriebenem Silber, oder eine prächtige Wanduhr in einem kahlen Zimmer voll Rohrstühle. Besseres Hausgeräth kommt aus Nordamerica und Frankreich; statt der Fußteppiche sind Bastmatten im Gebrauch. Die Betten sind sehr breit, die Matrazen fest gestopft mit einer Schmarotzerpflanze (Tillandsia usneoides), welche durch gehörige Zubereitung dem Roßhaar ähnlich wird; das Bett ist mit den nöthigen Schutzmitteln gegen Stechfliegen und Scorpione umgeben. Die Holzarbeit an Thüren und Fenstern ist äußerst schwerfällig und plump, und gewöhnlich, selbst in den besten Häusern, fehlt diesen Gegenständen der Anstrich. Ebenso plump sind die Schlösser und sonstigen Beschläge, und ungeheure hohle Stubenschlüssel von 8 Zoll Länge und zwei Pfund Gewicht sind ganz allgemein. Weder Thüren noch Fensterflügel und Läden können ausgehängt werden, und letztere beide öffnen stets nach innen.

Merico, im Jahre 1524 durch Cortez gegründet, bildet ein fast gleichseitiges Viereck von etwa 10,000 Fuß Länge, dessen im Winkel sich schneidende Straßen nach den Weltgegenden gerichtet sind. Nur in den Vorstädten gibt es hie und da anders laufende, nirgends aber eigentlich krumme Straßen. Die Straßen sind sehr breit, schnurgerade und bei einer Länge von 6000—9000 Fuß so vollkommen eben, daß sie das Auge mit einem einzigen Blick überfliegt und ausruht auf den düsteren Gebirgen, welche das Thal von Merico rings umgeben und in der dünnen und klaren Luft so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört die Calle de los Plateros (der Silberschmiede), wo fast lauter Juweliere und Goldschmiede wohnen, deren Läden ungeheure Reichthümer bieten. Die jetzige Calle de Tacuba, (Tacubastraße), eine der längsten der Stadt, ist dieselbe, durch welche Cortez in der „Schreckensnacht" seinen Rück-

zug antrat. Hier wohnen faſt alle die Kaufleute, welche mit Stahl- und Kupferwaaren handeln. Dieſes Beiſammenwohnen der Handwerker und Kaufleute derſelben Beſchäftigung iſt ebenfalls eine morgenländiſche und ſpaniſche Sitte, welche durch die Spanier auch in Neapel eingeführt worden iſt.

Kaum dürfte es irgend eine andere Stadt auf der Erde geben, welche hinſichtlich der Ebene des Bodens, der Regelmäßigkeit und Breite der Straßen und der Großartigkeit der öffentlichen Plätze den Vergleich mit Mexico aushielte. Das Straßenpflaſter aber iſt eher ſchlecht als gut, und die Straßencanäle, weil ſie wegen des hohen Waſſerſtandes im See zu wenig Fall haben, bei ſtarkem Regen zur Ableitung des Waſſers ungenügend. Dann werden die Straßen überſchwemmt, während bei trocknem und warmem Wetter der in den Canälen angehäufte Schlamm üble Dünſte aushaucht. Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, ſelbſt elend, ſind die Vorſtädte. Die Straßen ſind eng, ſchmutzig und häufig ungepflaſtert, die Häuſer rohe Lehmhütten, von zerlumptem, wildausſehendem Volk bewohnt. Sie ſind wahre Höhlen des Laſters und Verbrechens, und ſelbſt bei Tage ſind dieſe Straßen nicht ohne Gefahr zu betreten. Polizeiſoldaten, mit kurzen Lanzen bewaffnet, durchreiten die Vorſtädte bei Tag und Nacht.

Den umfaſſendſten Ueberblick über die Stadt genießt man von den Thürmen der Cathedrale. Lange, volkreiche Straßen dehnen nach allen Richtungen ſich aus. Raſch überfliegt das Auge die terraſſenförmig bald niedriger, bald höher ſich erhebenden Dächer der Häuſer, die nicht entſtellt ſind durch unförmliche Schornſteine, deren Dampf die Luft verfinſtert. Hell und glänzend liegen ſie da im glühenden Sonnenſchein des Südens. Hie und da erblickt man ein Dach, beſetzt mit Blumentöpfen und Kübeln voll blühender Sträuche, unter denen nach altſpaniſcher Sitte am Abend der Klang der Guitarre ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl (105) erheben ſich allenthalben weit hinausragend über die plat-

ten Dächer, aber nur ein einziges Giebeldach bemerkt man, das einer alten Kirche. Ueber die Stadt hinaus erblickt man die große Ebene mit den von der Stadt weit sich hinziehenden Baumgängen und Landstraßen, mit ihren spiegelglatten in der Sonne blitzenden Seen, von Deichen durchschnitten, mit ihren freundlichen Dörfern, Meiereien und Landhäusern, und einsamen kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düstern wolkenumlagerten Gebirgen, über welche die hohen, schneeglänzenden Häupter der Vulkane von Popocatepetl und Iztakihuatl hinausragen. Der ausgedehnteste unter den öffentlichen Plätzen Mexico's und vielleicht der Welt ist der an der Cathedrale von 1153 Fuß Länge und 768 Fuß Breite, nördlich von der im reinsten antiken Styl erbauten Hauptkirche, östlich von dem Nationalpalast begrenzt und ringsum von schönen Gebäuden, die mit Säulenhallen geschmückt sind, umgeben. Ehemals zierte diesen Platz die Reiterstatue Carls IV. von Spanien, das einzige größere Werk eines einheimischen Künstlers, von Tolsa gegossen. Sie erhob sich auf einem marmornen Fußgestell in der Mitte eines herrlich mit Porphyrplatten gepflasterten Raums, umgeben von einem mit vergoldetem Erz gezierten Eisengeländer. Jetzt wird das Standbild im Hofe des Universitätsgebäudes aufbewahrt, das Gitterwerk und die Porphyrplatten sind hinweggenommen und der Platz, wo diese einst lagen, ist mit kleinen Steinen schlecht gepflastert.

Ein reges Leben und Treiben bewegt sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht unter den Säulengängen um den Platz. Kaufläden, Speise-, Wein- und Caffeehäuser befinden sich unter diesen Hallen; kleine Krämer in kurzen Waaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielsachen, Obst und andern Gegenständen haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugschriften drängen sich schreiend durch die beständig auf- und abwogende Menge. In zerrissene Mäntel und Decken gewickelt lehnt das Volk der Leperos oder Eckensteher und Bettler an den Pfeilern, den Vorübergehenden anbettelnd oder bestehlend. Der Hammer der öffentlichen Versteige-

rung ertönt aus einem langen dazu bestimmten Saale bei offenen Thüren, während gegenüber vor einem Heiligenbild fromme Frauen knieen, in Gebet versunken und nicht achtend des sie umtobenden Lärmens.

Das Straßenleben beginnt am frühen Morgen, indem die Indier mit Lebensmitteln aller Art in die Stadt kommen und diese Waare in ihrer aztekischen Muttersprache ausrufen. Gleichzeitig kommen die Wasserträger, durch welche die Haushaltungen der Wohlhabenden mit Trinkwasser versehen werden. Sie tragen ihre flüssige Waare in großen runden Thonflaschen über die Brust und den Rücken gehängt. Um 9 Uhr Morgens haben sie ihr Geschäft schon beendet und den Gewinn des Tages eingethan, so daß sie die übrige Zeit meist müßig hinbringen. Südeuropäisch ist auch der Stand der öffentlichen Schreiber, hier sehr wohlklingend Evangelistas genannt, welche mit gleicher Fertigkeit einen Liebesbrief, eine Bittschrift, eine Rechnung oder gerichtliche Klageschrift verfassen, und durch Uebung ein großes Talent besitzen, die verworrensten, oft kaum halb ausgesprochenen Gedanken und Andeutungen zu einem verständlichen und gefälligen Aufsatze zusammenzustellen.

Am Abend ist das Leben in den mit Oel gut erleuchteten Straßen weit vornehmer. Unter den Lauben am großen Platz sitzt die schöne Welt, bei Eisbecher und Cigarre plaudernd, die Fremden lustwandeln hier, und in den glänzenden Läden machen die Damen um diese Zeit ihre Einkäufe. Auffallend ist dem Fremden, welcher Abends oder Nachts in den Straßen Merico's wandelt, das Gebell der Hunde von den Dächern herab. Diese Hauswächter werden dahinauf gesperrt, weil eben wegen der platten Dächer den Dieben das Eindringen in die Häuser leichter wird, als von der Straße durch die wohlverwahrten Hausthüren oder die fensterlosen Wände des Erdgeschosses.

Merico zählt außer der Cathedrale 14 Pfarrkirchen, 25 Mönchs- und 20 Nonnenklöster auf etwa 220,000 Einwohner, und eine große Menge anderer geistlicher An-

ſtalten und Stiftungen, wohin auch der 1537 erbaute Inquiſitionspalaſt gehört. Alle dieſe Klöſter, mit Ausnahme der der Jeſuiten, beſtehen noch, wenn ſie gleich theilweiſe nur ſehr wenige Inſaſſen haben. Mehrere derſelben gleichen kleinen Dörfern und umſchließen mit ihren Mauern außer dem Hauptkloſter und der Hauptkirche noch andere kleinere Kirchen und Brüderſchaften. Die Nachfolger der Apoſtel unſeres Herrn, der da ſprach: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," haben es ſehr gut verſtanden, in der Hauptſtadt dieſes weiten Landes ein eigenes weltliches Reich für ſich zu gründen.

Die Hauptkirche, aus drei Stockwerken beſtehend, welche, wie bei'm Coliſſeum, die doriſche, joniſche und corinthiſche Säulenordnung über einander zeigen, mit einer Kuppel über der Mitte und zwei, erſt 1791 vollendeten Thürmen zur Seite des Haupteingangs, beſteht aus fünf Schiffen und iſt auf's reichſte mit edlen Steinen, vergoldetem Erz und den ſchwerſten und koſtbarſten Altargefäßen aus Gold und Silber, wie von Spaniern und in Mexico zu erwarten, ausgeſchmückt, weniger mit eigentlichen Kunſtwerken geziert. Da iſt allein ein Ciborium, das eine Viertelmillion, ein Armleuchter, der 180,000 fl. koſtete, aber die Armen- und Krankenanſtalten, welche der edle Cortez ſtiftete, ſind großentheils aus Geldmangel eingegangen und für Volksunterricht iſt noch gar nichts geſchehen. Für höheren Unterricht gibt es in der Hauptſtadt mancherlei Anſtalten, deren Gebäude aber meiſt lobenswerther ſind, als ihre Leiſtungen. Das Univerſitätsgebäude umſchließt vielerlei Sammlungen, von denen die ethnographiſchen, welche ſich auf das alte Aztekenreich beziehen, die merkwürdigſten ſind. Man findet hier das Original der berühmten Bilderſchrift über die Wanderungen der Azteken vor ihrer Niederlaſſung in Anahuac, ein Bruchſtück des urſprünglichen Plans von Tenochtitlan, den Montezuma für Cortez anfertigen ließ, viele andere Bilderſchriften, worunter Copien der Berichte, welche Montezuma's Kundſchafter ihrem Herrn über den Einzug der Spanier in Tlascala abſtatteten, und deren

Urschriften an diesem Orte aufbewahrt werden und mehrere Mappen voll Zeichnungen altindischer Bauwerke. Diese sind durch die von Carl IV. zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ernannte Commission zur Erforschung mexicanischer Alterthümer zusammengebracht worden. Ferner gibt es hier eine Sammlung von Gegenständen altindischer Bildkunst, Waffen, Hausgeräthe, Götzen in Quarz, Basalt, Hornblende, Jaspis und Thon, sehr schön polirte, einen halben Zoll dicke Platten, am Rande mit einem Loch zum Aufhängen versehen, welche zu Spiegeln dienten, einige Exemplare von ganz dünnen, fein geglätteten Masken aus Obsidian, Streitärte u. s. w., ferner Grubenmodelle und Prachtstücke von Erzstufen aus einzelnen Bergwerken. Dagegen fehlt, was so leicht zu verschaffen, so schön und wichtig wäre, in der unbedeutenden zoologischen Sammlung eine Fauna von Mexico.

In einer der Säulenhallen, welche den Hof umgeben, ist eine Sammlung größerer mexicanischer Alterthümer, Haus- und Jagdgeräthschaften unordentlich und wenig geschützt aufgestellt. Die Universität ward 1551 gegründet und besteht aus vier Facultäten, unter denen die theologische mit zehn Professoren das Uebergewicht über alle andern, besonders über die medizinische mit drei Professoren behauptet. Im Ganzen sind 22 Professoren und außerdem ein Canzler, Vicekanzler, Ceremonienmeister, Syndicus, Schatzmeister, Secretär u. s. w. angestellt, die Zahl der Studenten an der verfallenden Hochschule erreicht aber nicht einmal 200, auf 9 Millionen Menschen!

Die Kunstakademie ward unter der Regierung Carls III. von Mexicanern gestiftet und in einem großen Gebäude untergebracht. Vor der Revolution hatte sie 25,000 Pesos Einkünfte, wovon die spanische Regierung 12,000 gab. Während des Bürgerkriegs blieb sie bis 1824 geschlossen; seitdem sind ihre Einkünfte unbestimmt. Auch diese Akademie hat gleich der Hochschule außer den 8 Lehrern noch ein großes Personal; der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt, aber der Schüler sind wenige und die Gehalte werden schlecht bezahlt, und nur wenige Lehrer

verſtehen ſich dazu, unbeſoldet ihren Unterricht zu ertheilen. Die Akademie beſitzt eine Sammlung von Gipsabgüſſen nach den größten Meiſterwerken der Alten, welche den König von Spanien über 40,000 Peſos koſtete. Es iſt ſtaunenswerth, wie es möglich war, dieſe Sammlung, unter der ſich z. B. die große Laokoongruppe befindet, von der Küſte her auf Saumthieren über die ſteilen Gebirge zu bringen.

Das Gebäude der Bergſchule kann man für das ſchönſte der Hauptſtadt erklären. Es wurde zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch den Baumeiſter Tolſa auf Koſten der Bergleute mit einem Aufwand von $1^1/_2$ Mill. fl. erbaut. Das Gebäude iſt zweiſtöckig, die Hauptſeite in doriſchem Styl gehalten und von einer Gediegenheit und einfachen Pracht, wie man ſie nur ſelten an ähnlichen Gebäuden findet. Das Material iſt hellgrauer Porphyr. Doriſche, geriefte Säulen ohne Fuß zieren den Eingang und auch der innere Hof iſt mit Säulengängen (Lauben) umgeben. Die Treppe iſt von geſchliffenem Porphyr, der Hauptſaal mit Deckengemälden geſchmückt. Die Stockwerke ſind gegen 30 Fuß hoch, ſo daß die Bergſchule eins der höchſten Gebäude Mexico's iſt. Ueber das platte, von eiſerner Bruſtwehr umgebene Dach erhebt ſich ein kleiner, als Sternwarte dienender Thurm. Wie die meiſten Gebäude Mexico's iſt auch dieſes des lockern Bodens wegen auf einem Pfahlroſte erbaut. Dieſer war aber leider fehlerhaft zuſammengefügt und bald nach ſeiner Vollendung neigte es ſich auf die linke Seite, ſo daß der Fußboden auf dieſer Seite unter die Erde verſank, die Wände barſten und die Thüren nicht mehr ſchloſſen. Die ſchöne Kuppel, welche als Laterne über der Treppe ſtand, bekam ſolche Sprünge, daß ſie herabgenommen und durch eine hölzerne erſetzt werden mußte. 120,000 Piaſter koſtete die Herſtellung des Baues. Unter allen Unterrichtsanſtalten der Hauptſtadt hat die Bergakademie am wenigſten durch die übeln Einflüſſe des Bürgerkriegs gelitten. Ihre Einkünfte betragen immer noch 25,000 Peſos, ihr Lehrerperſonal beſteht aus ſieben

ordentlichen und drei außerordentlichen Professoren. Außer diesen drei wichtigsten wissenschaftlichen Instituten gibt es in der Hauptstadt noch folgende höhere Lehranstalten.

Collegio de San Ildefonso, 1573 gestiftet, eine höhere Klosterschule für lateinische Sprache, Theologie, Jurisprudenz und sogenannte Philosophie, mit 10 Lehrern und etwa 100 Studenten.

Ein Priesterseminar mit 12 Lehrern und 300 Schülern.

Die Schule der Rechtsgelehrsamkeit, zu Ende des vorigen Jahrhunderts gestiftet, 1831 wieder hergestellt und jetzt von dem Anwaltverein der Hauptstadt geleitet.

Collegium des h. Johann von Lateran, alte spanische Stiftung, aber mehr mit der Zeit fortgeschritten, als ähnliche Anstalten der Hauptstadt, und mit tüchtigen Lehrern besetzt. Von den sechs Lehrstühlen sind vier für Philosophie und schöne Wissenschaften, einer für Physik und Mathematik, einer für Rechtskunde bestimmt. Außerdem gibt es noch zwei Elementarclassen.

Liceo Mexicano, 1829, eine tüchtige Anstalt in der Art der Realschulen.

Zwei Klosterschulen: San Gregorio und San Domingo, alten Zuschnitts.

Schule der Chirurgie, 1767 gestiftet, mit drei Lehrern für Zergliederungs- und Wundarzneikunst.

Die botanische Lehranstalt, 1787 gestiftet, mit den botanischen Gärten bei'm Nationalpalast und zu Chapultepec.

Der Garten bei'm Nationalpalast ist klein, in spanisch-maurischer Weise angelegt, mit einem kleinen, zur Bewässerung dienenden Springbrunnen in der Mitte, von welchem strahlenförmig verschiedene gerade, mit Steinplatten belegte Wege auslaufen, mit mehrfachen Reihen großer Blumentöpfe besetzt und vom reichen Laubwerk der Schlingpflanzen überwölbt. Der Springbrunnen erhält die Luft in dem von hohen Mauern eingeschlossenen Gärtchen beständig kühl und man ergeht sich an heißen Tagen gern in seinen schattigen Gängen. Chapultepec war schon Lustschloß und Park der aztekischen Könige, und ist etwa eine Stunde von der Hauptstadt gelegen. Auch hier ist der

terraſſenförmige Garten in ähnlicher ſpaniſch-mauriſcher Weiſe angelegt. Man ſieht hier einige uralte Cypreſſen, welche wahrſcheinlich ſchon zu Montezuma's Zeiten ſtattliche Bäume waren. Ihre Stämme meſſen 30—40 Fuß im Umfang bei verhältnißmäßiger Höhe.

Bekanntlich gehörte es zu der finſtern, eigenſüchtigen Politik, mit welcher Spanien ſeine Colonien behandelte, das Volk ſyſtematiſch in möglichſt vollſtändiger Unwiſſenheit zu erhalten. So waren denn auch die wenigen, bald nach der Eroberung von wohlmeinenden Privatperſonen in der Hauptſtadt gegründeten Volksſchulen im Laufe der Zeit eher ſchlechter, als beſſer geworden und das geſammte öffentliche Elementarſchulweſen beſchränkte ſich auf einige Kloſter- und Kirchſpielſchulen, in welchen faſt nichts gelehrt wurde, als eine oberflächliche, durchaus mechaniſche Kunde der erſten Glaubenslehren und äußeren Gebräuche des Katholizismus, Moral und anſtändiges Betragen. Leſen, Schreiben und Rechnen gehörten ſchon zu den höheren Lehrgegenſtänden und bildeten gewöhnlich die erſte Stufe des Unterrichts für künftige Gelehrte. Mädchenunterricht war für das Volk gar nicht vorhanden; nur für Wohlhabendere gab es einige Koſtſchulen in Nonnenklöſtern. Nach der Revolution, von der man ſagen kann, daß ſie ſchädlich für den höheren Unterricht und heilſam für das Volksſchulweſen gewirkt hat, bildeten ſich zwei Geſellſchaften, 1826 und 1827, die eine für Elementarſchulweſen im Allgemeinen, die andere für den wechſelſeitigen Unterricht. Eine Lancaſter'ſche Schule wurde 1831 eröffnet und zählt jetzt 300 Zöglinge. Der Unterricht iſt unentgeldlich, indem alle Koſten von der Geſellſchaft mit Regierungsunterſtützung von 3000 Peſos getragen werden. Jedes Mitglied gibt 24, die Stadtbehörde der reichen Hauptſtadt nur 124 Peſos jährlich! Von den übrigen Elementarſchulen der Hauptſtadt läßt ſich wenig Gutes ſagen Es beſtehen deren vier für Knaben, drei für Mädchen und eine Menge Privatunternehmen. Ein Zwangsgeſetz zum Schulbeſuch gibt es nicht und ebenſowenig einen allgemeinen, die Schulen verſchiedenen Grades

verbindenden Studienplan. In den ältern Schulen herrscht noch finstere mönchische Zucht mit Ruthe und Stock, in den neueren viel Oberflächlichkeit und Vielwisserei mit dem Flitterstaat öffentlicher Prüfungen herausgeputzt.

Die vorzüglichsten wohlthätigen Anstalten der Hauptstadt sind folgende: Hospital de Jesus de los Naturales, ein schönes viereckiges Gebäude mit luftigen Zimmern und durchaus zweckmäßiger Einrichtung wurde von Cortez zur Aufnahme indischer Kinder und Greise gestiftet, ist aber aus Mangel an Unterstützung eingegangen. Man zeigt hier mehrere Reliquien des Helden, so die Fahne, unter welcher er in dem Aztekenreiche eindrang, welche sonst jährlich am Tag des heil. Hippolyt, wo er Mexico eroberte, in feierlichem Umzug durch die Straßen getragen wurde. In der Capelle steht seine Erzbüste, das einzige Denkmal, das dem großen Manne jemals errichtet worden ist. Auch die Einkünfte des Armenhauses, das auch die Waisenkinder beherbergt, haben sehr abgenommen, doch erhält es sich durch die Arbeit seiner Insassen. Es ist ein großes, zweckmäßiges Gebäude und steht unter der besonderen Aufsicht eines eignen Wohlthätigkeitsvereines.

Früher gab es acht Kranken- und Irrenhäuser, von denen aber vier während und nach der Revolution eingingen, während die vier andern nebst dem Findelhaus ziemlich kümmerlich noch fortbestehen. Ihre Einkünfte wurden zersplittert oder zur Zeit dringender Bedürfnisse in Beschlag genommen und später festgehalten, während da, wo einem Krankenhaus etwa noch einiges Vermögen geblieben ist, die geistliche Behörde sich weigert, es herauszugeben, da sie es bei anderweitiger Verringerung ihrer Einkünfte gar wohl gebrauchen kann. So mußte die Stadtbehörde durch jährlichen Zuschuß von etwa 100,000 Pesos vier: das allgemeine Krankenhaus mit der Abtheilung für männliche Wahnsinnige, das weibliche Irrenhaus, das Krankenhaus der barmherzigen Brüder und das für Hautkrankheiten, unterhalten.

Der Nationalpalast am großen Platz ist ein

äußerſt weitläufiges zweiſtöckiges Gebäude mit vielen Höfen. Es enthält die großen Sitzungsſäle der Senatoren und Abgeordneten, die Wohnungen des Präſidenten und deſſen Stellvertreters, den oberſten Gerichtshof und viele andere Aemter, die Buchdruckerei der Regierung, das Archiv, eine Hauptwache, Caſernen für die Artillerie und Gefängniſſe.

Das Theater iſt ſehr umfangreich, da auch die Schauſpieler hier wohnen und verſchiedene Wein- und Caffeehäuſer ſich darin befinden. Die Logen haben eine nur anderthalb Fuß hohe Brüſtung, es iſt gut gemalt und glänzend erleuchtet, und faßt 2500 Menſchen. Die Oper wird jährlich mit 20,000 Piaſtern von der Regierung unterſtützt.

Neben dem Theater dienen die Spaziergänge hauptſächlich den Mexicanern zur Erholung. Einer davon iſt der Paséo de la Viga am Canale von Chalco. Er iſt nichts, als eine etwa 40 Fuß breite, einige Fuß hoch aufgeworfene Straße mit vier Reihen von Bäumen bepflanzt. Der breitere Raum zwiſchen den beiden Mittelreihen iſt für Reiter und Wagen, die ſchmäleren Gänge ſind für Fußgänger beſtimmt. Das Ganze könnte recht hübſch ſein, wenn es beſſer im Stande gehalten wäre. Die Mexicaner beſuchen dieſen Spaziergang nur in den Monaten März bis Mai an den Nachmittagen und Jeder, der auf Ehre hält, muß ſich hüten, dieſen Vergnügungsort zu irgend einer andern Zeit, als der Gebrauch vorſchreibt, zu beſuchen, denn nirgends vielleicht klebt man ſo bis zur Lächerlichkeit an dem, was Herkommen und Mode erheiſchen, als in Mexico. In der Nähe dieſes Spaziergangs ſieht man einige wenige Exemplare im Kleinen von den berühmten Chinampas oder ſchwimmenden Gärten. Dieſen Namen führen ſie aber ſehr uneigentlich, ſeit die wirklich ſchwimmenden Gärten, wie ſie ſchon die alten Azteken hatten und wie ſie noch Humboldt zu Anfang dieſes Jahrhunderts auf dem See von Chalco ſah, ganz verſchwunden ſind. Die heutigen ſind richtiger als künſtliche Inſeln zu bezeichnen, welche von 400 —500

Fuß Länge und dreißig Fuß Breite in dem See aus Erde, Schlamm und Wassergewächsen aufgethürmt werden, und in üppiger Fruchtbarkeit Blumen und Gartenfrüchte tragen.

Der Hauptvergnügungsplatz, Alameda, ist ein etwa zwanzig Morgen großer, länglich viereckiger, mit niedrigen Mauern umgebener Platz am westlichen Ende der Stadt. Sechs verschließbare Thore bilden die Zugänge. Breite, gerade, theilweise mit Steinplatten belegte Wege ziehen sich über den Platz hin, sind mit Bäumen besetzt und bilden an den Kreuzungspunkten runde Plätze mit Springbrunnen, auch fehlt es nicht an Bänken. Rings um den Platz an der innern Seite der Mauer hin zieht sich die Bahn für Reiter und Wagen; der innere Raum ist ausschließlich den Fußgängern vorbehalten. Die Thore werden bei Nacht verschlossen. An der Nordseite des Alameda zieht sich eine der beiden großen Wasserleitungen vorbei, durch welche die Stadt ihr Trinkwasser erhält. Da man wegen des Sumpfbodens keine trinkbaren Brunnen graben kann, so hatten schon die Alten zwei Wasserleitungen mit Thonröhren angelegt, welche bei der Belagerung zerstört wurden. Später wurde die eine, die von Chapultepec, welche 10,826 Fuß lang ist und auf 904 steinernen Bogen ruht, wieder hergestellt und eine andere nach Santa Fé von 33,460 Fuß Länge erbaut, welche auf dem dritten Theil ihrer Länge ebenfalls Bogengänge bildet.

Ein dritter Spazierplatz für die Zeit von Pfingsten bis Herbst zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags ist der Paseo nuevo oder Paseo de Bucareli. Er zieht sich nach dem Schlosse von Chapultepec und gränzt dort an den Paseo de Asanza. Auch der „neue Spazierweg" ist um einige Fuß über den umliegenden sumpfigen Boden erhöht und mit vier Reihen junger Bäume bepflanzt. Der Paseo de Asanza ist ein einfacher Baumgang. Auf zwei Rundplätzen stehen Springbrunnen. Der ältere ist nicht ohne Geschmack, der neuere erst am

16. Sept. 1830 zur Jahresfeier des Hidalgo'schen Aufstandes enthüllt und zum erstenmale angelassen, würde sehr geschmackvoll genannt werden können, wäre er nicht entstellt durch unförmliche Statuen aus Stein in gezwungenen, lächerlichen Stellungen. Oben auf einer Art offenen, in der Mitte eines großen, geschmackvollen Beckens sich erhebenden, recht hübsch gedachten und ausgeführten Tempelchens, dem eigentlichen Brunnen, thront nämlich Frau America, die freie, eine dicke, niederländische Figur, bewaffnet mit Köcher, Bogen und Lanze. Ihr zu Füßen liegen, niedergeschmettert von ihrer starken Hand, und köpflings übergestürzt, die Tyrannei, der Aberglaube, die Zwietracht und der Neid, welche, besonders die beiden mittleren, in Mexico keineswegs gestürzt sind, vielmehr herrschen. Dazwischen liegen Sphinxe, Löwen, Adler, zerbrochene Ketten, Scepter, Kronen u. dgl., großentheils vergoldet. Die sämmtlichen Figuren sind lebensgroß, übel gedacht und schülerhaft ausgeführt und haben kleine Röhrchen im Munde, aus welchen die Wasserstrahlen hervorspringen, deren Spiel im Sonnenschein sich recht hübsch macht. Die Mexicaner sind sehr stolz auf dies einheimische Kunstwerk.

Die der Hauptstadt an Größe zunächst kommenden Städte sind Puebla mit 70,000, Queretaro mit 35,000, Zacateras mit 33,000, Quanaruato mit 40,000, Oajaca mit 25,000 und Guadalarara mit 20,000 Einwohnern. Es ist aber durch die Natur des Landes, durch die Schwerzugänglichkeit der Hochebenen von der Küste aus bedingt, daß die Häfen, als die Vermittler der Seeverbindung und des Handels von Mexico, zugleich die verwundbarsten Stellen durch die Unmacht des Freistaates zur See, weit wichtiger sind, als die Binnenstädte, obgleich ihre Bevölkerung wegen der Ungesundheit der Küste weit geringer ist.

Der bei weitem wichtigste Hafen ist Veracruz, Hauptstadt des gleichnamigen Staates von etwa 250,000 Einwohnern. Die Stadt, mit dem ganzen Namen: Villa nueva rica de la Veracruz, reiche neue Stadt des

wahren Kreuzes, in neuerer Zeit mit dem Beinamen der Heldenmüthigen geehrt, zählt kaum 8000 Einwohner. Die Stadt wurde bekanntlich durch Cortez, der hier landete, 1519 gegründet, ist aber wegen Ungesundheit und der Unsicherheit des Hafens mehrmals verlegt worden und die jetzige Neustadt (Villa nueva) nimmt seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts genau die Stelle ein, wo Cortez sein erstes Lager aufschlug. 1615 unter Philipp III. wurde sie zur Stadt erhoben. Der Umfang der Stadt ist nicht sehr bedeutend. Sie ist von einer Mauer mit 8 Bollwerken umschlossen, welche 1727 zu bauen begonnen wurden und hat drei Land- und zwei Wasserthore. Der nordeuropäische Reisende, wenn er zuerst diesen Boden betritt, findet sich überrascht durch die spanisch-maurische Bauart der Häuser, die platten Dächer und zahlreichen Kuppeln, Dome, Thürme und Thürmlein der Kirchen und Kapellen. Die meisten Straßen sind gerade und durchschneiden einander in rechten Winkeln. Sie erscheinen im Allgemeinen gut gepflastert, reinlich und luftig, und nichts deutet im Aussehen der Stadt auf die verheerenden Krankheiten, welche im Sommer hier zu herrschen pflegen. Häuser und Hausmiethe sind in Veracruz außerordentlich theuer. Kaum kann ein einigermaßen großes Haus unter 100,000 Pesos erbaut, unter 3000 Pesos jährlich gemiethet werden. Alle Baustoffe, Steine, Ziegel, Kalk, Holz müssen aus großer Ferne herbeigeführt werden. Ebenso alle Lebensmittel, außer den Fischen, daher jene ebenfalls sehr hoch im Preise stehen.

Entweder durch den Einfluß der zahlreichen hier wohnenden Fremden, oder weil die Luft schon genug verpestet ist, war Veracruz die erste Stadt, wo das Begraben in den Kirchen abkam. Veracruz ist nämlich einer der Hauptsitze jener verheerenden Krankheiten, welche die Küsten des mexicanischen Golfs während der Sommermonate so gefürchtet machen. In der weiten Sandebene, welche die Stadt umgibt, finden sich viele stehende Sümpfe, die mit Wasserpflanzen bedeckt sind, und, an-

gefüllt mit faulenden thierischen und pflanzlichen Stoffen, mephitische Dünste aushauchen. Wenn im October die gewöhnlichen, oft heftigen Nordwinde zu blasen beginnen, so vertreiben sie diese Dünste und Veracruz ist dann vergleichungsweise gesund. Sobald aber im März oder April diese Winde zu wehen aufhören, sobald die beginnende Sommerhitze die Zersetzung dieser Stoffe in den Sümpfen vermehrt und beschleunigt und die Dünste in der ruhigen Atmosphäre sich ansammeln, so stellt sich auch das gelbe Fieber in seiner ganzen Heftigkeit ein. Ein anderes großes Uebel für die Stadt ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Man findet zwar in dem Sandboden allenthalben Wasser in geringer Tiefe, aber nur ungenießbares, aus dem Hafen durchgesickertes Meerwasser. Man sammelt deßhalb Regenwasser in Cisternen, welche aber dem Zudrang des Quellwassers auch nicht ganz zu verschließen sind. Eine gemauerte Wasserleitung, die man schon unter spanischer Herrschaft zu bauen begonnen, zeigte sich, nachdem man fast eine halbe Million Piaster darauf verwandt hatte, als fehlerhaft angelegt und ist nicht fortgeführt worden.

Der Stadt gegenüber und sie völlig beherrschend liegt auf einer Felseninsel die Feste S. Juan de Ulua oder Ulloa, von den Spaniern mit dem Aufwand von 40 Millionen Piastern erbaut, von den Franzosen aber 1839 nach kurzer Beschießung trotz ihrer vermeintlichen Festigkeit erobert.

Der sogenannte Hafen von Veracruz ist nur eine offene, unsichere, ja gefährliche Rhede mit schlechtem Ankergrund. Dagegen finden wir bei Acapulco vielleicht den schönsten Hafen der Welt, der aber, seit die Manillaflotten aufgehört haben, zur Unbedeutendheit herabgesunken ist. Die Stadt besteht aus kaum 30—40 Häusern und einer weitläufigen Vorstadt von Indierhütten aus Rohrstäben und hat im Ganzen 3000 Einwohner. Das Klima ist durch Wechselfieber ungesund, wogegen man das gelbe Fieber hier nicht kennt, die Hitze ungeheuer, besonders in der Stadt selbst, da diese in einem Kessel liegt, in welchem die Hitze durch das Zurückprallen

der Sonnenstrahlen von den ihn einschließenden Granitfelsen noch bedeutend erhöht wird. Diesem Uebel einigermaßen abzuhelfen, hat man das Gebirge gegen das Meer hin durchbrochen, um den Seewinden Zugang zu verschaffen. Das Wetter auf diesen Küsten ist gewöhnlich heiter und ruhig, zuweilen aber treten plötzlich heftige Stürme ein, vor denen der Seefahrer stets auf der Hut seyn muß. Vorzeichen eines solchen Sturmes ist es, wenn die Sonne mit außerordentlichem, feurigem Glanz untergeht, oder wenn sie noch hoch über dem Gesichtskreis ein blutrothes Ansehen annimmt und die sie umgebenden Wolken hell feuerroth, gegen den Zenith hin purpurroth erscheinen. Das Meer ist dann spiegelglatt, aber durch den Widerschein des Himmels mit einem fremden unnatürlichen Roth gefärbt. Findet man neben diesen Zeichen noch das Barometer gefallen, so ist es hohe Zeit, die Segel einzureffen und sich auf heftigen Sturm vorzubereiten. Erdbeben sind nicht selten bei Acapulco, doch gewöhnlich schwach. Die Bai nun, von welcher aus ehemals der wichtige Handel zwischen Mexico und den Philippinen unterhalten wurde, bildet ein außerordentlich weites, von Granitfelsen rings umgebenes Becken, gegen Südost offen und mehr als 20,000′ breit. Schiffe können mit der größten Leichtigkeit in die Bucht einlaufen, die Einfahrt ist breit, das Wasser nicht zu tief, der Ankergrund gut. Die Felsenküsten sind so steil, daß ein Linienschiff ohne alle Gefahr dicht an ihnen hinlaufen kann, und die Fahrzeuge liegen hier so sicher, wie im Innern eines Docks, da außer einer kaum 130′ breiten Untiefe keine verborgenen Gefahren vorhanden sind.

Eine andre bedeutende Handelsstadt ist Tampico. Es gibt drei Ortschaften dieses Namens, das alte, das hohe, beide zum Staate Veracruz gehörig, und Tampico im Staate Tamaulipas. Das alte, an der Ostsee des Sees von Tampico gelegene, war noch vor 15 Jahren die bedeutendste dieser Städte und im alleinigen Besitze des Handels, obgleich ein elender, neben wenigen steinernen Häusern aus Rohrhütten bestehender Ort. Die Lage der

alten Stadt, fünf Stunden vom Seeufer, ist für den Handel sehr unbequem. Der Canal, welcher den See mit dem Flusse verbindet, ist nur für Kähne schiffbar. Die Schiffe müssen also im Fluß ankern und gelichtet werden. Dazu kommt, daß die tiefe Lage des Ortes, verbunden mit der Hitze und der Nähe des Sees, denselben sehr ungesund macht und deßwegen in der Regenzeit hier gelbes und Wechselfieber herrschen. Diese Umstände veranlaßten die Gründung des neuen Ortes, Tampico de Tamaulipas, einer blühenden Stadt an einer Stelle, wo vor 20 Jahren nur wenige Hütten lagen. Sie liegt, regelmäßig und schön erbaut, an der Mündung des Flusses, zählt bereits 7000 Einwohner, worunter 600 Fremde, und ist nach Veracruz der bedeutendste Handelsplatz der Republik, besonders für die mittleren und nördlichen Staaten wichtig. Das Klima jedoch ist immer noch gefährlich genug, gutes Trinkwasser fehlt und die Mündung des Flusses, für dessen Reinigung gar nichts geschieht, sperrt eine Sandbank für solche Schiffe, die tiefer als neun Fuß gehen.

Endlich ist der vierte Hafen, im Staate Cinalva, die Bucht von Mazatlan, welche aber wegen ihrer ungesunden Luft nur von Indianern bewohnt ist, während die Kaufleute, welche den Handel über Mazatlan betreiben, in dem benachbarten, 1827 zur Stadt erhobenen Asilo del Rosario, mit 8000 Einwohnern, sich niedergelassen haben.

Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Bibliothek

der

Länder- und Völkerkunde.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von

Dr. W. Stricker.

Zweites Heft:

Ungarn und Siebenbürgen

von

Dr. W. Stricker.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Druck von A. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Ungarn

und

Siebenbürgen.

Nach den

besten und neuesten Quellen

geschildert

von

Dr. W. Stricker.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Ungarn und Siebenbürgen.

Von

Dr. **Wilhelm Stricker.**

Erſter Abſchnitt.

Geſchichte.

Das heutige Ungarn mit ſeinen Nebenländern machte einen Theil des alten Pannoniens, Daciens und Illyriens aus. Seine großen Ebenen wurden im Mittelalter von den Hunnen, Gothen und Longobarden überſchwemmt, welche letztere durch ihre Züge nach Italien das Land den Awaren einräumten, die mehr als 200 Jahre hier wohnten. Carl der Große beſiegte ſie und bekehrte ſie zum Chriſtenthum. Aber noch war an keinen Landbau zu denken, als fernher von den Ufern des Irtiſch aus Hochaſien ein mongoliſch-tartariſcher Volkszweig nach Weſten drängte, der, mit den Chazaren vereint, die Mündungen des Don und Dniepr beſetzte und dann weiterhin die Karpathen überſtieg. Gegen die Mähren, welche den nördlichen Theil Ungarns beherrſchten, rief ſie 892 n. Chr. der Kaiſer Arnulf zu Hülfe, mußte aber ſelbſt bald der Uebermacht jener Barbaren weichen, und ihnen das Land an der Gran, Donau, Theiß und Maroſch überlaſſen. Sie nannten ſich, wie noch heutzutage die Mongolen, Magyar, wurden aber von den Abendländern Hungern oder Hunnen und das Land nach ihnen Hunnien oder Ungarn genannt. Die Magyaren, roh und barbariſch, aßen rohes Fleiſch und tranken auch wohl das Blut ihrer

Feinde. Krieg war ihr einziges Geſchäft, ihre Kinder und Knechte übten ſie im Abſchießen der Pfeile von ihren Hornbogen. Immer bereit, zu kämpfen, hatten ſie oft auch unter ſich Händel. Ihr Angriff war fürchterlich, heftig, aber nicht dauernd, ihre Flucht gefährlich, weil ſie oft rücklings ihre Pfeile entſendeten. Dieſes Volk, das den Grund zum ungariſchen Reiche legte, vereinigte ſich mit den noch übrigen Awaren, freute ſich der trefflichen Weiden und ruhte ſechs Jahre von ſeinen weiten Zügen aus. Sie zogen Vieh und Pferde, trieben Fiſchfang und Jagd. Sie vertheilten das Reich unter ihren Anführer Arpad, der die Mitte des Landes erhielt, und die übrigen Häupter. Jedem Krieger, die einander an Adel alle gleich waren, wurden Ländereien gegeben; ſie unterjochten die ſlaviſchen Bewohner des Landes und brauchten ſie zum Feldbau. Nach dieſen Jahren der Ruhe dehnten ſie ſich noch weiter nach Weſten aus, ſie drangen bis in die Lombardei, nach Frankreich, Belgien, durch Sachſen bis zur Nordſee, allenthalben ihren Weg durch Mord und Verheerung bezeichnend. Aber die deutſchen Kaiſer Heinrich I. und Otto I. drängten ſie durch die Hauptſchlachten bei Merſeburg 933 und auf dem Lechfeld 955 in ihre alten Grenzen zurück, und von da an begann der deutſche Einfluß auf Ungarn, zunächſt, indem von hier aus ſeit dem zehnten Jahrhundert das Chriſtenthum bei den Magyaren Eingang fand.

König Stephan I., deſſen Gemahlin eine Deutſche war, Giſela, Schweſter Kaiſer Heinrichs II., erwarb ſich durch Verbreitung des Chriſtenthums in ſeinem Lande den Namen des Heiligen, ward im Jahre 1000 vom Papſt zum König gekrönt und Apoſtel der Ungarn genannt. Er berief viele Fremde, beſonders Deutſche, an ſeinen Hof und ſiedelte ſie im Lande an, um die Sitten ſeines Volkes zu mildern, führte ein neues Geſetzbuch und eine der fränkiſchen ähnliche Verfaſſung ein, welche noch fortdauert. Er theilte das Land in Geſpannſchaften, vom deutſchen Worte Geſpann oder Begleiter, was auch der lateiniſche Namen comes bedeutet, weil der Vorſteher eines ſolchen

Comitats den König auf ſeinen Kriegszügen begleiten mußte. Er ernannte einen Pfalzgrafen oder königlichen Hofrichter, lateiniſch Palatinus, der ihm als oberſter Richter in der Verwaltung der Gerechtigkeit beiſtehen und ſelbſt die Streitigkeiten zwiſchen Nation und König ſchlichten ſollte. So wurden auch die Rechte und Freiheiten des Adels genauer beſtimmt; hingegen war der Zuſtand der Leibeigenen deſto trauriger; einen Bürgerſtand gab es noch nicht. Die Leibeigenen beſtanden zum Theil aus Kriegsgefangenen aller Nationen, denn die alten Ungarn hatten die Sitte, auf ihren Einfällen die Bewohner in die Gefangenſchaft zu ſchleppen, daſſelbe grauſame Verfahren, das ſpäter die Türken an ihnen ſelbſt übten. Mit dieſen fremden Knechten wurde bis in's vierzehnte Jahrhundert Sklavenhandel getrieben.

Neben den Magyaren waren in das heutige Ungarn auch ſlaviſche Stämme eingedrungen, ſo die Chorwaten, welche 610 n. Chr. von den Karpathen über die Donau bis nach Illyrien hindurch drangen und dort unter dem Namen der Croaten ſich feſtſetzten. Ebenſo ſchüttelten andere ſlaviſche Stämme das Joch der Awaren ab und ließen ſich unter dem Schutz des morgenländiſchen Kaiſers Heraclius 640 n. Chr. in Serbien, Bosnien und in dem Landſtriche zwiſchen Sau und Drau nieder, der ſpäter Slawonien genannt wurde.

Ein tartariſches Volk, die Bulgaren, urſprünglich Bewohner der Ufer der Wolga, des Kama und des Kuban hatten ſich in Thracien feſtgeſetzt, und drangen ſogar 680 bis an die Theiß und Maroſch vor, wo ſie ein eigenes Reich bildeten. Von hier aus führten ſie ununterbrochene Kriege mit den Kaiſern von Byzanz, und ſchleppten aus deſſen Reich öfters ganze Haufen von 12,000 und mehr Menſchen, Männer, Weiber und Kinder, als Gefangene mit an die Theiß, die ſie da zu ihren Knechten machten und anſiedelten. So entſtand ein Volksgemiſch von Slaven, Griechen und Römern, Rumanier, ſpäter Wallachen genannt, welche ſich zur morgenländiſchen Kirche bekannten. Die Herrſchaft der Theißbulgaren wurde um's Jahr 900

von den mächtigeren Ungarn ganz vernichtet, die Wallachen aber beſtanden fort.

Von Neuem ergoß die Völkerheimath Hochaſien ihre barbariſchen Schaaren, die Mongolen und Tartaren unter dem furchtbaren Dſchengiſchan, i. J. 1241, welcher die europäiſche Bildung zu vernichten drohte. Zweihundert Jahre laſtete ihr Joch auf Rußland; Ungarn wurde bis Peſth von ihnen verheert und entvölkert, ſo daß ſie es ſelbſt verlaſſen mußten; an der deutſchen Kraft brach ſich ihr Stoß in der Schlacht bei Liegnitz, 1241; aber nach Ungarn kehrten ſie noch zweimal 1261 und 1285 verwüſtend zurück. Nach dieſem erſten Einfall ſuchte König Bela ſein Reich durch fremde Anſiedler wieder zu bevölkern. Er rief Deutſche, Slaven und Italiener in's Land und begabte ſie mit dem deutſchen Städterecht, damit an feſten Mauern der Anfall flüchtiger Reiterſchwärme abprallen möge, er belohnte die Tapferkeit der wallachiſchen Hülfsvölker mit Landbeſitz in der Marmaroſcher Geſpannſchaft und räumte den ſchon unter Ladislaus I. 1091 eingewanderten und von demſelben bekehrten Cumaniern, welche von ihrer Geſchicklichkeit im Bogenſchießen auch Jaſſygen (von Jaß, der Bogen) hießen, außer dem Jaſſygenlande auch Groß- und Klein-Cumanien an der Theiß und Donau ein. So ward Ungarn ſchon in der früheſten Zeit mit vielerlei Völkern aſiatiſchen, ſlaviſchen, romaniſchen und germaniſchen Stammes, von den verſchiedenſten Sitten und Sprachen von allen Seiten her bevölkert, die bis heute nach mehr als tauſend Jahren noch nicht zu einem harmoniſchen Ganzen ſich vereinigen konnten. Dieſe Völkermiſchung brachte ſo viele Sprachen und Mundarten in Umlauf, daß die lateiniſche als die einzige allen Gebildeten wenigſtens verſtändliche bei allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden mußte. Aber auch viele Ungelehrte brauchten ſie als die Vermittelung ihrer Verhandlungen und ſo iſt ſie bis vor etwa zwanzig Jahren geblieben, wenn man ſie gleich mehr geläufig als richtig ſprach.

Nachdem der Arpadiſche Königsſtamm mit Andreas III. 1310 ausgeſtorben war, verwüſteten innere Thronſtreitig-

keiten unter den Magnaten, in welche die benachbarten Mächte sich mischten, das noch aus vielen Wunden blutende Land. Endlich unter Ludwig dem Großen aus dem Hause Anjou oder Neapel, der 1371 auch König von Polen wurde, hob sich die Kraft und Selbstständigkeit des Reiches wieder empor; er führte glückliche Kriege gegen seine nördlichen Nachbarn, die Russen, Tartaren und Lithauer, unterwarf sich die abgefallene Wallachei und war damals einer der mächtigsten Herrscher in Europa, denn er besaß Ungarn, Polen, Croatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, die Bulgarei und Rothreußen. Aber er starb ohne männliche Erben und nach seinem Tode zertheilte sich wieder seine ganze Macht.

Ein neuer gefährlicher Feind, der von nun an über 400 Jahre lang den Aufschwung des Landes hinderte, zeigte sich seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Türken. Seit 1366 breitete sich ihr Sultan Amurath weiter in Europa aus und drohte dem griechischen Kaiserthum gänzliches Verderben. Hätte der griechische Kaiser Paläologus die Hülfe, die ihm König Ludwig bot, nicht verschmäht, so wären vielleicht gleich im Anfang diese wilden Asiaten von Europa abgeschreckt worden. Schon 1396 war ihr Sultan Bajesid bis nach Bosnien und der Wallachei vorgedrungen, als endlich die christlichen Mächte, vom Papst dazu angeregt, einen Kreuzzug gegen sie begannen. Mit dem Herzog von Burgund, der Engländer und Franzosen herbeiführte, verbunden, zog der deutsche Kaiser und ungarische König Sigmund mit 100,000 Mann über die Donau, aber so verschieden waren diese Zeiten von den unsrigen, daß 60,000 Türken genügten, diese Macht bei Nicopolis zu überwinden; der Herzog von Burgund wurde gefangen, Sigmund entkam in einem Nachen. Bajesid drang sogleich verheerend in Ungarn ein und seit dieser Zeit war Ungarn von dieser Seite her nie in Ruhe; die Türken benutzten jeden Augenblick der inneren Gährungen und Schwächen Ungarns, um desto leichter ihrer Beutelust zu folgen. Dazu loderte im Westen Ungarns die Flamme auf, welche Sigmund 1414 auf

dem Markt zu Constanz angezündet. Seit 1418 begannen die Hussiten, welche in dem slavischen Nordwestungarn Anhänger hatten, von Mähren her ihre Einfälle in Ungarn.

Nach so vielen schwachen Herrschern kam endlich wieder ein großer Mann, Matthias Corvinus, der von 1458—90 wohlthätig für Macht und Gesittung des Landes wirkte. Er war der Sohn des tapfern Feldherrn Hunyad, der das Reich von den Türken durch mehrere berühmte Schlachten befreit hatte.

Er ward 1458 in seinem fünfzehnten Jahre zum König erwählt und war ein Jüngling von ausgezeichneten Talenten, sprach- und geschichtskundig, ein Freund der Wissenschaften und Künste. Seine Gerechtigkeit und Strenge, die er gleich in den ersten Jahren seiner Regierung bewies, bestürzte die Magnaten, welche bisher unter den schwachen Regenten viele Willkür verübt hatten und erzeugte in ihnen den Wunsch, den Herrscher zu entsetzen. Eine Partei wählte den deutschen Kaiser Friedrich III., eine andere den polnischen Casimir zum König. Dennoch behauptete er sich auf dem Reichstage zu Ofen gegen beide und durfte es sogar wagen, die Macht und den Reichthum der Geistlichkeit zu vermindern.

Wir werden später bei der Betrachtung von Preßburg sehen, welche Ehrwürdigkeit, fast Heiligkeit der ungarischen Krone und den übrigen Reichskleinodien beigelegt wird. Diese Krone nun befand sich seit zwanzig Jahren in Wien und Kaiser Friedrich III. verweigerte die Herausgabe, weil eine Partei ihn zum König von Ungarn erwählt. Es kam darüber fast zum Kriege; endlich vermittelte der Papst Pius II. den Vergleich, daß der Kaiser die Krone ausliefere, dagegen aber im Fall des kinderlosen Todes des Matthias demselben in Ungarn nachfolgen sollte. Nun wurde Matthias 1464 in Ofen feierlich gekrönt. Das rasche Glück seiner Waffen erlaubte ihm, 1463 den Türken das von ihnen eroberte Bosnien wieder abzunehmen, 1465 die Kaiserlichen, welche in Ungarn eingefallen waren, zurückzuwerfen, 1466 in Siebenbürgen und der Moldau zu kämpfen, und 1469 an die Spitze

des von Paul II. gegen den Beschützer der Hussiten, Georg Podiebrad gepredigten Kreuzzugs zu treten. Matthias besiegte seinen eigenen Schwiegervater, der Herr von Böhmen und Mähren war und bemächtigte sich seines Reichs, obgleich nach Georg's Tode auch Casimir von Polen, jener zweite Bewerber um den Thron von Ungarn, an dem Krieg gegen Matthias theilnahm und die Türken gleichzeitig die Grenzen beunruhigten. Kaum war die südliche und nördliche Grenze des Reichs gesichert, so brach im Jahre 1476 an der westlichen ein neuer Krieg mit Friedrich von Oestreich aus, weil dieser ihm seine Tochter zur Gemahlin versagt hatte. Er gewann bald die sämmtlichen Erblande und hatte so das ungarische Reich zu einem der mächtigsten des damaligen Europa gemacht. Trotz seiner kriegerischen Laufbahn war er eifrig für die Bildung seines Volkes besorgt. Er ließ ein Gesetzbuch zusammenstellen, das besonders auch der Willkür der Großen des Reichs Einhalt that; er hielt ein stehendes Heer aus Fußvolk, das wohl geübt war und in strenger Mannszucht gehalten wurde. In derselben Weise wirkte seine Gemahlin am Hofe, sie führte die feine Sitte und die Bequemlichkeiten des heimathlichen Hofes von Neapel ein. Maler, Baumeister, Bildhauer, Goldschmiede und andere Künstler wurden aus Italien berufen, Sänger, Schauspieler, Tonkünstler, Gärtner und Landwirthe aus Deutschland und Frankreich. Aber der König war noch mehr, als Feldherr, Gesetzgeber und Staatsmann, er war auch Freund und Beförderer der Wissenschaften. Mit königlicher Freigebigkeit erneuerte er die Hochschule in Ofen und verband damit in dem dortigen Schlosse eine für jene Zeiten ganz außerordentliche Bücherſammlung, die bei der Seltenheit gedruckter Bücher bei seinem Tode doch 55,000 Bände stark war. Die seltensten griechischen, römischen und morgenländischen Handschriften waren von unschätzbarem Werth. Dreihundert Antiken schmückten den Bücherſaal und darüber ward die erste Sternwarte in Ungarn erbaut. 1472 errichtete ein Deutscher die erste Druckerei. Gelehrsamkeit genoß allgemeine Achtung im

Reich; in mancher Stadt, in manchem Schloſſe wurden nach des Königs Beiſpiel Schulen errichtet. Es ſtanden große Geſchichtſchreiber unter der Nation auf und ſehr viele Ausländer, Dichter, Redner, Sprachforſcher, Aerzte, Mathematiker, Rechtsgelehrte, Sternkundige wurden in das Land gezogen, ja die Zahl der Gelehrten nahm in Ungarn und Siebenbürgen ſo zu, daß ſie gelehrte Geſellſchaften zur Erreichung ihrer Zwecke errichten konnten. Aber König Matthias ſtarb im 47. Jahre ſeines Alters 1490 und mit ihm ſank die Macht und Bildung des ungariſchen Reichs von ihrer Höhe, um bald unter den Fußtritten der rohen aſiatiſchen Barbaren ganz zu verlöſchen. Da er keine rechtmäßigen Kinder hinterließ, ſo wurde nach ſeinem Tode der Sohn ſeines alten Gegners Caſimir's von Polen, Wladislaw, zum König ausgerufen, ein ſchwacher Fürſt, der beſonders ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin, 1502, die Regierung vernachläſſigte. 1514 ließ er ſich von der Geiſtlichkeit bereden, die unter den Türken ausgebrochenen Streitigkeiten zu benutzen und das Kreuz gegen ſie predigen zu laſſen. Dieß geſchah auch mit dem beſten Erfolg, da aber die Edelleute ſich dem Abzug ihrer Bauern, denen die Beſtellung ihrer Feldgüter oblag, widerſetzten, entſtand ein förmlicher Bauernkrieg, in dem unzählige Edelleute erſchlagen und ihre Sitze zerſtört wurden. Die wilden Haufen erlagen bald den von Ofen und von Siebenbürgen her auf ſie eindringenden Truppen, 80,000 Landleute kamen durch das Schwert und das Beil des Henkers um und dem Bauernſtande wurden noch die wenigen Freiheiten genommen, die ihn bisher gegen die Willkür der Edelleute geſchützt hatten.

Unter Wladislaw's weichlichem und verſchwenderiſchem Sohne Ludwig II. ſank das Reich immer tiefer; das Heer konnte nicht mehr bezahlt werden, Gaſtmahle, Turniere, Jagden, Spiele und Gauklereien zerſtreuten den König, Luxus und Hoffahrt trennten die erſten Familien, Adel, Stände und Hof wirkten beſtändig gegen einander. Es trat jetzt ein neues Element hinzu, das an der Ver-

wüſtung Ungarns während der folgenden Jahrhunderte, an der wachſenden Macht der Türken hauptſächlich Schuld iſt und die Heere derſelben zweimal vor Wien führte, nämlich die Religionskämpfe. In dem folgenden Jahrhundert ſind faſt ſämmtliche habsburgiſche Fürſten Zöglinge der Jeſuiten und von einer Camarilla aus Gliedern dieſes Ordens umgeben. So ſchwebt ihnen als höchſtes Ziel ihres Lebens vor, die Proteſtanten, wie in ihren Erblanden, ſo auch in Ungarn und beſonders in Siebenbürgen auszurotten. Der Weg dazu ging nur über die niedergetretenen Rechte der Stände dieſer Lande und ſo ſehen ſich, zur Rettung ihrer politiſchen und religiöſen Freiheit, die ſiebenbürgiſchen Fürſten beſtändig genöthigt, die Türkenhülfe in Anſpruch zu nehmen. Die öfter geſchloſſenen Religionsfrieden wurden von den Jeſuitenminiſtern beſtändig verletzt und ſo vernarbte dieſe Wunde im Oſten nie. Der Erbfeind im Weſten, Ludwig XIV., benutzte dieſen Umſtand zu einem Bündniß mit dem Sultan und ſo gelang es ihm, während die Reichsvölker im Intereſſe der habsburgiſchen Hausmacht und der Alleinherrſchaft Roms an der Donau kämpften, am Rhein durch die Wegnahme Straßburgs Deutſchland den ſchmählichſten und nie zu verſchmerzenden Verluſt beizubringen. Karl V. hatte noch geſagt: Wenn Wien und Straßburg zugleich bedroht ſind, ſuche ich zuerſt Straßburg zu retten; ſein dritter Nachfolger hatte ſchon ſo gänzlich das Gefühl für die Ehre des Reichs verloren, daß, als in Folge des niederländiſchen Kriegs die Spanier einen Theil der zunächſt gelegenen Reichslande mitten im Frieden beſetzten und brandſchatzten, und die Kreisſtände ſie vertreiben wollten, Rudolph II. dies ihnen verbot, weil der ſpaniſche König ſein Verwandter ſei.*) Als aber die Nachricht von Straßburgs Fall nach Wien kam, ſprach Leopold I. das große Wort: Es ſoll ein artiges Städtel geweſen ſein.

Wir wenden uns von dieſer allgemeinen Beſprechung der ſpätern Jahrhunderte wieder zur Regierung Ludwigs II.,

*) Gött. Gel. Anz. 1847. 16. Jan.

unter welcher, wie erwähnt, der Religionshader zuerſt ausbrach. Der lutheriſche Glaube fand in Ungarn und Siebenbürgen Anhänger, wogegen die Biſchöfe bald einen Beſchluß des Reichstags bewirkten, kraft deſſen alle Lutheraner, deren man habhaft werden könnte, ohne weitere Unterſuchung der Verbrennung preisgegeben wurden. Dieſen innern Zwieſpalt benutzte der türkiſche Sultan Soliman der Prächtige, eroberte Belgrad und drang in Ungarn ein. Bei Peterwardein ſetzte er 1526 über die Donau und lieferte den Ungarn in der Gegend von Mohatſch zwiſchen Donau und Drau eine blutige Schlacht. Die Ungarn wurden gänzlich geſchlagen, der König ertrank in einem Sumpf. Zwei Erzbiſchöfe, fünf Biſchöfe, drei und zwanzig Malteſerritter und 500 vom hohen ungariſchen Adel fielen in dieſer Schlacht, die nur anderthalb Stunden dauerte. Kaum 5000 entkamen durch die Flucht. Der verhängnißvolle Tag von Mohatſch iſt der hervorſtechendſte Vorfall in der Geſchichte Ungarns. Er hat es in die Hände Oeſtreichs gegeben. Nach Mohatſch gibt es keine einheimiſchen Könige mehr, die aus den Tapferſten gewählt wurden, keinen Reichstag, auf dem die Magnaten hoch zu Roß durch allgemeinen Zuruf den Krieg gegen die Ungläubigen beſchloſſen. Noch leben von dieſer Schlacht Erinnerungen im Volke, man ſingt das Lied von Mohatſch und an dieſen Namen knüpfen ſich eine Menge trauervoller Sagen. Noch heute erzählt das Volk, daß am Morgen der Schlacht ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung vor das Zelt des Königs gekommen ſei. Der Fürſt weigerte ſich, ihn vorzulaſſen und ſchickte einen ſeiner Offiziere in reicher Kleidung. „Du biſt nicht der König," rief der Ritter, „Ludwig hat mich nicht gehört. Wehe, wehe ihm!" Und er verſchwand, ohne daß Jemand ſagen konnte, welchen Weg er genommen.

Das türkiſche Heer, ſeinen Weg mit Brand und Mord bezeichnend, wendete ſich nach Ofen. Dieſe Stadt wurde erobert und den Flammen übergeben. Die Kirchen und Paläſte wurden geplündert, die berühmte Bücherſammlung, welche Matthias Corvinus geſammelt,

verbrannt und zerſtreut; über 200,000 Gefangene führten die Türken aus dem menſchenarmen Lande fort. Es wäre noch nicht verloren geweſen, wenn die Großen des Reichs einig geblieben wären, aber um die herrenloſe Krone entſtand nun Streit. Johann Zapolya, zuerſt zum Nachfolger Ludwig's erwählt, wurde vom Reichstag zu Preßburg entſetzt und ſeinem Nebenbuhler Stephan Bathory gelang es, für Kaiſer Ferdinand I. die Krone zu gewinnen. Durch dieſen innern Hader glückte es den Türken, im Jahre 1529 bis Wien vorzudringen und die Stadt zu belagern. Damals befeſtigte man auf der Spitze des Stephansthurms einen Halbmond und Stern, damit der Feind veranlaßt würde, das alte Kunſtdenkmal zu ſchonen, keine überflüſſige Vorſicht, da die Gefahr noch einmal wiederkehrte, und ſo bedroht blieb noch 150 Jahre die Lage von Wien, daß erſt 1686 nach der Eroberung von Ofen dieſe Zeichen des Islam herabgenommen und durch das Kreuz erſetzt wurden. Johann Zapolya entſagte ſeinen Anſprüchen auf den Thron von Ungarn nicht. Er flüchtete an den Hof ſeines Schwiegervaters, des Königs Sigmund von Polen, erſchien aber ſchon bei dem Zug ſeines Verbündeten Soliman gegen Wien wieder in Ungarn, wo ſeine Anhänger ihn auf den Thron beriefen und die Wahl Ferdinands für ungültig erklärten, da der Reichstag zu Preßburg nicht auf verfaſſungsgemäßem Wege zuſammenberufen worden ſei. Nachdem die Kaiſerlichen aus Ofen vertrieben worden, wohnte Soliman ſeiner Krönung in Stuhlweißenburg 1539 bei. Man konnte glauben, daß die öſtreichiſchen Fürſten für immer von dem Thron von Ungarn ausgeſchloſſen wären, denn nach dem Tode des Königs Johann 1540 zerriß der Reichstag den Vertrag, wonach Oeſtreich nun in deſſen Recht eintreten ſollte. Die Kaiſerlichen belagerten, wie ſchon 1530, ſo zum zweitenmale 1541 das von den Anhängern Zapolya's vertheidigte Ofen. Soliman, der der Stadt zu Hülfe gekommen war, ließ den jungen Sohn Zapolya's in's Lager kommen. Während er ihn mit Liebkoſungen überhäufte, gingen ſeine Soldaten harmlos in den Straßen

ſpazieren. Von zehn Janitſcharen, die zu den Thoren hineingingen, kamen nur zwei wieder heraus, bis ihre Zahl in der Stadt ſo ſtark war, daß ſie ſich in einem Augenblicke des Platzes bemächtigen konnten. Soliman erklärte Iſabellen, der Wittwe des Königs Johann, daß er ihr das Großfürſtenthum Siebenbürgen abtreten und ſie gegen die Oeſtreicher ſchützen wollte. In Ofen ſetzte er einen Paſcha ein, ließ die Kirchen in Moſcheen verwandeln und zeigte ſo ſeinen feſten Willen, ſich feſtzuſetzen, und wirklich verfloß mehr als ein Jahrhundert, bis die Türken aus Ofen vertrieben wurden, aber Soliman trug ſelbſt zum Sturz ſeiner Herrſchaft bei, denn indem er den Sohn Zapolya's, den Mitbewerber Oeſtreich's entfernte, löſte er deſſen Partei auf und entfernte den Keim der Zwietracht, welche den Türken die Herrſchaft über Niederungarn verſchafft hatte. Siebenbürgen nun war, wie erwähnt, dem Sultan zinspflichtig geworden, regierte ſich aber ſelbſt. Der Adel beſaß das Recht, ſeinen Fürſten zu wählen, den der Großherr nur beſtätigte, indem er ihm den Scepter und den Ehrenpelz ſchickte. Am Tage der Krönung mußte der Fürſt ſchwören, die Religionsfreiheit unverletzt zu erhalten und ſich den Bedingungen zu fügen, die ihm der Reichstag vorſchrieb; ſobald der Fürſt beſchworen hatte, daß er nur unter Mitwirkung der Magnaten regieren wolle, kündigte man dem Volke ſeine Wahl an. Die Steuer an die Türken, welche Anfangs 15,000 fl. betrug, ſtieg ſpäter viel höher. Die Siebenbürgener mußten außerdem noch 10,000 Mann Türken beſolden, welche das Land beſetzt hielten. Unter den von den Türken geforderten Abgaben war auch eine Anzahl Falken, die man nach Conſtantinopel ſchickte; die mit dem Fang derſelben beauftragten Bauern erhielten gewiſſe Privilegien, die auf ihre Nachkommen übergingen.

Während der eben erwähnten politiſchen Kämpfe um die Thronfolge hatte ſich Luther's und Calvin's Lehre, jene unter den Deutſchen, dieſe unter den Slaven und Magyaren, im Lande immer mehr verbreitet, und ſo ſchnell, daß, ehe die Regierung ernſtliche Maaßregeln

gegen die Reformation ergreifen konnte, ſich ihre Anhänger ſchon ſeit 1545 innerlich völlig organiſirt und Synoden über ihre Lehren und ihren Gottesdienſt feſtgeſetzt hatten. Man wagte es nicht mehr, ſie öffentlich anzugreifen und ſelbſt Kaiſer Ferdinand, ſowie ſein Nachfolger Maximilian II., waren ihr nicht ganz abgeneigt. Aber kaum war Kaiſer Rudolph II. König von Ungarn geworden, als unter ſeinem Schutz die Jeſuiten gegen die Proteſtanten in Ungarn und Siebenbürgen hervortraten und ſie auf die grauſamſte und hinterliſtigſte Weiſe zu unterdrücken ſuchten. Die Klagen und Forderungen der evangeliſchen Stände wurden auf dem Landtage 1604 abgewieſen als Aeußerungen unruhiger Köpfe und nun war ihr Loos entſchieden. Daher verwandelte ſich der Krieg mit dem Hauſe Bathory in Siebenbürgen von 1597 bis 1606 auch leicht in einen Religionskrieg, der für die Proteſtanten ſich doch glücklich durch einen Vertrag endigte. Sie erhielten durch ihn vollkommen freie Religionsübung und er iſt wirklich die Grundlage aller ihrer Staats- und Glaubensfreiheit, daher er auch der Wiener Religionsfriede von 1606 genannt wird. Nun genoß Ungarn zwar 50 Jahre lang Ruhe vor ſeinen mohamedaniſchen Nachbarn, dafür zeigten ſich aber im Innern die heftigſten Religionsſtreitigkeiten, weil dieſer Religionsfrieden im Grunde nie gehalten und von Siebenbürgen aus die Proteſtanten thätig unterſtützt wurden. Der Fürſt von Siebenbürgen, Botſchkai, und der größte Theil ſeines Volks waren ſelbſt Proteſtanten. Einen unverſöhnlichen Haß hegte der von den Jeſuiten gegängelte Ferdinand II., 1619—1637, gegen dieſe Religionspartei, unter ihm gelangten die Jeſuiten zum höchſten Einfluß und Reichthum und zur vollkommenſten Freiheit, die Proteſtanten zu unterdrücken. So kam es, daß die abenteuerliche Heldenfigur des ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor, (d. h., da die Ungarn den Vornamen nachſetzen, Gabriel Bethlen), auf dem Kampfplatz des großen deutſchen Religionskriegs erſchien und auf dieſe Weiſe die bekannteſte Perſönlichkeit aus den ſiebenbürgiſchen Fürſtengeſchlechtern geworden iſt.

Während dieſes Zeitraums folgten die Siebenbürgener abwechſelnd zwei verſchiedenen Syſtemen der Politik. Unter dem Einfluß der Türken wendeten ſie ihre Waffen gegen Oeſtreich; in dieſem Falle wurden ſie von Frankreich unterſtützt. Zu andern Zeiten ſuchten ſie ſich mit dem Kaiſer zu verbinden und dem türkiſchen Joch ſich zu entziehen. Dieſes widerſprechende Verhalten wird erklärlich, wenn man ſich in jene unglücklichen Zeiten zurückverſetzt. Gegen beide hegten ſie religiöſe und nationale Abneigung und dazu kam als materieller Grund zur Abneigung die Ausſchweifungen der aus Söldlingen aller Länder zuſammengeſetzten öſtreichiſchen nicht minder als der türkiſchen Heere. Die Anweſenheit türkiſcher Truppen im Lande mußte ſie demüthigen; ſie näherten ſich Oeſtreich. Dann kamen kaiſerliche Regimenter, welche Siebenbürgen brandſchatzten. Die öſtreichiſchen Soldaten übten die Räuberei ſo geſchickt, daß die Räuber von Handwerk ihre Tracht annahmen, um ſicherer ſtehlen zu können; auch ſchloß jede befeſtigte Stadt vor ihnen die Thore. Als der kaiſerliche Feldherr Baſta, berüchtigt durch ſeine Grauſamkeit, 1605 den Bauern alles Vieh weggenommen hatte, mußten dieſe ſich ſelbſt an den Pflug ſpannen. Unter dieſen zwei Uebeln, dem öſtreichiſchen und türkiſchen Joche, wählten die Siebenbürgener das entferntere, welches nicht in dem Augenblicke gefühlt wurde und daher eher erträglich ſchien. An einem Tage widerſtanden ſie, unterſtützt von den Kaiſerlichen, den Türken, ein andermal vertrieben ſie mit Hülfe der Türken die Oeſtreicher. Wenn es auf der einen Seite dem Kaiſer gelungen war, von dem Fürſten Sigismund Bathory die Abtretung Siebenbürgens zu erlangen, wenn der Papſt den Biſchof Maleſpina an den mit der fürſtlichen Würde bekleideten Cardinal Andreas Bathory mit dem Befehl abſandte, ſich Rudolph II. zu unterwerfen, ſo reizten andrerſeits die Unzufriedenen in Ungarn, die im fortwährenden Aufſtand waren, zum Kriege mit Oeſtreich. Auf dieſe Weiſe wurde das Land ſo verwüſtet, daß 1601 eine Hungersnoth ausbrach, bei der die Leichname vom Galgen verzehrt wurden. Schon früh hatte,

wie ſpäter unter Ludwig XIV. im größern Maaßſtabe, Frankreich die Hände im Spiele, getreu ſeiner zweihundertjährigen Politik, welche ſchon Franz I. angewandt, die Proteſtanten, die man daheim, je nach dem Zeitgeiſt, verbrannte oder verbannte, gegen Oeſtreich zu unterſtützen. Schon 1558 hatte Heinrich II., Franzens Sohn, an die Wittwe des Johann Zapolya, Iſabelle von Polen, eine Geſandtſchaft geſchickt, um ihr ſeine Hülfe anzubieten. Chriſtoph Bathory ging als Geſandter nach Frankreich und verlangte vom König, eine Abtheilung von 5000 Mann fünf Jahre lang zu unterhalten und ſeinen Einfluß bei der Pforte zu benutzen, um den Siebenbürgenern die Wiederauslieferung der beiden wichtigen Plätze Lippa und Temeſchwar (Temesvár), welche die Türken beſetzt hielten, zu verſchaffen. Heinrich empfing die Geſandten Iſabellens mit Auszeichnung, und willigte in Alles. In Anſpruch genommen von ihren Streitigkeiten mit den Magnaten, vernachläſſigte Iſabella dieſe Verbindung, welche ihre Macht befeſtigt hätte. Elf Jahre ſpäter forderte Sultan Selim II. die Hand Margaretha's, der Schweſter Carl's IX. von Frankreich, für Joh. Sigmund Zapolya. Die Unterhandlungen brachten zwar dieſe Verbindung nicht zu Stande, aber die politiſchen Beziehungen Frankreichs zu Siebenbürgen hörten ſeitdem nicht auf. Obgleich Siebenbürgen eigentlich ein Wahlreich war, wurde die Fürſtenwürde doch in den Familien Bathory, Bethlen und Rakotzy erblich. Zwiſchen den Bathory's und Rakotzy's herrſchte Gabriel Bethlen, der ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre im Kriegsgetümmel ſich umgetrieben hatte und am 26. October 1613 von den Ständen zum Fürſten von Siebenbürgen erwählt wurde. Während Matthias Regierung lebte er friedlich und in gutem Einverſtändniß mit Oeſtreich, als aber kaum der Jeſuitenzögling Ferdinand II. 1619 die Regierung angetreten, ſo ertönten ſogleich die Klagen des Reichstags zu Preßburg über Verletzung des Wiener Religionsfriedens und Hülfegeſuche ergingen an den Fürſten von Siebenbürgen, einen eifrigen Proteſtanten, der ſelbſt auf dem Schlachtfelde die Bibel nicht von ſich ließ.

Raſch durchzog Bethlen im Siegesfluge ganz Ungarn, und ſelbſt Preßburg mit der königlichen Krone fiel in ſeine Hände. Die ungariſchen Stände wollten ihn auf den Thron erheben, er aber begnügte ſich mit dem Titel eines Prinzen des Königreiches und rief den Geſandten Ferdinand's vor den Reichstag, um die Religionsſtreitigkeiten beizulegen. Der Abgeordnete des Kaiſers machte Bedingungen, die nicht anzunehmen waren, und Bethlen ergriff in Uebereinſtimmung mit dem Reichstag Maaßregeln, um die Gewiſſensfreiheit ſicher zu ſtellen. Die Religion jedes Ungarn ſollte geachtet, und die Jeſuiten, auf deren Antrieb der Friede von Wien gebrochen worden, auf ewig verbannt werden. Die Feindſeligkeiten wurden fortgeſetzt und trotz der Niederlage ſeines Verbündeten Friedrich's von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen, auf dem weißen Berge, zwang Bethlen den Kaiſer, den Frieden zu verlangen. Durch den Vertrag von Nikolsburg in Mähren vom 21. December 1621 gewährte der Kaiſer den Proteſtanten freie Religionsübung und trat ſieben Geſpannſchaften an Siebenbürgen ab; dagegen entſagte Bethlen ſeinen Anſprüchen auf Ungarn und gab die Reichskleinodien zurück.

Die Siege Tilly's über die deutſchen Proteſtanten veranlaßten Ferdinand II., ſeine Anſprüche von Neuem zu erheben, und die ungariſchen trotz des beſchworenen Friedens abermals zu verfolgen. Bethlen, von ihnen zu Hülfe gerufen, drang von Neuem bis Mähren vor und erzwang eine neue Beſtätigung des Friedens von Nikolsburg. Trotz dieſer Feindſeligkeiten aber hegte er zu dem Kaiſer größere Zuneigung als zu dem Sultan, von dem Siebenbürgen ſchon ſo lange in einer ſchmählichen Abhängigkeit ſtand. Er ſchlug ihm vor, die confeſſionellen Streitigkeiten fallen zu laſſen und mit der vereinigten Macht von Deutſchland, Ungarn und Siebenbürgen einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Bei einem Ferdinand konnte ein ſolcher Vorſchlag natürlich keinen Anklang finden, und, hier zurückgewieſen, ſchloß ſich Gabriel enger an die deutſchen Proteſtanten an und vermählte ſich

1626 mit Katharina, der Schweſter des Kurfürſten von Brandenburg. So wurde er zum drittenmale in den dreißigjährigen Krieg verwickelt und ſtand an den mähriſch-ungariſchen Grenzen mit Mansfeld vereinigt dem Heere Wallenſteins gegenüber. Ohne daß es zur Schlacht kam, mußten die Kaiſerlichen mit vielem Verluſt durch Bethlen's leichte Schaaren bis Preßburg weichen und zum drittenmale wurde der Religionsfriede zu Nikolsburg unterzeichnet.

Drei Jahre nachher ſtarb er an der Waſſerſucht, als er ſich im Einverſtändniß mit Richelieu eben rüſtete, Oeſtreich von Neuem anzugreifen.

Obgleich dieſer glückliche Feldherr 42 Schlachten geliefert und durch Waffengewalt die Grenzen Siebenbürgens erweitert hatte, ſo hinterließ er doch auch Verbeſſerungen, die gewöhnlich nur die Frucht des Friedens ſind. Er verbeſſerte die Geſetzbücher, gründete neue Schulen und rief auswärtige Handwerker und Gelehrte in's Land.

Nach ihm kam das ebenfalls proteſtantiſche Geſchlecht der Rakotzy auf den Thron von Siebenbürgen, deren Name, als des letzten einheimiſchen Fürſtengeſchlechts, noch heute bei dem Volke gekannt und geliebt iſt und in dem Rakotzylied gefeiert wird. Die beiden großen Krieger aus dieſem Hauſe, Georg I. und II., wahrten die Unabhängigkeit des Landes gegen Kaiſerliche und Türken, nach des letzteren Tode gerieth aber Siebenbürgen ganz unter den Einfluß der Pforte, bis Emmerich Tököly die frühere Unabhängigkeit des Landes gegen Oſt und Weſt durch die Hülfe Frankreichs, das ſeit 1677 eine ſtehende Geſandtſchaft in Siebenbürgen hielt, wieder erlangte. Dieſer neue Aufſchwung war neuen Religionsbedrückungen zuzuſchreiben, welche, nachdem ſie unter Ferdinand III. geruht, ſeit 1658 unter dem ſchwachen Leopold I. die oberungariſchen Proteſtanten — denn Niederungarn war noch immer im Beſitz der Türken — betrafen. Nächſtdem vereinigten gemeinſame Beſchwerden gegen die Rohheit und Willkür der kaiſerlichen Feldherren und die Ausſchweifungen ihrer Truppen, gegen die Beſetzung aller Stellen höherer Beamten

mit Ausländern, beſonders Deutſchen, alle Ungarn gegen den Kaiſer. Wir finden eine Menge Züge von Grauſamkeit, welche dieſes beſtätigen und überhaupt iſt dieſer mehrhundertjährige mörderiſche Kampf, einzelne Zeiträume abgerechnet, im Ganzen ohne höheres Intereſſe. Wir vermiſſen den höheren Gedanken, der den Kampf beſeelt, und können keiner Seite unſern vollen Beifall ſchenken. Auf der einen Seite Kampf für religiöſe und politiſche Freiheit, die ſich aber durch den Beiſtand der Barbaren, welche bald eine ärgere Knechtſchaft herbeiführten, entwürdigt. Auf der andern Seite zunächſt das Beſtreben, dem Fanatismus und Ehrgeiz zu genügen, ſodann Krieg gegen die Ungläubigen und zu manchen Zeiten auch Kampf um die eigene Erhaltung. Im Ganzen treffen wir ausgezeichnetere Feldherren auf der ſiebenbürgiſchen Seite an, denen das nationale Element und Freiheit des Handelns helfend zur Seite ſtand. Auf der öſtreichiſchen Seite fehlt, wie überhaupt unter den ſpätern Habsburgern, der nationale Sinn; wir ſehen Feldherren aller Nationen auf den Kampfplatz treten, häufig mehrere einander gleichgeſtellt, durch Volkshaß oder perſönliche Zwiſtigkeiten verfeindet. In der Adels- und Prieſtercamarilla zu Wien beſtimmten ganz andere Gründe als Kriegstüchtigkeit die Wahl der Feldherren und auch an den türkiſchen Grenzen wollte der Kriegshofrath zu Wien die Bewegungen des Heeres an ſeinen Fäden leiten. So finden wir dieſen Kampf befleckt mit einer beiſpielloſen Menge von Zügen der Feigheit, Verrätherei, Sorgloſigkeit und Untüchtigkeit der Oberfeldherren, von ihrem Hader, der in den wichtigſten Augenblicken ſie das Heil ihres Herrn vergeſſen ließ. So durfte der General Wallis, welcher gemeinſam mit ſeinem Feind Neuperg an der türkiſchen Grenze befehligte, nachdem er durch ſeine Feigheit den Verluſt von Belgrad herbeigeführt hatte, es wagen, einen Kurier nicht abzuſchicken, durch den der Kaiſer dem mit den Friedensverhandlungen beauftragten Neuperg verbot, in die Abtretung von Belgrad zu willigen. Auf dieſe Weiſe ging die wichtige Feſtung verloren; da aber Wallis aus guter Familie war, ſo dauerte

seine Ungnade nur wenige Monate und nach dem Tode Joseph's I., 1740, wurde er sogar wieder an die Spitze eines Heeres gestellt. Dagegen zeichneten sich viele der unteren Anführer durch rühmliche Züge von Hingebung aus. Wir brauchen nur an das bekannte Beispiel des Befehlshabers von Sigeth, des Grafen Srinji (Zriny), zu erinnern, der im Jahre 1552 seine Feste gegen 200,000 Türken unter dem eignen Befehl Soliman's mit 1500 Mann gegen zwanzig Stürme vertheidigte; das türkische Heer wurde wochenlang aufgehalten, verlor über 30,000 Mann und seinen Sultan, der das Ende der Belagerung nicht erlebte. Edel handelte der Wessir, der den abgehauenen Kopf des Srinji dem Grafen Salm nach Raab schickte mit diesem kurzen Briefe: „Zum Zeichen meiner Gunst schicke ich euch den Kopf eines der tapfersten Krieger, eures Freundes. Den Leib habe ich, wie es sich für einen solchen Helden geziemt, anständig begraben lassen!" — Nächst der übeln Wahl der Oberfeldherren verschuldete besonders die Zusammensetzung des Heeres aus Söldnern aller Länder, die Unmöglichkeit der Verpflegung in dem menschenleeren, verwüsteten Lande, und die Ungesundheit grade der Hauptknoten des Kampfes, wie Komorn, Temeschwar, Peterwardein, die geringen Erfolge der Oestreicher. Das Kriegsglück der Türken erreichte den höchsten Grad, dem sogleich der Rückschlag folgte, mit der Belagerung von Wien 1683. Die nahe Gefahr erregte das Reich zu größerer Theilnahme, seit langer Zeit zum erstenmale wieder wirkten deutsche Reichsfürsten zu einer gemeinsamen That, zum Entsatz von Wien zusammen; drei Jahre nachher hatten die Türken Ofen verloren, das sie über 140 Jahre ungestört besessen und im folgenden Jahre 1687 hatten sie alle Besitzungen auf der linken Seite der Donau verlassen müssen, auch Siebenbürgen und Slavonien; ihnen blieb nur das Temeschwarer Banat. Nun trat ein merkwürdiger Abschnitt des Krieges ein, indem zwei große Feldherrn, der Prinz Eugen seit 1697 und der Großwessir Kiuprili Mustapha einander gegenüber standen. Eugen's herrliche Siege führten zu dem Carlowitzer Frieden 1699,

wodurch die Pforte von allen ungarischen Landen nur das Banat erhielt, welches sie 1739 an Oestreich verlor. Aber dieser Friede war nur für Oestreich ein Gewinn; Ungarn konnte sich desselben nur halb erfreuen, denn es wurde als ein erobertes Land behandelt und für ein Erbreich des Hauses Habsburg erklärt, nach dessen Aussterben es wieder ein Wahlreich werden sollte. Die mit so blutigen Opfern erkämpfte und durch feierliche Verträge zugesicherte Religionsfreiheit wurde als Gnade zugestanden, was natürlich keine strenge Achtung derselben von Seiten der katholischen Geistlichkeit bedingte. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts wanderten auch die Raizen oder Razen ein, griechische Christen aus der Türkei. Sie wurden an wüsten Plätzen angesiedelt, aber so wenig gegen sie, wie gegen die Protestanten Bekehrungsversuche gespart. Besonders durch die Uebergriffe der Jesuiten brach unter Franz Rakotzy, dem Stiefsohn des Emmerich Tököly, i. J. 1700 ein neuer Aufruhr aus, der, obgleich er unterdrückt wurde, der ungarischen Nation folgende Freiheiten rettete: Die heilige Krone, unter der Aufsicht der zu Kronhütern ernannten Magnaten, sollte beständig im Lande bleiben, die Landschaften, welche von Ungarn abgerissen worden, wie Bosnien und Serbien, sollen damit wieder vereinigt werden, den Protestanten wird freie Religionsübung zugesichert und der Nation die freie Wahl ihrer Monarchen, wenn der Kaiser Carl VI. ohne männliche Nachkommen sterben sollte. Bekanntlich trat dieser Fall ein, Carl hatte nur Töchter, deren älteste, Maria Theresia, mit Franz I aus dem Hause Lothringen-Vaudemont vermählt war. Mit Carl VI. starb also das habsburgische Haus aus und es kam das lothringische auf den Thron, das auf den Namen Habsburg so wenig Anspruch zu machen hat, als mit dem Grafen von Paris eine meklenburgische Dynastie auf den französischen Thron kommen wird oder durch die Großfürstin Maria eine darmstädtische auf den russischen. Carl VI. suchte bekanntlich durch die pragmatische Sanction das Erbrecht seiner Lande auf Maria Theresia übergehen zu lassen.

1722 gelang es ihm auch in Ungarn, und die Stände dieſes Reichs huldigten nach Carl's Tode ſeiner Tochter Maria Thereſia mit um ſo größerem Eifer, je mehr die andern europäiſchen Mächte ihre Monarchie zu zerſtören ſuchten. Sie begeiſterte bekanntlich den Reichstag durch ihre perſönliche Gegenwart, indem ſie, ihren Sohn Joſeph auf dem Arm, in die Mitte der Verſammlung trat. Durch häufige Reiſen nach Ungarn, durch Belohnungen der Tapferkeit, durch die Stiftung eines neuen ungariſchen Ritterordens, dem heil. Stephanus geweiht und durch manches andere ſuchte ſie ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Unter dem ungariſchen Heere führte ſie eine deutſche Kriegsverfaſſung ein, vereinigte die ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert an Polen verpfändeten Zipſer Städte wieder mit Ungarn und erhielt von der Pforte den Theil der Moldau, welcher ehedem zu Siebenbürgen gehört hatte, die waldige Bukowina, zurück. Siebenbürgen wurde 1765 zu einem Großfürſtenthum erhoben. Um ſich ganz die Liebe der Ungarn zu erwerben, hielt ſie ſich öfters in ungariſchen Städten auf, bezeugte der ganzen Nation große Achtung, ließ ihren Erzherzog Joſeph ungariſch kleiden und ſprechen. Auch errichtete ſie eine ungariſche adelige Leibwache. Dabei ſuchte ſie nach und nach die ungariſchen Sitten zu mildern und deutſche Gebräuche, Künſte und Wiſſenſchaften in dieſem Lande einzuführen. Vielen Großen ertheilte ſie Hofbedienungen, damit ſie in Wien leben und an ein gefälligeres Aeußere ſich gewöhnen möchten. Nach Ungarn ſelbſt verpflanzte ſie ſehr viele deutſche, italieniſche und in das Banat ſogar ſpaniſche Coloniſten. Nur in den religiöſen Angelegenheiten konnte ſie ſich nicht zu einer freien Anſicht erheben. Hier veranlaßte ihr beſchränkter Religionseifer manchen Druck und viele Ungerechtigkeiten. Ihr Nachfolger Joſeph II., den ſie ſchon 1765 zum Mitregenten erhoben hatte, zu erhaben über ſein Volk, um von ihm verſtanden zu werden, aber auch zu feurig und brennend für das Beſte, zur Ungeduld gereizt durch die lange Vormundſchaft ſeiner alternden ängſtlichen Mutter, und nicht geneigt, den lang-

ſamern und ſichern Weg zu gehen, regierte von 1780—1790. Mehr Gutes wollte vielleicht nie ein Herrſcher, und ſo wenig auch von alledem, was er wollte und einrichtete, Beſtand hatte, ſo weckte er doch den Geiſt der Humanität bei ſeinem Volke, das damals ſich gegen ihn auflehnte und jetzt den Verkannten ſegnet. Joſeph II., als einer der wenigen Herrſcher, die ihrer Zeit vorangeeilt waren, iſt wohl die tragiſchſte Perſon der Weltgeſchichte, nicht nur, weil er durch den Widerſtand, den ſeine Wohlthaten fanden, zu Grunde ging, ſondern auch weil ſeine Völker um einen Theil der Geſchenke, die ſie damals zurückwieſen, zu erlangen, jetzt ſchon lange vergebens ringen. Sein Toleranzedict vom 29. Oct. 1781 kündigte den Geiſt ſeiner Regierung an. Es gab den Proteſtanten gleiche Anſprüche auf die Erlangung höherer Aemter, und iſt faſt das einzige Denkmal ſeines reinen Willens und freien Geiſtes, das die Stürme ſeiner letzten Tage nicht vernichtet haben. Nicht weniger wandte er ſeine Sorgfalt den materiellen Verbeſſerungen zu. Ungarn iſt dadurch ſo unglaublich an allen Hebeln des Verkehrs und Wohlſtandes, an allen Werkzeugen der Geſittung verwahrloſt geblieben, weil der Adel, alſo der beſitzende Theil des Volkes, von Abgaben frei war, deswegen fehlen Straßen, um aus einem fruchtbaren Theil des Landes das Getreide in den angrenzenden Theil, wo die Leute aus Hunger ſterben, zu bringen, deßwegen fehlen die Dämme, um die fruchtbaren Ebenen vor den Ueberſchwemmungen zu ſchützen, die Canäle, um die Sümpfe auszutrocknen, und die Schulen, um beſſere landwirthſchaftliche und gewerbliche Kenntniſſe unter der Bevölkerung zu verbreiten. Joſeph ließ eine Vermeſſung aller Ländereien vornehmen und ſuchte eine nach allgemein gerechten Grundſätzen geregelte Beſteuerung einzuführen, wodurch der Adel verloren hätte. Er führte eine einfachere neue Gerichtsordnung ein, ließ ein neues Criminalgeſetzbuch abfaſſen, munterte den Bergbau, die Landwirthſchaft und den Gewerbfleiß auf, gab eine neue Schulordnung und ſuchte durch Einführung der deutſchen Sprache

einerſeits den Gerichtsgang und alle Regierungsgeſchäfte zu vereinfachen, andererſeits die Bildungsquellen des weſtlichen Europa's leichter als durch die lateiniſche und ungariſche in das Land zu leiten. Durch alle dieſe Eingriffe in die Rechte eines über ſeine Freiheiten eiferſüchtig wachenden Volkes, das er zur Freiheit erheben wollte, brachte er die Ungarn unverſöhnlich gegen ſich auf. Es war dem Kaiſer unmöglich, dieſe gemiſchte Nation, wo Licht und Schatten ſo dicht an einander grenzte, ſo ſchnell zu ſeinem Ideal zu erheben; Joſeph wurde verkannt. Die Unruhen in ſeinen Erbſtaaten, das Murren in Ungarn, der offene Aufſtand in Belgien, ſeine in dem unglücklichen Türkenkrieg zerrüttete Geſundheit zwangen ihn im Jahre 1790, die ganze Mühe und Arbeit ſeines Lebens durch die Widerrufungsacte im Angeſichte ſeines Todes feierlich auszuſtreichen und dann zu ſterben.

Sein Bruder Leopold II., mehr geeignet, das friedliche Großherzogthum Toscana muſterhaft zu verwalten, als den Sturm in einem in ſeinem tiefſten Grund aufgeregten und von außen ſchon durch die franzöſiſche Staatsumwälzung bedrohten Reiche zu beſchwören, ſtellte die alten Mißbräuche in Ungarn wieder her, hob außer dem Toleranzedict alle Geſetze Joſeph's, ſo weit ſie dem Adel hinderlich waren, auf und beendete auf die ſchmählichſte Weiſe die zweihundertjährigen Türkenkriege durch die Herausgabe von Belgrad, dem Straßburg der Donau, der Frucht der Heldenthaten Eugen's, Laudon's, Coburg's und Hohenlohe's.*) In Leopold's Todesjahr 1792 brach der

*) Georg Forſter ſagt Folgendes über beide Kaiſer: Joſeph ließ die Krone aus Ungarn in ſeine Hofburg nach Wien bringen und ſchickte ſie kurz vor ſeinem Tode mit aller erdenklichen Feierlichkeit zurück, damit Leopold ihr wieder nachreiſen könne Joſeph hatte noch als Kind ein: Laßt uns ſterben für unſern König! gehört und vernahm auf ſeinem Todbette die drohende Stimme des Aufruhrs; er ward gehaßt und gefürchtet. Leopold hingegen, dem die Ungarn trotzen zu können glaubten, ward geliebt. Joſeph hatte ſich nie krönen laſſen; ſein Bruder gewann die Na-

französische Revolutionskrieg aus und der Waffenlärm übertönte die Rufe der ungarischen Vaterlandsfreunde nach Religionsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, nach Beförderung des Handels und Gewerbfleißes, der heimathlichen Literatur, Sprache und Volksbildung.

Franz II, wie Leopold, beschwor die Verfassung und erhielt sich so die Liebe der Ungarn, welche 1796 den kürzlich verstorbenen Erzherzog Joseph zum Palatin erwählten und in dem unglücklichen Feldzuge von 1805 und 1809 den Kaiser bereitwillig mit Geld und Truppen unterstützten. Napoleon drang im Jahr 1809 bis Raab vor, welches auch der Endpunkt von den Eroberungszügen Carl's des Großen gewesen war. Die ungarische Landwehr, die Insurrektion genannt, wohl die einzige Insurrektion, deren die conservative östreichische Regierung sich bedient, entwickelte aber am 14. Juni 1809 nicht ihre alte Tapferkeit. Sie war bei dieser Gelegenheit zum letztenmale beisammen, denn da sie nur das Vaterland vertheidigt und außer den Grenzen desselben nicht ficht, so nahm sie an den folgenden Kämpfen keinen Antheil. Am tapfersten hielten sich in der Schlacht bei Raab die steiermärkischen Soldaten, 300 an der Zahl, welche sich in einem Kornhause des Hofes Kismagyar vertheidigten. Die Franzosen mußten es mit Kanonenkugeln zusammenschießen, ehe sie dieselben vertreiben konnten und der Rückzug des östreichischen Heeres wurde so gerettet. Nach der Schlacht eroberten die Franzosen die Festung Raab und sprengten deren Werke, welche seitdem nicht wieder hergestellt worden sind.*)

Die schon durch die Reaktion gegen Joseph's deutsche Bestrebungen hervorgerufene magyarische Bewegung für

---

tion durch diese eitle Feierlichkeit. Dafür steht auch sein Bildniß in dem großen Saale, wo alle Könige von Ungarn seit Stephan dem Heiligen abgebildet sind, in königlichem Schmuck, dahingegen Joseph der Nichtgekrönte in seiner Feldmarschalluniform wie ein Barbar unter ihnen erscheint.

*) Prutz kl. Schriften. I. 308—312.

vaterländiſche Sprache und Literatur iſt erſt nach wiederhergeſtelltem Weltfrieden, beſonders ſeit 1825, lebhaft hervorgetreten. Unter Leopold II. gab es an der Landesuniverſität nicht einmal einen Lehrer der ungariſchen Sprache und jetzt wird die Kenntniß derſelben von jedem ſlaviſchen und deutſchen Bewohner Ungarns verlangt. Dieſe Anforderung der Magyaren, daß die Deutſchen magyariſch lernen und Magyaren werden ſollen, iſt eine etwas ſpäte Antwort auf die Forderung Joſeph's, daß die Ungarn deutſch lernen ſollen.

Schon unter Leopold beſchwerten ſich die Reichsſtände, daß eine fremde Sprache zu Geſchäftsverhandlungen benutzt werde, und drangen auf beſſere Pflege der vaterländiſchen, aber, wie erwähnt, durch die Kriegsſtürme gehindert, konnten ſie dies nationale Streben erſt in den zwanziger Jahren wieder nachdrücklich aufnehmen und ſeitdem iſt ſeine Kraft durch die Idee des Panſlavismus geſteigert worden. Die Magyaren, als vorgeſchobene Poſten mitten im Slavenlande, im eignen Lande nur vier Millionen ſtark, ſieben Millionen Slaven gegenüber, denen ſie in Folge Jahrhunderte langer Kämpfe feindſelig und als die bevorrechteten Herren gegenüber ſtehen, glauben ſich ihre bedrohte Volksthümlichkeit und zugleich gegen Rußland ihre Verfaſſung dadurch am ſicherſten retten zu können, daß ſie ihre Sprache und damit ihre Denkweiſe und Sitte allen den Slaven, die innerhalb der Grenze ihres Königreichs wohnen, als Unterjochten aufdringen. Bei den Slaven, beſonders den Croatiern, iſt aber die illyriſche Partei mächtig, welche daſſelbe Streben hat, und ſo wird der alte Hader wieder aufgewärmt, alle Niederlagen und Siege wieder hervorgezogen, als Belegſtücke der frühern Größe und ſo der Haß geſchürt. Wie vor tauſend Jahren Kaiſer Arnulf die Magyaren gegen die Slaven zu Hülfe rief, ſo ſcheint Oeſtreich in neuerer Zeit den Ungarn dieſelbe Stellung gegen das neue große Slavenreich anzuweiſen. Die Sprache der Ungarn war indeß bisher zu wenig ausgebildet, um ſie andern Nationen annehmbar zu machen und hatte eigentlich nie eine lite-

rarische Blüthezeit, wie so manche slavische, z. B. die böhmische, gehabt. Es konnte daher nichts den Zweck der Patrioten mehr fördern, als die Stiftung einer ungarischen Gelehrtengesellschaft, welche, alle begabte Männer vereinigend, es sich zum nächsten Ziel stellte, durch sprachliche Forschungen, durch Ausarbeitung ungarischer Wörterbücher und Sprachlehren, durch Herausgabe von Zeitschriften und Werken und Stellung von Preisfragen, welche auf das Vaterland Bezug haben, die Kenntniß der Heimath und die Ausbildung der Sprache zu fördern. Nach mehreren verunglückten Versuchen kam diese Gesellschaft, die ungarische Akademie, im Jahre 1825 zu Stande, und zwar in wenigen Minuten auf dem Landtag zu Preßburg. Setschenji (Szechényi) schenkte 72,000 fl. zur Begründung, es fanden sich allmälig 150 Mitglieder zusammen und jetzt verfügt die Gesellschaft über 480,000 fl. und eine bedeutende Büchersammlung. Daß auch in materieller Hinsicht für Ungarn eine neue Zeit angebrochen ist, dafür bürgt die Donaudampfschifffahrt, die Eisenbahn von Preßburg nach Tyrnau und der riesige Brückenbau bei Pesth, obgleich die dafür thätigen Köpfe und Hände größtentheils Fremde waren.

Den Uebergang von der Geschichte zur Landesbeschaffenheit Ungarns vermittelt am besten folgende Betrachtung.

Ungarn läßt sich ansehen als ein großes Kesselland, rings herum von Gebirgen: den Karpathen, den Alpen, den wallachischen und illyrischen Bergzügen umgeben. Die Hauptgewässer sind die Donau und ihre großen Nebenflüsse: die Theiß, Drau und Sau. Alle diese vier Flüsse führt daher Ungarn in seinem Wappen. Die Flüsse Donau und Theiß bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkereinströmung stattfand. Diese drei Hauptthore sind: 1) das bei Preßburg, wo die Donau, die südlichsten Ausläufer der Karpathen und die nördlichsten der Alpen durchschneidend, in das Land eintritt; 2) das bei Belgrad, wo sie das banatisch-serbische Gebirgsland zu durchbrechen anfängt und Ungarn verläßt; 3) das bei den

Quellen der Theiß, wo ſich zwiſchen der nordungariſchen und der ſiebenbürgiſchen Gebirgsmaſſe die große Theißebene ausdehnt. — Durch das erſte Hauptthor bei Preßburg kam Ungarn mit dem Weſten Europa's in Berührung. Zu dieſer Pforte hinaus ritten die Hunnen, Attila an der Spitze, um Weſteuropa zu verwüſten, hierdurch ſtrömten die wilden Schaaren der Magyaren unter Arpad und ſeinen Nachfolgern, um Deutſchland zu verheeren, durch dieſes Thor brachen die Türken hervor, als ſie Herren des ganzen mittleren Keſſellandes waren, um Wien zu belagern. Herein kamen durch dieſe Lücke die Völker des Weſtens, insbeſondere die Deutſchen unter Carl dem Großen, um den Ungarn ihre Verwüſtungen zu vergelten, dann unter vielen andern Kaiſern und Heerführern, um ſie aus räuberiſchen Nomaden zu ſeßhaften Bürgern zu machen, hier herein kamen die Kreuzfahrer, die Oeſtreicher, um ihre Erbrechte geltend zu machen, und endlich die Franzoſen im Jahr 1809.

Faſt noch anziehender ſind die Verhältniſſe des zweiten Thors bei Belgrad. Zur Römerzeit lag nördlich von der Donau die Barbarei, ſüdlich die römiſch-byzantiniſche Geſittung und wenn die römiſchen Kaiſer und dann die byzantiniſchen Feldherren durch das Thal der Morava hereinbrachen, ſo übten ſie daſſelbe Amt, wie die Deutſchen bei Preßburg. Später drehte durch den Sturz des byzantiniſchen Reichs dieſe Beziehung ſich um, nun hauſte ſüdlich der Donau die türkiſche Barbarei und das untere Donauthor wurde der gerade Gegenſatz des oberen. Wie hier einſt die rohe Kraft der alten keltiſchen Völker, dann der Jaſſygen und Cumanen in's römiſche Oeſtreich eingebrochen war, ſo ſtrömten jetzt die aſiatiſchen Horden herein und trafen mit den Oeſtreichern und Ungarn zuſammen. Um dieſen Punkt drehen ſich alle Kämpfe Ungarns mit der Türkei und es liegen hier von Mohatſch an der Donau und von Zentha an der Theiß herab Schlachtfelder an Schlachtfeldern, auf denen unſägliches Blut vergoſſen wurde. Der Schlüſſel dieſer Stellung iſt Belgrad, das die Spitze von vier Flußthälern, der obern

Donau nach NNW., der Drau nach WNW., der Sau nach West, der Theiß nach Nordost beherrscht. Sie dehnen sich von hier fächerförmig aus und Belgrad ist der Griff des Fächers. Unterhalb Belgrad erhält die Donau keine bedeutenden Zuflüsse mehr. Daher hier mitten in der Donau der bedeutungsvolle Name der Kriegsinseln, daher die ungeheuren Kämpfe um den Besitz dieses Punktes und die Anstrengungen halb Europa's, ihn den Türken zu entreißen. Es waren mehrmals gleichzeitig Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener, Schotten, Ungarn und Serben hier mit den Türken handgemein und dreißig französische und deutsche und ein portugiesischer Prinz befehligten unter Eugen, als dieser mit Belgrad's Einnahme 1767 die Wiedereroberung Ungarns abschloß.

Durch das dritte Hauptthor endlich, wo die Theiß-Ebene beginnt, kamen die Ungarn selbst, über 200,000 bewaffnete Männer stark, aus den Ebenen der Moldau, über die Karpathen und durch das Thal der Theiß. Vor ihnen kamen dieses Wegs die Hunnen, nach ihnen die Cumanen und Tartaren und jetzt stehen hier drohend die Russen. Das deutsche Thor wird durch Komorn, das serbische durch Peterwardein, das russische durch Munkatsch vertheidigt. Zwischen diesen drei Thoren spielt die ganze äußere Geschichte Ungarns, durch sie ist es von den Magyaren, Türken und Deutschen erobert worden.

Nächstdem ist noch 1) die Lücke in den Karpathen östlich von der Tatragruppe zu bezeichnen, wo der Poprad und der Donajetz zur Weichsel durchbrechen, als die Vermittlerin kriegerischer und friedlicher Berührungen mit Polen; 2) das Thal der Marosch, das eine Verbindung mit Siebenbürgen eröffnet; 3) die Thäler der Drau und Sau, in denen schon alte römische Heerstraßen in das obere Pannonien, Rhätien und das nördliche Italien führten; auf diesem Wege gelangten die Ungarn auch an's adriatische Meer, kamen in Berührung mit Venedig und erlangten ihren Seehafen Fiume, der die Quelle so vieler Hoffnungen ist; 4) endlich wird später noch von der Gegend bei'm eisernen Thore, wo Trajan's Brücke stand und

durch das Tſchornathal häufige Einfälle in Dacien ſtattfanden, die Rede ſein.

Zweiter Abſchnitt.

Landesbeſchaffenheit.

Die Fläche von Ungarn übertrifft den gebirgigen Theil bei weitem an Umfang und zerfällt in zwei Ebenen, die oberungariſche an der Donau von Preßburg bis zu deren Südwendung und die niederungariſche oder Theißebene. Durch die Ebenen von den Ausläufern der Alpen getrennt liegen die Karpathen in einem nordöſtlichen Bogen von der wallachiſchen Tiefebene bis zur öſtreichiſchen Grenze bei der Marchmündung verlaufend. In ihnen ſind folgende Gruppen zu unterſcheiden: von dem wallachiſchen Tieflande zur Theißquelle das Hochland von Siebenbürgen, bis zum Poprad das karpathiſche Waldgebirge, zwiſchen Poprad, Donajetz, Arwa und Waag mit Hochgebirgscharakter der Tatra oder Centralkarpath, ſüdlich von ihm bis zur Biegung der Donau das ungariſche Erzgebirge, nordweſtlich von ihm an den Weichſelquellen die Bieskiden, und zwiſchen March und Waag bis zur Donau bei Preßburg die kleinen Karpathen. Im Oſt bei Fockſchan am Sirethfluſſe an der Grenze zwiſchen Moldau und Wallachei ſteigen die Vorberge der Karpathen an dem Kettenzuge, der von Süden kommt, aufwärts und erheben allmälig ihre höchſten Felſenſtirnen bis zu den Regionen, in denen die Alpenpflanzen gedeihen. Noch mächtiger wird der Gebirgszug in der Zipſer, Liptauer

und Arwaer Gespannschaft, wo er unter dem Namen des Tatra seine größte Höhe von fast 8000 Fuß erreicht.

Der Tatra, der in seiner weitesten Ausdehnung von Ost nach West mehr als acht Meilen lang ist und mit seinen Vorgebirgen gegen N. und S. einen Breitengrad einnimmt, ist die Centralkette, ein Granitgebirg, das zur Seite, wie die norischen Alpen, von einem Kalkgebirg begleitet wird. Seine Ausläufer streichen in NW. bis Oberschlesien, wo sie sich mit den Sudeten vereinigen. Bis zu einer Höhe von gegen 3000 Fuß sind die Karpathen allenthalben mit Waldungen bedeckt, besonders aus Nadelholz, und nur im vorigen Jahrhundert waren diese Forste fast undurchdringlich; nun haben aber gänzlicher Mangel an Aufsicht und große Waldverwüstungen hie und da im Gebirge schon Holzmangel erzeugt. Ueber den Wäldern sind treffliche Weiden für Hornvieh und Pferde mit den gewürzreichsten Pflanzen; noch höher hinauf bedecken Alpenpflanzen die Felsen und darüber erhebt sich der höchste Gebirgskamm, steil und nackt, schräg und senkrecht gespalten, selbst für Gemsen fast unzugänglich, in die Wolken, die sich oft auf seinem Rücken lagern.

Südlicher von dem Tatra ist der Hauptstamm des ungarischen Erzgebirgs, das mit seinen vier Hauptästen gegen Kremnitz, Schemnitz, Gömör und östlich gegen Eperjes sich ausbreitet, dessen Vorgebirge sich über Trentschin bis Leopoldstadt, von Schemnitz bis zur Donau nach Süden, von Gömör bis zum niedrigen Matra westlich von Erlau und zu den Höhen von Mischkolz, und zuletzt von Eperjes bis zu den Hügelreihen von Tokay sich erstrecken. Sie begleiten und bilden die langen Thäler der Waag und der Gran und schicken der Theiß und Donau ihre nördlichen Zuflüsse zu.

Ganz von diesen getrennt streichen die Banater Berge auf der Grenze gegen die Wallachei von Siebenbürgen bis Orsowa an der Donau hinab und von da gegen Westen aufwärts bis Ujpalanka am Einfluß der Nera in die Donau. Eigentlich ist es dieselbe Kette der Karpathen, die sich um Siebenbürgen herum nach Westen schlängelt

und hier wieder nach Süden zum großen Hämus- oder Balkangebirge fortsetzt. Bei Orsova bricht der Donaustrom hindurch, dessen gewaltsames Einwirken man an den nahen Felsenmassen wahrnimmt. Hier, in den sogenannten eisernen Thoren, von denen noch ausführlicher die Rede sein wird, drängt die Donau in Wirbeln und Wasserfällen sich zwischen engen Felswänden und herabgestürzten Blöcken hindurch. Es bleiben nun noch die beiden westlichen Mittelgebirge zu erwähnen, 1) die slavonischen Berge, welche zwischen Sau und Drau von West nach Ost von der östreichischen Grenze bis nach Carlowitz verlaufen, und 2) die Cetzischen Gebirge, welche auf dem rechten Donauufer von Südwest nach Nordost von den Steyrischen Alpen nach Gran zu sich hinziehen. Zu ihnen gehört der berüchtigte Bakonjiwald. Durch dieses Mittelgebirge wird nun die ungarische Fläche in die zwei erwähnten Ebenen, die westliche oberungarische und die östliche oder Theißebene abgetheilt. Die obere Ebene ist vom Neusiedlersee bis zu den Cetzischen Bergen beinahe 20 Meilen breit; ihre Oberfläche ist auf der Insel Schütt, am Neusiedlersee und am Raabfluß am fruchtbarsten; sie nimmt vorzüglich die Preßburger, Wieselburger, Raaber und Komorner Gespannschaften ein. Die niedere, weit größere Ebene gegen Ost hat in ihrer größten Breite gegen 60, in ihrer kleinern an 40 Meilen, reicht über die Mur und Drau nach Croatien, Slavonien und setzt bei Groß-Caroly in der Sathmarer Gespannschaft ihren Weg auch nach Siebenbürgen fort. In ihren tiefsten Stellen finden die Gewässer der Drau und Theiß mit ihren Nebenflüssen ihren matten Abzug; überall zeigen sich noch die Spuren der ehemaligen Oberherrschaft des Wassers über die Fläche, weit ausgebreitete Moräste und etwas höher hinauf ebenso meilenweite öde Sandstrecken. Die größten sind von Waitzen an der Donau nördlich von Pesth herab zwischen der Theiß und Donau bis zu ihrer Vereinigung, im Pesther, Batscher Comitat und Klein-Cumanien, auch in der Baranyer Gespannschaft zwischen Drau und Donau,

im Nordoſt der Ebene um Debretzin und in der Fläche des Temeſchwarer Banats am Ufer der Donau. Meilenweit entdeckt man da keinen Stein, keinen Baum, keinen Strauch, keine lebendige Seele, nur Graswuchs und häufig trockenen Flugſand, den die Winde verwehen und zu immer neuen Hügeln umbilden. Sonſt bedeckt fruchtbare Gartenerde nicht nur die meiſten Vor- und Mittelgebirge, ſondern auch einen großen Theil der nordöſtlichen Grenzalpen; in den ſüdlichen Gegenden bringt ſie faſt ohne Hülfe von Menſchen, ohne Dünger und Egge alles im größten Ueberfluſſe hervor.

Das Klima in Ungarn iſt ſehr verſchieden, aber im Ganzen überall heilſam; die große Kette der Karpathen mit ihren Zweigen macht den Norden etwas rauher, denn der Schnee, der in dem ſüdlichen Theile der untern Ebene ſelten vierzehn Tage lang liegen bliebt, ſchmilzt auf den nördlichen Gebirgen, wo er im September fällt, kaum vor der Mitte des Junius und in den Thälern der Liptauer, Zipſer und Marmaroſcher Alpen liegt ewiger Schnee. Wenn hier das Korn kaum verblüht hat, ſo iſt es in den ſüdlichen Theilen des Reichs gegen den 20. Juni ſchon reif; wenn es der Froſt nicht verdirbt, wird es auf den Gebirgen erſt im September geſchnitten. Der Unterſchied iſt alſo bedeutend, doch liegt ganz Ungarn im Weinklima, das mit dem 50. Breitengrade als ſüdliche Grenze anfängt. Die mittleren Gegenden des Landes haben eine viel mildere Luft und auf den Sandfeldern an der Donau iſt die trockene und ſehr heiße Luft oft unerträglich. Deſto feuchter und voller Dünſte iſt ſie im Süden, wo die Hitze aus den vielen Strömen und Sümpfen ſchlechte Luft entwickelt, welche die Veranlaſſung zu vielen Krankheiten gibt. Durch Erdbeben hat Ungarn öfter gelitten, beſonders 1778.

Was die Gewäſſer betrifft, ſo kommt eigentlich nur die Donau in Betracht, als der Vereinigungspunkt aller andern, denn Ungarn iſt als das mittlere Donaugebiet zu betrachten. Sie nimmt in dem Lande gegen zwanzig größere Flüſſe auf. Im Februar und März

überschwemmt und bedeckt sie fast alle Inseln, die sie bildet, verbreitet ihr Wasser auf der großen Ebene bei Koloscha, Baja unter Neusatz durch die ganze Toronthaler Gespannschaft und das übrige Banat bis über Pantschowa. Der zweite wichtigste Strom ist die Theiß, welche in der Marmaroscher Gespannschaft entspringt, dieses Land rasch durchströmt und dann langsam zu den Donauebenen hinabfließt. Sie verursacht sehr große Ueberschwemmungen und zu beiden Seiten begleiten sie Sümpfe und Moräste. So lange sie in den Gebirgen läuft, hat sie klares Wasser, sobald sie aber bei Semplin das flache Land erreicht und in der Saboltscher Gespannschaft den Fluß Samosch aufgenommen hat, wird sie trüber aber auch desto fischreicher.

Schon Matthias Corvinus wollte diesen Strom mit der Donau vereinen, welcher Entwurf aber erst durch den Canal Franz' II. zur Ausführung gebracht worden ist. Die Waag entspringt aus dem grünen See am Fuße der kleinen Krivan und stürzt sich in der Trentschiner Gespannschaft mit zahlreichen Strudeln rasch in's Thal. Zu erwähnen sind noch Gran, Raab, Drau, Sau, Mur als Nebenflüsse der Donau.

Zu den wichtigsten Seen gehört der Neusiedler See in der oberungarischen Ebene, rings von Hügeln umgeben, etwa sieben Meilen lang und $2^1/_2$ breit. Kohl sagt über ihn: Der Neusiedler See hat gerade die milchig blaßgrüne Wasserfarbe, wie die Donau, auch der grünliche Donauflußsand schien mir ganz derselbe zu sein, wie der Ufersand des Sees. Man hat bekanntlich gefabelt, daß der See mit der Donau durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehe. Dieß ist unwahrscheinlich, aber eine Verbindung durch die großen Sümpfe und das lockere Erdreich, welches zwischen dem See und der Donau liegt, ist wohl möglich. Der Boden des Sees ist sehr locker und eingerammte Pfähle sinken tief ein. Auch über die Abnahme oder Zunahme des Seewassers und darüber, ob sie stetig oder wechselnd sei, ist man nicht einig. Die Leute am See sagen aus, seit mehreren Jahren nehme er beständig ab. An den tiefsten Stellen sei er jetzt 7—8

Fuß tief, durchſchnittlich aber habe er nur 3—5 Fuß Waſſer. Vor zehn Jahren ſei er durchweg 7—8 Fuß höher geweſen und habe an den tiefſten Stellen 15—16 Fuß Waſſer gezeigt. Er ſei damals in beſtändigem Steigen begriffen geweſen und habe eine bedeutende Menge von Aeckern bereits verſchlungen, welche er mit unfruchtbarem Sande überſchüttet. Da der See nicht aufhören wollte, zu ſteigen, ſo glaubten die Anwohner, er würde nun dieſe Höhe beibehalten und nicht mehr auf ſeinen frühern Waſſerſtand herabſinken. Mehrere beſonders betheiligte Gemeinden hatten daher bereits beſchloſſen, ihre Dörfer höher an's Ufer zu verlegen. Plötzlich aber im Jahre 1832 fiel er wieder und ſeitdem iſt er, einige von den Jahreszeiten bedingte Anſchwellungen abgerechnet, immer mehr geſunken. Im Winter iſt der See mit ſpiegelklarem Eiſe bedeckt. Er friert ſelbſt in den gelindeſten Wintern zu, ſowie er im Sommer immer ſehr laues Waſſer hat, was ſich beides aus ſeiner Seichtigkeit erklärt. Die einzige Stadt am See iſt Ruſt, die kleinſte unter allen ungariſchen Freiſtädten, aber eine der berühmteſten wegen ihrer trefflichen Weine. Neuſiedel iſt ein unbedeutender Marktflecken. Die Umwohner des See's ſind Deutſche und Croaten. Der Platten- oder Balaton-See in der großen Theißebene iſt zehn Meilen lang und höchſtens zwei breit und nur ſelten über dreißig Fuß tief, obgleich neun Flüſſe und viele Bäche ſich in ihn ergießen. Er ernährt ſehr viele Fiſche, Krebſe, Fiſchottern, Schildkröten, Sumpf- und Waſſervögel.

Ein Salzſee, der zu Bädern bei Hautkrankheiten wie das Waſſer der Salz-Seen in den ſüdruſſiſchen Steppen gebraucht wird, iſt der Palitſcher See in Klein-Cumanien. Aus dem weißen See jenſeits der Theiß holt man die Soda, mit welcher die debretziner Seife bereitet wird. Sie wird in langen Stücken geformt, iſt ſehr locker und leicht.

Außer den Seen gibt es noch Röhrichte, deren bedeutendſter der Hanſchag-Sumpf iſt. Er ſchließt ſich an das flachere Oſtufer des Neuſiedler-See's an und mag

8—9 Geviertmeilen einnehmen. Der ganze Hanſchag, den die Deutſchen „Waſen" nennen, bildet eine ſumpfige, feuchte Maſſe. An unzähligen Stellen ſammelt ſich das Waſſer in kleinen Pfützen und Seen, unter denen der bedeutendſte der Königsſee iſt. Hier und da findet ſich auch Erlenwald, der nicht ſchwimmt. Auch da, wo der Waſen wirklich ſchwimmend iſt, bleibt er es doch nicht immer. Man findet nämlich überall zunächſt auf der Oberfläche des Hanſchag einen dicken Moosfilz, der gewöhnlich 4—6, aber auch zuweilen bis 12 Fuß dick iſt. Unter dieſer Moosdecke liegt dann in der Regel eine Schicht Torferde und dieſe ruht auf einem feſten Lehmgrunde, der ebenſo, wie der Boden des Neuſiedler Sees, mit Kies und Steinen bedeckt iſt. Im Frühling nun, wo der ganze Hanſchag überſchwemmt wird und mit dem Neuſiedler See nur Ein Waſſer bildet, wird dieſe Moosdecke und zuweilen auch die Torfſchicht von dem untern Boden aufgehoben und ſchwimmt auf dem Waſſer. Wenn aber das Wachsthum in der Moosdecke beſonders kräftig war, ſo wächſt ſie auch wohl an den unteren Boden feſt, hebt ſich dann ſtellenweiſe nicht und wird vom Frühlingswaſſer überſchwemmt. Dann werden ſolche Stücke durch Wellen wohl einmal wieder losgeriſſen und man ſieht da, wo man Tags zuvor ganze Strecken offenes Waſſer erblickte, ſcheinbar alles in feſtes Land verwandelt, indem die Moosdecke emporgetaucht iſt. Die größten Beſitzer im Hanſchag ſind der Erzherzog Carl in Altenburg und der Fürſt Eſterhaſy. Letzterer beſitzt drei Geviertmeilen oder 45,000 Joch dieſes Sumpfes, davon ſind etwa 20,000 Joch unbrauchbare Sumpfwieſe, 12,000 Joch nutzbare Wieſe und 8000 Joch Erlenwald. Das meiſte, was man aus dem Sumpfe holt, kann man nur im Winter herausſchaffen, und nur in ſehr trockenen Sommern iſt es möglich, Arbeiten zu ſeiner Austrocknung vorzunehmen. Die Fürſten Eſterhaſy haben dafür ſchon ungeheure Summen ausgegeben. Eines ihrer koſtſpieligſten Werke iſt ein großer Damm, den ſie mitten durch den Hanſchag errichten ließen, um die nördlich von ihm gelegenen Gegenden

mit den südlichen durch eine gute Verkehrsbahn zu verbinden. Dieser Damm hat 23 Brücken, unter denen im Frühling das Wasser aus dem Sumpf in den See strömt. Die Schilfschneider und Grasmäher in dem Sumpfe sind eigenthümlich ausstaffirt, denn unter die Füße haben sie kleine Bretter gebunden, um nicht einzusinken und auf dem Kopfe Kränze von Gras, zum Schutz gegen die Stechfliegen, welche in großen Schwärmen in der dicken Sumpfluft schweben. Das Gras, welches man nicht abmähen kann, läßt man vom Vieh abweiden. Es leben im Hanschag große Herden Hornvieh, das halb wild ist und schon hier geboren seyn muß, indem kein anderes die Kälte, Feuchtigkeit und das ärmliche Futter erträgt.

Ungarn ist ein außerordentlich reiches fruchtbares Land, was indeß mehr das Verdienst des Bodens, als seiner Bebauer ist. Die Bewohner des nordwestlichen Theils, wo viel Deutsche und Slaven wohnen, sind die fleißigsten Ackerbauer, indeß der Landmann in den fruchtbarsten Gegenden Niederungarns den Feldbau nur nachlässig betreibt. Der Mißwachs von einem Jahre macht hier schon großes Elend, und kaum ist es glaublich, aber doch verbürgt, daß gerade in diesem fruchtbaren Lande Menschen vor Hunger sterben. Die Landleute leben da noch wie Nomaden, bald im höchsten Ueberflusse, bald in größter Noth, und nirgends findet gegenseitige Mittheilung des Ueberflusses statt. Große Strecken Landes liegen völlig unangebaut, ohne nur ein Dorf, ein Haus, oder sonst eine Spur von Cultur zu zeigen. Die Ungarn verrathen sich auch dadurch als ein Nomadenvolk aus Hochasien, daß alle ihre Ausdrücke für Ackergeräthschaften fremden Ursprungs sind. Eke z. B. heißt der Pflug. Dieß ist entweder vom deutschen Worte Egge genommen, oder kommt von ackern her, oder endlich, was das Wahrscheinlichste ist, von dem slavischen Ausdruck Hak für Pflug. Die Egge heißt Barona, was ein slavisches Wort ist. Ispot kommt vom deutschen Worte Spaten her. Die Vorsetzung des i ist ganz gewöhnlich bei den Ungarn, z. B. in dem Worte Istwan, Stephan, Istallo,

Stall, Istab, Stab. Laitorja heißt die Leiter, Sak der Sack, Tengely Dinkel und Lenthe Linsen.

Ein ferneres Hinderniß des Ackerbaues ist, daß durch die langwierige Unsicherheit während der Türkenkriege die Bauern, um gegen kleinere Streifschaaren sich wehren zu können, in Dörfer von 100, 500 bis 1000 Wohnungen zusammenrückten, ja Keschkemet, eine Stadt von 35,000 Einwohnern, ist eigentlich nur ein großes Dorf. Dadurch liegen die Felder zu weit von den Häusern und viele Zeit geht verloren. Endlich sind die Bauern in der Ebene nicht Grundeigenthümer, haben also keinen mit ihrem Fleiß wachsenden Nutzen von ihrem Feld und ermangeln eines gewinnreichen Absatzes bei der Seltenheit von Städten in der Fläche. Ganz anders und weit emsiger ist aber das Volk in den oberen Gegenden, in der Neutraer, Scharoscher, Neograder, Honther, Gömörer, Oedenburger, Eisenburger und Marmaroscher Gespannschaft, es sind keine Magyaren, sondern Slaven und Deutsche, es sind Colonisten, also kleine Grundeigenthümer, und die Bergstädte und die großen Städte Pesth, Ofen, Preßburg gewähren ihnen bessern Absatz, endlich ließ die größere Sicherheit des Landes durch seine Gebirge und die Entfernung vom Türkenreich hier einzelne Wohnsitze zu. Die Hauptgetreidearten sind Weizen und Mais; Reis wird nur in einzelnen sumpfigen Gegenden des Banats gebaut. Gemüse werden besonders auf der Insel Schütt, dem Garten Ungarns, gezogen. Der Kartoffelbau ist erst durch die Bemühungen Joseph's II. in Gang gekommen, und obgleich diese Frucht den Deutschen und Slaven in Hungersnoth die besten Dienste geleistet, so wird sie doch von den Magyaren gering geschätzt und vor 30 Jahren verfütterten sie dieselbe sogar nur den Schweinen. Desto beliebter sind bei ihnen besonders im Süden die Wassermelonen, welche bis 40 Pfund schwer werden. Im Banat sieht man die schönsten mit rosenfarbenem Fleisch und schwarzen Kernen, die bis zu einer Elle lang werden und an 60 Pfund wiegen. Sie sind eine erquickende Frucht auch für den Aermsten, da sie ausnehmend wohlfeil sind. Sie

werden so gegessen, daß man die ganze Melone vor sich nimmt, und sie mit dem Löffel aushöhlt, indem man ein Stück nach dem andern herausbricht und den Saft zugleich mit dem Löffel schöpft.

An allen Arten Obst ist großer Ueberfluß, besonders an Kirschen und Pflaumen, aus welchen letztern ein beliebtes gebranntes Wasser, Sliwowitza, bereitet wird. Im Norden des Landes wird Flachs und Hanf, im Süden seit 1769 Baumwolle gebaut. Taback, der 1576 in Siebenbürgen durch eine türkische Gesandtschaft bekannt wurde, aber erst hundert Jahre später in allgemeinen Gebrauch kam, und Wein, den der Kaiser Aurelius Probus im Jahr 276 in Syrmien bei Carlowitz anpflanzen ließ und dessen Anbau Matthias Corvinus bei Tokay einführte, sind bekannte Erzeugnisse Ungarns. (Mittlerer Weinertrag: 28 Millionen Eimer.) Der größte Wald ist der 12 Meilen lange und 4—5 Meilen breite bei Bakonji, durch seine Räuber berüchtigt.

Ungarn ist durch seine großen Grassteppen, hier Pusten genannt, zur Viehzucht sehr geeignet. Man findet auf diesen weder Baum noch Strauch und nur ein Paar Hütten, in welchen die Familien der Hirten wohnen, machen den belebten Mittelpunkt einer solchen Oede aus. In der Nähe ist oft eine große Glocke aufgerichtet, um das Zeichen zum Tränken und Füttern zu geben, auch steht wohl ein großer Stall da, wo Ochsen gemästet werden. Die Heerden sind halb wild und die Hirten sind es auch. Kohl entwirft von den rohesten, den in den einsamen Wäldern müßig lebenden Gonassen oder Schweinehirten folgende Schilderung. „Als Kind lernen die Leute in dieser ganzen Gegend des Bakonji-Waldes, deren Existenz vorzüglich auf Schweinezucht begründet ist, nichts als Schweinehüten, kein Lesen und Schreiben, wenig Religion, und als Männer treiben sie auch nichts weiter als Schweinehut. Sie essen in der Regel nichts als Speck und Schweinefleisch, das mit spanischem Pfeffer (Paprika) dergestalt gewürzt ist, daß außer ihnen Niemand in ein so gepfeffertes Fleisch einzubeißen vermag. Dazu trinken

ſie Wein und Branntwein und rauchen den ganzen Tag, ſpielen dazwiſchen auch wohl die Maultrommel. Sie führen ein regelloſes und hartes Leben, und hauſen, in ihren dicken wollenen Mantel gewickelt, gewöhnlich Tag und Nacht, bei gutem und ſchlechtem Wetter im Walde. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung auf dem ganzen Erdboden, daß die Hirtenvölker auch zur Räuberei geneigt ſind. Das Schweifende und Unſtäte ihres Lebens verleitet ſie dazu. Dabei ſind ſie ſtark und abgehärtet und bedienen ſich dann zuweilen ihrer Stärke gegen die angeſiedelten, ſchwächeren Bürger, die ihnen verhaßt ſind. In der Regel verhält es ſich mit allen Bakonjer Hirten ſo, daß man nicht ſagen kann, ob es ehrliche Leute oder Räuber ſind, und daher kommt es, daß ein Gonaß, der ohne Erlaubniß ſeines Herrn die Heerde verläßt, ohne Weiteres eingeſperrt wird. Der bekannte Räuber Schobri, der eine furchtbare Bande bildete, mehrere Jahre der Gerechtigkeit Trotz bot und auch zum Helden eines Romans erhoben wurde, iſt aus den Schweinehirten des Bakonjiwaldes hervorgegangen. Die Hauptwaffe der Gonaſſen iſt das Hackerl oder Tſchakanji, ein zierliches eiſernes Beil mit einem drei Fuß langen Stiel. Gewöhnlich gebrauchen ſie daſſelbe als Spazierſtock, dann als Hirtenſtab, auch als Beil, um ſich Geſträuch zur Feuerung abzuhauen, endlich auch zur geſelligen Unterhaltung, indem ſie bei ihren Zuſammenkünften im Walde wetteifern, mit dem Hackerl nach einem Ziel zu werfen, und ſo erlangen ſie allmälig auf die Entfernung von 30—40 Schritten eine außerordentliche Fertigkeit. Von dieſer Sicherheit möge Folgendes einen Beweis geben. Ein Paar Gonaſſen hatten zwei Büffel in Ofen zum Verkauf eingetrieben, denn außer den Schweinen hüten ſie bisweilen auch dieſe Thiere. Die Büffel waren wild geworden, durchgegangen und rannten in langen Sätzen den Bergweg der Ofener Feſtung hinab, ſtürzten hier auf die Donaubrücke und brachen auf der andern Seite am Peſther Ufer mitten in ein großes Marktgetümmel ein, wo ſie viel Unheil hätten anrichten können. Die Hirten waren zu Pferde immer

hinter ihnen drein. Den einen, der am Ende der Brücke ſtutzte und zuſammenſtürzte, bekamen die Leute ohne Weiteres feſt und banden ihn; hinter dem andern aber, der zwiſchen den Marktzelten wüthete, Alles umſtieß und die Menſchen zu zertreten drohte, jagten die Gonaſſen mit ihren geſchwungenen Beilen her. Da kein anderes Mittel war, das wü hende Thier zu beſänftigen, ſo warfen ſie ohne Weiteres mit ihren Hackerln danach und trafen auch aus allem Gewühl heraus vom Pferde ſo richtig das Genick des Büffels, daß er auf der Stelle zu Boden fiel und dann völlig getödtet wurde. — Kommt es unter ihnen ſelbſt zum Streit, ſo treten ſie oft plötzlich zurück, um Raum zu gewinnen, und werfen mit den Beilen nach einander, ebenſo werfen ſie bei räuberiſchen Anfällen aus ihrem Verſteck mit den Beilen.

Das ungariſche Hornvieh zeichnet ſich durch ſeine weiße oder graue Farbe, ſeinen ſtattlichen Körperbau und ſeine langen gewundenen Hörner aus. Das meiſte wird auf der großen Keſchkemeter Heide gezogen.

Die Pferdezucht iſt beſonders durch Joſeph II. befördert worden, der in der Bekeſcher Geſpannſchaft mit dem Aufwand von zwei Millionen Gulden ein großes Geſtüte anlegte.

Auch die Zucht der Schafe, macedoniſchen und wallachiſchen Urſprungs und zum Theil veredelt, iſt bedeutend im Banat und in den triftenreichen Vorbergen der Karpathen. (340,000 Centner Wolle jährlich.)

In den Eichen- und Buchenwäldern wird, wie erwähnt, eine große Menge von Schweinen gemäſtet, die gewöhnlich aus Bosnien und Serbien kommen, und daher erſt Contumaz halten müſſen. Ihr Fleiſch iſt vortrefflich, ihr Bau ſtärker, ihre Borſten länger als die der deutſchen, ſie ſind ſchwarz, bösartig und faſt wild. Auf die Märkte, deren bedeutendſter Oedenburg iſt, können ſie daher nur auf folgende Weiſe getrieben werden. Ein Mann geht voran mit einem Sacke, worin ſich etwas Kukuruz oder Mais befindet. Er ſchüttelt die Körner in ſeinem Sacke beſtändig hin und her, indem er die Schweine lockt, als

wolle er ſie füttern. Hintenher geht dann ein anderer Treiber mit einer langen Peitſche, mit welcher er die Zurückbleibenden erinnert, der Lockung zu folgen.

Unter Carl VI. brachte ein Mann mit Lebensgefahr heimlich die erſten Seidenraupen aus Venedig nach Temeſchwar und ſpäter ein anderer aus Udine das erſte Spinnrad ebenſo ſchwierig nach Ungarn, aber beide wurden nicht belohnt und ſtarben unbekannt. Später nahm ſich der Statthalter des Banats, Graf Mercy, mit unglaublicher Sorgfalt dieſes Gewerbzweigs an, er ſetzte Todesſtrafe auf die Beſchädigung junger Maulbeerbäume und ließ ſie mehrmals vollziehen. Erſt 1761 wurde die Seidenzucht durch königliche Verordnungen und Preiſe aufgemuntert, 1765 ſtieg der Gewinn auf 180, 1775 auf 2183, 1784 auf 13,500 Pfund, 1844 über 520,000 Pfund. Der Graf Setſchenji hat in ſeinen Baumſchulen bei Zinkendorf 200,000 Maulbeerbäume pflanzen laſſen. Seidenfabriken gibt es nur in Peſth, welche denen in Wien, Mailand und Como weit nachſtehen.

Ungarn iſt an Mineralien das reichſte Land Europa's. Außer Platina und Zinn zeigen ſich hier alle Metalle; Eiſenerze, beſonders in der Gömörer Geſpannſchaft. An Blei in der Honther Geſpannſchaft und im Banat lieferte im Jahr 1843 Ungarn 6000, die Militärgrenze 3000 Centner. Kupfergruben ſind beſonders in der Zips, im Banat und Siebenbürgen. 1843 belief ſich die Ausbeute auf 37,400 Centner für Ungarn, 1060 für Siebenbürgen. Spießglanz und Kobalt iſt häufig, von letztem wurden 1843: 1337 Centner gewonnen, während die Ausbeute an Queckſilber für Ungarn auf 492, für Siebenbürgen auf 49 Centner ſich belief.

Aber vor allen Metallen iſt die Menge der Gold- und Silbererze wichtig. Die vorzüglichſten Bergwerke auf Silber ſind zu Kremnitz und Schemnitz, welche jedoch abgenommen haben. 1779 lieferten 18 Gruben zu Schemnitz und 3 zu Kremnitz über 92,000 Mark Silber, 1843 war die Geſammtbeute von Ungarn 65,701, die von Siebenbürgen 4982 Mark.

An Gold ſind aus Kremnitz und Schemnitz 1779 allein 2429 Mark geliefert worden, aus Siebenbürgen noch mehr; 1843 ergab ſich in Ungarn ein Gewinn von 3196, in Siebenbürgen von 3531 Mark Gold.

Außerdem wird im Banat faſt in allen Flüſſen durch die Zigeuner Gold ausgewaſchen, indem dieſe auf einem Lindenbrett mit vielen Quereinſchnitten den Sand ſo geſchickt abzuſchlemmen wiſſen, daß die Körner in den Riefen liegen bleiben.

Die Bergleute in Ungarn und Siebenbürgen ſind Deutſche, welche faſt in allen Theilen der Erde zuerſt die Schätze der Erde aufſchloſſen. Noch heutzutage beſitzt der germaniſche Stamm die Eigenſchaften des Bergmannes: die Wiſſenſchaftlichkeit zur Auffindung, die Ausdauer zur Ausbeute, vor allem aber den poetiſchen Sinn, der in der mühevollen, ungeſunden, gefährlichen Arbeit, deren Lohn dem Bergmann nicht zu Theil wird, einen Reiz findet, im vollkommenſten Maaße. In Freiberg und Clausthal waren ſchon vor Jahrhunderten regelmäßige Bergwerke im Gang und von hier aus wurden die Arbeiter in die Zinnbergwerke von Cornwall, in die Silbergruben von Kongsberg, in die Eiſengrube von Dannemora, in die Goldbergwerke des Monteroſa berufen, ſowie deutſche Bergleute noch heute in Braſilien und Peru, in Sibirien und Polen, in Serbien und Nubien neue Quellen des Reichthums erſchließen. Auch in Ungarn ſind die Zipſer Sachſen größtentheils Bergwerkscolonien. In ihrem Freibriefe von 1271 wird ihnen das Recht verliehen, nach Mineralien und Metallen zu ſchürfen, darauf zu bauen und dieſelben zu verarbeiten. Noch jetzt wird in mehreren Gegenden Bergbau betrieben und in andern ſind die Ueberreſte alter Gruben und Halden noch zwiſchen den Saatfeldern ſichtbar. Die Nösner in Siebenbürgen wurden ebenfalls zum Betrieb des Bergbaues in's Land gerufen.

Wie ſehr durch die in Ungarn und ſeinen Nebenländern jetzt noch beſtehenden gegenſeitigen Verhältniſſe von Adel und Bauern der Gewerbfleiß und Wohlſtand gehemmt wird, geht aus folgender Ueberſicht über den An-

theil hervor, der in den einzelnen Provinzen Oeſtreich's von dem Zollertrag auf jeden Kopf fällt.

Unteröſtreich, wo die reiche und große Hauptfabrik- und Handelsſtadt Wien das Verhältniß ſtört, ergibt 2 fl. 29 kr., Lombardei 1 fl. 27 kr., Venedig 1 fl., Salzburg 54 kr., Tyrol 47 kr., Oberöſtreich 27 kr., Böhmen 26 kr., Mähren und Schleſien 9 kr., Gallizien 8 kr. und Ungarn und Siebenbürgen 7 kr. Es ergibt ſich daraus, daß der Wohlſtand und Verkehr einerſeits in demſelben Maaße zunimmt, als die Gerichtsbarkeit aus den Händen der Privaten in die des Staates übergeht, andererſeits ebenſo abnimmt, wie die bäuerlichen Laſten, die Frohnden und Zehnten zunehmen.

Was den Seeverkehr betrifft, ſo gehörten von den im Jahre 1841 auf öſtreichiſchen Werften beſchäftigten 92 Schiffsbaumeiſtern 6 Ungarn oder Fiume und eben ſo viele Croatien, d. h. den Häfen Zeng und Carlopago, an. 1844 betrug die Zahl der angekommenen Schiffe im ungariſchen Küſtenland 7826, in der Militärgrenze 2859.

Die Bevölkerung Ungarns beläuft ſich nach Häufler auf 13,860,000, nach Müller's ſtatiſtiſchem Jahrbuch einer Angabe zufolge auf 14,250,000 im Jahre 1844, einer andern gemäß auf 15,610,000 im Jahre 1843. Wir können daher wohl 15 Millionen als richtiges Mittel annehmen. Im Durchſchnitt kommen 3000 Menſchen auf die Geviertmeile und eine Stadt erſt auf 58 Geviertmeilen, ein Marktflecken auf 8 Geviertmeilen.

Der Nationalverſchiedenheit nach ſind die 13,860,000, welche Häufler angibt, folgendermaßen vertheilt. In Ungarn mit Civil-Croatien und Slavonien 10,500,000, nämlich 1) Magyaren 4,281,000; 2) Slaven 4,010,000, davon Slowaken 2,200,000, Croaten 660,000, Serben oder Razen 740,000; 3) Deutſche 986,000; 4) Wallachen 930,000; 5) Juden 250,000; 6) Zigeuner 30,000; 7) Griechen 10,000; 8) Armenier 2500. In Siebenbürgen unter 2,118,578 Einwohnern: Magyaren 260,000, Sekler 250,000, Sachſen eben ſo viel, Wallachen 1,300,000, Zigeuner 50,000, Armenier 10,000. Endlich

in der Militärgrenze unter 1,235,466 Einwohnern nur 54,000 Magyaren, dagegen 185,500 Deutsche, 100,000 Wallachen, 203,000 Serben oder Razen und als Hauptbevölkerung 692,000 Croaten.

Legt man die Schätzung von 15½ Millionen zu Grunde, so findet man folgende Verhältnisse der Religionsparteien. Römisch katholisch 8 Millionen, griechisch-katholisch 3½ Millionen, protestantisch 3½ Millionen, Juden 260,000, Armenier 17,000.

Die deutschen Ansiedler sind als ein wahrer Segen für Ungarn und als die Gründer seiner Gesittung zu betrachten. Sie haben das Christenthum und die Reformation dahin verpflanzt, das gesetzmäßige Königthum befestigt und die Einführung der Verfassung befördert. Sie halfen das halb öde Land bevölkern, unter ihren Händen stürzten Wälder nieder, Sümpfe wurden ausgetrocknet, Einöden verwandelten sich in Kornfelder und Weingärten; sie erbauten zahlreiche Städte und Märkte, von denen die Cultur des Landes ausging. Sie begründeten den Bergbau und der Handel ist noch heutzutage in ihren Händen, sowie sie auch die einzigen erträglichen Gasthöfe halten. Sie waren ebensowohl die tapfersten Krieger gegen Türken und Tartaren, als die Pfleger der Wissenschaften und Künste. Ihre Hauptstämme sind folgende:

1) Zipser Sachsen, in der Zipser Gespannschaft. Die Zeit ihrer Ansiedelung mag in's elfte Jahrhundert fallen, wie die Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen, mit denen sie auch viele Freiheiten gemein hatten. Sie wählten ihre Priester und Landgrafen und hatten ihr eignes Landrecht, doch mußte bei allen wichtigen Sachen der vom König bestellte Graf hinzugezogen werden, der auch ein Drittel der Bußen erhielt. Sie zahlten jährlich 300 Mark und hatten im Uebrigen Steuerfreiheit, doch behielt sich der König freien Unterhalt vor, wenn er auf einer Heerfahrt in's Land kam. Sie stellten 50 Mann unter das königliche Banner. Im Jahre 1312 kauften sie die Bewirthung des Königs und die Leistung der Kriegsdienste für jährlich 1200 Mark Silber ab, verloren mit der Wehr-

haftigkeit aber allmälig auch ihre Verfassung, ihre Freiheit und Sprache. Von den 42 Ortschaften, welche in der Urkunde von 1312 namentlich aufgeführt worden, bildeten 24 Städte den Zipser Bund. Kaiser Sigmund umging ihr Vorrecht, daß sie weder verkauft noch verschenkt werden durften, dadurch, daß er im Jahr 1412 dreizehn Städte an Polen verpfändete, die übrigen aber wurden nach und nach dem Adel unterworfen und theilweise mit Slaven bevölkert, so daß 1772, als jene Städte wieder eingelöst wurden, außer ihnen nur noch drei hergestellt werden konnten.

Diese Sechzehnstädte bilden nun seit 1778 wieder eine eigne, von aller Gerichtsbarkeit der Gespannschaft abgesonderte Körperschaft. Ihr Haupt ist ein Verwalter, welcher drei Beisitzer, einen Landnotar und einen Fiscal bei sich hat. Unter dem sogenannten Grafen, einem königlichen Beamten, stehen die Richter aller Sechzehnstädte. — In den unterworfenen Orten dagegen geht der deutsche Charakter und die deutsche Betriebsamkeit gleichzeitig mit der Sprache allmälig unter. Die Zahl der deutschen Zipser beläuft sich auf 90,000 Seelen, nach andern Angaben nur auf 50,000, was zugleich einen Begriff von dem Zustande der ungarischen Statistik gibt.

2) Heidebauern, in der Wieselburger Gespannschaft, 42,000 an der Zahl.

3) Krikehager, in der Neutraer, Barscher und Turoscher Gespannschaft, sollen Nachkommen der 1547 bei Mühlberg gefangenen und hierher versetzten Sachsen sein.

4) Hinzen, in der Eisenburger und Oedenburger Gespannschaft, 170,000 Seelen.*)

Die Nationalität der Bewohner wechselt zuweilen in den Städten. So war Karpfen oder Carpona früher ganz deutsch, seit 1610 ist es slowakisch geworden. Schemnitz 1608, Neusohl 1613 von Deutschen gegründet, sind nun gemischt. Nachdem die deutschen Bewohner von Neu-

*) Kohl, Ungarn II., S. 498.

sohl durch Kriege und Pestseuchen sehr vermindert waren, ließen sich in der Stadt Slaven nieder, die jetzt den größten Theil derselben ausmachen Die auf dem Hauptplatze wohnenden sogenannten Ringbürger hatten bis in die siebziger Jahre eine alte Freiheit, nur Deutsche unter ihre Zahl aufzunehmen. Dagegen sind Soly in der Wessprimer Gespannschaft und die französischen, spanischen und italienischen Pflanzstätten im Banat größtentheils verdeutscht.

Die Mundart der ungarischen Deutschen ist sehr verdorben, sie nähert sich dem östreichischen Dialekt und enthält viele slavische und magyarische Worte. Die Zipser sprechen am reinsten, doch mit der Eigenthümlichkeit, daß sie das r nur mit Mühe aussprechen, und halten überhaupt am meisten auf ihre deutsche Herkunft.

Die Deutschen bilden fast ein Sechstel der Städtebevölkerung Ungarns. 1842 zählten nämlich die 243 Städte Ungarns 1,900,000 Einwohner und darunter 300,000 Deutsche; sie bauen auch ihre Häuser fester und zweckmäßiger, als die Ungarn und Slaven.

Dritter Abschnitt.

Die Donau.

Die ungarische Grenze an der Donau wird durch den Einfluß der March und durch die auf deren steilem Ufer gelegene kühne Felsenburg Theben bezeichnet. Gleich hier beginnt die Ebene. Bei Preßburg geht der schmälere Donauarm ab, der die Insel Schütt bildet und bei Komorn mit dem Hauptstrom sich wieder vereinigt. Das Ufer der Insel Schütt ist sehr niedrig, während das süd-

liche etwas höher liegt. Die Feſtung Komorn iſt an einem Punkte gelegen, der durch ſeine geographiſche Beſchaffenheit zu einem Bauplatz für menſchliche Anſiedelungen bezeichnet iſt. Hier vereinigen ſich alle Donauarme, die Waag= oder Neuhäusler Donau tritt zu dem Hauptſtrom, und die Waag und Neutra ergießen ſich hier in die Donau. Es gibt alſo von hier ſchiffbare Waſſerſtraßen in ſehr verſchiedenen Richtungen: auf der obern Donau nach Raab und Preßburg, auf der untern Donau nach Ofen und Peſth, auf der Waag und Neutra zu den Karpathen nach Norden, und auf dem Schwarzwaſſer in die Korngegenden des „Eilandes=Bezirks“ oder der Inſel Schütt. Die Römer hatten bereits dieſen wichtigen Punkt mit der Stadt Brigantium beſetzt und hier machte der Kaiſer Valentinian ſeine Anſtalten zu dem Kriege gegen die Quaden, ſtarb aber in der Stadt vor Beendigung deſſelben. Komorn gegenüber zeigt man noch römiſche Befeſtigungen. Jetzt hat die Stadt Komorn einen bedeutenden Handel und 20,000 Einwohner, und iſt als Feſtung ſo ſtark, daß ſie, ſo lange Oeſtreich und Ungarn vereinigt ſind, noch nie von einem Feinde des Landes erobert wurde, auch nicht von den Türken, die ſonſt alles ringsum inne hatten. Hätten die Oeſtreicher Komorn auch verloren, ſo würden ſie damit ganz Ungarn bis Preßburg und bis an die Karpathen eingebüßt haben. Hinter Komorn hat man alſo in einem Bette alle Gewäſſer der Donau beiſammen und gelangt nun in die Gebirge, durch welche bis Peſth hin die Donau ſich hindurchdrängt. Dieſer Strom hat außer ſeinem Quellengebiete oberhalb Ulm drei ſolcher Gebirgsſtriche, welche er durchbricht, und dreimal wechſeln große Ebenen und große Gebirgsſtriche auf ſeinem Laufe ab. Zuerſt kommt unterhalb Ulm die baieriſche Ebene, dann die ſchöne Gebirgsgegend zwiſchen Linz und Wien, hierauf die kleine oberungariſche Ebene zwiſchen Preßburg und Komorn, dann die Berggegend zwiſchen Komorn und Peſth, dann die große Theißebene zwiſchen Peſth und Belgrad, abermals Gebirgsland zwiſchen Belgrad und Widdin, und endlich die große Mündungsebene nach dem

ſchwarzen Meere hin. In vorhiſtoriſchen Zeiten hat ſie wahrſcheinlich drei große Binnen-Meere gebildet, die durch Strömungen und Waſſerfälle, wie die nordamericaniſchen Seen, in Verbindung ſtanden: den bairiſchen, oberungariſchen und niederungariſchen See. Die Mündungsebene gehörte zum ſchwarzen Meer.

In Beziehung auf Schönheit, Großartigkeit und geſchichtliche Wichtigkeit iſt das Gebirgsſtück, welches die Donau zwiſchen Paſſau und Wien durchſchneidet, ohne Zweifel das bedeutendſte. Gleichfalls großartig und unvergleichlich ſchön, aber wilder, rauher und minder lieblich ſind die Strudel und Stromengen zwiſchen Belgrad und Widdin. Dagegen ſtehen an maleriſchem Werth die Gegenden zwiſchen Komorn und Peſth zurück, aber ſie ſind für Ungarn von dem größten geſchichtlichen Intereſſe. Denn der Sitz des geiſtlichen Oberhirten des Landes, die alten Königsburgen des Reichs: Wiſchegrad und Ofen, und die größte Stadt Ungarns, der Mittelpunkt ſeines Lebens: Peſth, liegen hier wenige Meilen auseinander. Gleich hinter Komorn fängt das rechte Ufer an, ſich mehr und mehr zu heben, und hat endlich bei Neßmelji oder Neßmühl bereits förmlich ausgebildete Berge. Erſt kurz vor Gran zeigen ſich deren auch auf der linken Seite der Donau und erſt hinter Gran wird alles ſo eng und dicht, daß man ſagen kann, man ſei in dem eigentlichen Mittelpunkte des Engpaſſes. Es ſind die Berge, welche auf der rechten Seite Pilisgebirge, links Maguſtagebirge genannt werden. Der Pilis hängt mit dem Werteſchgebirge und dieſes mit dem Bakonji zuſammen, der Maguſta mit den ſüdlichen Ausläufern der Karpathen. Auf den Neßmeljer Bergen wächſt der am meiſten im Lande verbreitete Tiſchwein und in der Nähe ſind ergiebige Kalk-, Sandſtein- und Marmorbrüche. Gran iſt durch die Einmündung des gleichnamigen Fluſſes ebenfalls zum Städteplatz vorausbeſtimmt und hier lag ſchon eine Römerſtadt, Crumerum. Gran's Lage iſt herrlich. Auf beiden Seiten des breiten Stromes zeigen ſich Gebäude. Ueber der in der Tiefe am Flußufer liegenden, von Bergen umſchloſſe-

nen Stadt liegt auf einem Vorgebirge nahe der Donau herrschend das Schloß des Fürsterzbischofs Primas von Ungarn. Der Grundstein zu dem Schlosse, neben welchem man zugleich eine große Cathedrale und 22 Gebäude für Domherren erblickt, wurde bereits 1822 gelegt und der Bau ist noch nicht vollendet. Gran war in den ersten Zeiten des ungarischen Königthums dasselbe, was später zuerst Stuhlweissenburg und dann Ofen wurde, Hauptstadt und Königssitz. Der heilige Stephan wurde hier geboren und gekrönt. Bis zum Jahre 1241, wo die Tartaren sie zerstörten, überstrahlte sie alle übrigen ungarischen Städte. Sie war zugleich der bedeutendste Handelsplatz des Landes und mehrere Völker: Deutsche, Franzosen und Italiener, waren hier so häufig, daß sie eigne Stadttheile bewohnten. Gran führte daher im Wappen auch die vier Hauptflüsse des Landes: Donau, Theiß, Sau und Drau, wie sie das ungarische Reichswappen zeigt. Auf jenem Berge stand eine prächtige Hauptkirche gothischer Bauart, und die Stadt führte von ihrer Wichtigkeit den Namen der Donaustadt, Istropolis, oder auch Donau-Granstadt, Istrogranum. Daraus haben die Ungarn Estergom gemacht und so ist ihr ungarisch-lateinischer Name Strigonium entstanden. Jetzt, wo sie nur 6000 Einwohner zählt, nennt sie sich Gran nach dem kleinen Nebenflusse der Donau. Hinter Gran macht die Donau eine große Krümmung, geht erst gerade nach Süden und dann nach kurzer Wendung wieder nach Norden, stets zu beiden Seiten von Bergen eingeschlossen. Am Ende des engsten Theiles des Passes liegen die Trümmer des alten Schlosses Wischegrad, deutsch Hochburg, das ein Lieblingssitz des Matthias Corvinus war. Hier tritt die Donau wieder auseinander und bildet die St. Andreas-Insel, welche sich bis Pesth erstreckt. Zwischen Ofen und Pesth ist sie am schmalsten, nur 250 Klafter breit, während sie ober- und unterhalb auf die dreifache Breite sich ausdehnt. Dieser Umstand ist nicht unwichtig, denn ohne Zweifel war die Pesth-Ofener Donauverengerung von dem größten Einfluß auf die gerade hier so häufig statt-

findenden Völkerübergänge, auf die Ueberbrückung des Flusses und demnach auf die Anlage der beiden Städte. Gleich unterhalb Pesth tritt die Donau in die große Theißebene, die von den Mittelgebirgen des Landes bis an die slavonischen und serbischen Gebirge sich erstreckt. Der Ofener Blocksberg ist der letzte Hügel, welcher nahe zu ihr herantritt. Hier geht die Donau von Neuem in zwei Arme auseinander, welche das Tschepel- oder Dreschflegeleiland zwischen sich haben, einen sieben Meilen langen Landstrich, auf dem Wiesen, Wälder, Aecker und Dörfer abwechseln. Arpad, der erste ungarische Fürst der mittleren Donaugebiete, schlug hier seinen Sitz auf und liegt hier seit 917 begraben. Von hier bis nach Syrmien erstreckt sich der unbedeutendste Theil der Donau, der weder Naturschönheiten noch geschichtliche Erinnerungen bietet. Keine glänzenden Namen zeigen sich an seinen Ufern, nur Marktflecken erscheinen hie und da auf den Lehmufern, keine malerischen Gebirge erheben sich; in langen, unabsehbaren Flächen dehnt sich die Landschaft hin, in unendlichen Weidengebüschen, in einförmigen, flachen Uferlinien, in öden Steppen verliert sich und verschwimmt ihr Bild. Die rechte Seite des Flusses, die pannonische, ist durchweg höher als die linke, und die meisten Dörfer zeigen sich daher auf diesem Ufer, während die andere, die dacische Seite, sich in Sumpf und Steppe verliert. Gleich den Menschen halten sich auch die Vögel mehr auf der rechten Seite, und man sieht die Lehmwände des Ufers hier von tausend Löchern der Uferschwalben, welche die Ungarn Uferschwätzer nennen, durchbohrt. Auch die Störche wandeln auf den Wiesen hier umher und sammeln sich im Herbst zu vielen Tausenden zum Zug nach Süden. Heerden zahmer Gänse, Enten, Truthühner sieht man die Dörfer umweiden, während an dem ungastlichen linken Ufer das wilde Geflügel brütet, Schnepfen, Trappen, Reiher und Rohrdommel. Etwa zwanzig Meilen südlich von Pesth am linken Ufer liegt Baja, eine halbe Stunde vom Flusse und durch einen Canal mit demselben verbunden. Von hier aus ist Mo-

hatſch der erſte bedeutende Ort. Das Bild des Stromes bleibt bis dahin daſſelbe, zur Linken Weiden, Linden, Pappelgebüſche, rechts hohe, kahle Ufer.

Bei Mohatſch fiel jene unglückliche Schlacht vor, im Jahre 1526, welche auf Jahrhunderte das Schickſal Ungarns entſchied. Der junge König Ludwig war nach Abhaltung eines Reichstags, deſſen Sitzungen einer Reihe jubelnder Feſte glichen, mit 20,000 Mann dem Sultan Soliman, der die zehnfach überlegene Zahl führte, entgegengerückt. Ludwigs Feldherrn ſahen wohl ſelbſt das Verwegene ihres Unternehmens ein, und ſagten ſcherzend, wer von ihnen übrig bleibe, würde eine Reiſe nach Rom zu machen haben, um alle übrigen heilig ſprechen zu laſſen, dem ſo viele Leute ſie führten, ſo viele Blutzeugen für das Chriſtenthum wären auch da. Dennoch gingen ſie alle mit Begeiſterung in ihr Verderben, weßhalb die ungariſchen Geſchichtsſchreiber auch ſagen, nie ſei ein Reich mit ſolchem Jubel und durch ſolchen Leichtſinn der Führer untergegangen, wie damals Ungarn. Das Andenken der Schlacht wird noch jetzt am 29. Auguſt gefeiert, indem auf freiem Feld vor der weit her zuſammengeſtrömten Bevölkerung in deutſcher, ungariſcher und ſlaviſcher Sprache Reden gehalten wurden. Auf der Stelle, wo König Ludwig im Schlamme verſank, ſoll jetzt eine kleine Kapelle errichtet werden. Auf demſelben Schlachtfelde wurden ſpäter 1687 die Türken vom Herzog von Lothringen auf's Haupt geſchlagen. Bei Mohatſch bildet die Donau eine Menge Eilande, gegen den Einfluß der Drau hin aber vereinigt ſie ſich wieder zu einem Strom. Jenſeits der Mündung der Drau, wo Kaiſer Hadrian die große Stadt Murſia baute und Conſtantius den Marentius überwand, treten ſlaviſche und deutſche Elemente zu der bisher faſt rein magyariſchen Bevölkerung. Auf der nördlichen Seite überblickt man einen Theil des Batſcher Comitats, den ſüdlichen, fruchtbaren Theil des Landes zwiſchen Donau und Theiß. Es iſt hier faſt aller Boden Ackerland und daher vornehmlich auch im Beſitze deutſcher Coloniſten. Unter 128 Ortſchaften der Batſcher Geſpannſchaft ſind

nur 29 im Norden von Magyaren, 35 von Serbiern und 41 von Deutſchen bewohnt. Die deutſchen Dörfer ſind alle ſehr reich, nicht nur an Produkten, ſondern auch an baarem Geld.

Schon die Römer kannten die Trefflichkeit des Bodens, indem ſie an dieſer Stelle die Donau als Vertheidigungslinie verließen und durch mächtige Schanzen dieſe fruchtbaren Gefilde gegen Norden befeſtigten. In der Hauptſtadt Batſch ſtiftete Stephan ein Bisthum und baute ein königliches Schloß, auch mehrere Reichsverſammlungen wurden hier gehalten. Unter den Türken verödete dieſer Bezirk und wurde erſt durch die Deutſchen wieder angebaut.

Gegenüber liegt auf der andern Seite der Donau in einer Länge von 18 und einer Breite von 3—4 Meilen ein anderes fruchtbares Ländchen, Syrmien, ein Name, den ſchon Strabo anwendet, um eine große Stadt in dieſer Gegend zu bezeichnen, welche jetzt in Trümmern liegt. Dieſe Provinz theilte das Schickſal Ungarns; ſie wurde im 17. Jahrhundert den Türken abgenommen, und nun geſellten ſich zu den urſprünglich ſlavoniſchen Einwohnern noch ſo viele Serbier, daß jetzt der größte Theil der Bewohner Syrmiens der griechiſchen Kirche angehört. Das Ländchen wird von einer mit Weinbergen und Wäldern bedeckten Fortſetzung des croatiſch-ſlavoniſchen Gebirgs durchzogen. In dieſen Wäldern nun wird viel Schweinezucht getrieben und wohl 70,000 dieſer Thiere jährlich auf die ungariſchen Märkte geliefert, von wo ſie bis Wien und Berlin getrieben werden.

Peterwardein und Neuſatz, jenes Feſtung auf einem Berge an der rechten Seite der Donau, dieſes Handelsſtadt in der Ebene auf der linken Seite, bieten eine große Aehnlichkeit mit Ofen und Peſth. Sie wiederholen das Bild dieſer beiden Städte im Kleinen, wobei denn auch das gleich iſt, daß Peterwardein viel älter iſt, ſowie Ofen, und Neuſatz jünger, ſowie Peſth. Neuſatz iſt in ſeinem raſchen Aufſchwung ganz dem Emporblühen von Peſth gefolgt und nimmt nach Belgrad's Verluſt dieſelbe Stelle in Bezug auf Ungarns Verkehr mit der

Türkei ein, wie Preßburg in Bezug auf den Handel mit Deutschland, eine Stelle, die sonst dem Belgrad gegenüberliegenden Semlin zugekommen wäre.

Peterwardein oder richtiger Peterwaradin, liegt auf einem hohen schroffen Vorgebirge, um welches die Donau einen Bogen beschreibt. Sie ist am ganzen Donaugestade nebst Komorn die stärkste Feste und gleicht ihrer Wichtigkeit, Festigkeit und Gestalt nach dem Ehrenbreitstein. Die Stadt Peterwardein ist die politische Hauptstadt der Grenze mit deren oberstem Gerichtshof und die Stadt Carlowitz die geistliche mit dem Sitz des Oberhauptes der griechischen Kirche. Um das Gebirge von Peterwardein wachsen die besten Weine Südungarns, von den cyprischen Reben abstammend, die Kaiser Probus hier pflanzen ließ.

So geht die Reise weiter zwischen den niedrigen flachen Ufern nach Semlin und an dem gegenüberliegenden Belgrad vorbei, der einsamen türkischen Warte in christlichen Landen, deren verfallene Festung Kunde gibt von dem Verfall des Türkenreichs, dann nach Semendria, wo die Morawa in die Donau mündet und die ebenso verfallene türkische Festung Semendria liegt; das serbische Ufer erhebt sich von hieran in Hügeln, während das östreichische flach und sumpfig bleibt. Die Morawa ist der Hauptfluß von Serbien und wiederholt seinen Namen in der mährischen Morawa. Semendria gleicht den übrigen türkischen Donaufestungen zwar durch ihre Verwahrlosung, unterscheidet sich aber von Belgrad, Orsowa und andern dadurch, daß diese einmal in den Händen der Oestreicher waren und von denselben nach den Grundsätzen regelmäßiger Befestigung aufgebaut wurden, während das im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von dem serbischen Fürsten Georg Brankowitsch erbaute Semendria gar nicht auf die Wirkung des Schießpulvers berechnet ist und mit seinen zahlreichen Thürmen einer alten Ritterburg gleicht. Weiterhin bis Orsowa gibt es keine türkische Festung mehr, nur einzelne Burgentrümmer. Das östreichische Ufer aber behält seinen ernsten, kriegerischen Charakter, zeigt seine Wachtposten und Ablösungen. Das serbische

gewährt mehr Stoff zu idylliſchen Scenen. Vieh wird auf die Weide getrieben, die Ochſen werden am Fluſſe getränkt, die Mädchen ſtehen bei den Dörfern und waſchen, türkiſche und ſerbiſche Schiffsknechte ziehen hart am Ufer ein Boot herauf, auf dem die Schiffer in maleriſchen Trachten im Schatten der Waarenballen liegen und rauchen, und doch iſt eben dieſe Seite die gefürchtete. Unter der harmloſen Außenſeite birgt ſie Peſt, Krieg, Unordnung und Räuberei; während auf der öſtreichiſchen Seite unter dem rauhen Schilde des Mars die Künſte des Friedens ſicher gedeihen. Während das Dampfſchiff auf der ganzen Strecke von Peſth bis Belgrad immer auf der rechten Seite der Donau anlegt, ſind nun alle Stationsplätze bis Orſowa auf der linken Seite, bis endlich bei Drenkowa, wo die Donauſtrudel anfangen, die Dampfſchifffahrt auf eine Zeit lang aufhört. Die Reiſenden werden hier auf ein Ruderſchiff gebracht.

Es iſt nicht ſchwer, den Anfang und das Ende des Gebirgspaſſes, in dem der eingeengte Strom wogt und brauſt, ziemlich genau anzugeben. Die ſerbiſchen Ufer fangen freilich gleich hinter Belgrad an, gebirgig zu werden. Doch iſt die öſtreichiſche Seite noch lange flach und der Fluß hat ſelbſt unterhalb der Morawa noch Spielraum genug, um ſich in Arme zu ſpalten und mehrere ziemlich große Inſeln zu bilden. Plötzlich aber und zwar aus einem niedrigen Sumpfe erhebt ſich auch die linke Seite der Donau bei Uj-Palanka, d. h. neue Feſtung, welches auf einem ſchroffen Vorgebirge liegt und gegenüber das verfallene türkiſche Schloß Rama hat. Schon die Römer hatten hier Befeſtigungen. Man kann beide Schlöſſer als die Thorwächter des Engpaſſes bezeichnen und gerade bei ihnen ſeinen Eingang im Weſten ſetzen.

Von hier an ſchreiten nun die Gewäſſer mit vielen Krümmungen in dem mehr oder weniger ſich verengenden Gebirgsriffe 18 Meilen weit fort, bis in die Gegend der wallachiſchen Stadt Tſchernes, wo ſich Trajan's Brücke befand. Schräg gegenüber liegt die türkiſche Feſtung Cladowa, alſo die Grenzwächter der öſtlichen Seite. Dieſer

Bergſpalt, der nun in die wallachiſche Ebene übergeht, heißt die Cliſſura, und zerfällt in die obere und die untere Cliſſura.

Drei Meilen unterhalb Uj-Palanka bei dem Orte Moldawa fangen die Berge an, ſich ſehr bedeutend zu erheben, aber der Strom fließt hier noch ruhig zwiſchen den ſteilen Wänden. Etwas unterhalb, bei dem alten, oft zerſtörten Taubenſchloß, Columbatſch, ſteht mitten im Waſſer ein über 100 Fuß hoher Felsblock, und hier tritt man in das Gebiet der Strudel und wie das Waſſer, iſt auch die Luft fortwährend bewegt. Indeß ſind dieſe Wirbel durch Sprengungen jetzt ſo weit unſchädlich gemacht, daß das Dampfboot noch zwei Meilen weiter abwärts bis Drenkowa gelangen kann.

Von hier an ſteigen die Felſen bis zur Höhe von 300 Klaftern empor und nun kommt man bald an das gefährliche Riff, das die Donau hier durchſchneidet und deſſen einzelne Häupter zwiſchen den tobenden Wellen hervorragen. Hier müſſen die Ruderer auf's angeſtrengteſte arbeiten, um die Wirbel zu durchſchneiden, ohne von ihnen erfaßt und aus der Bahn gebracht zu werden. Endlich übertönt das Brauſen die menſchliche Stimme, von allen Seiten kämpfen die Wogen gegen einander an, zeitweiſe die verborgenen Felſen entblößend. Dieſe Strecke mag $1^1/_2$—2 Meilen lang ſein. Der enge Raum von 100 Klaftern umfängt hier die Donau mit allen Gewäſſern, die im Umfang von 12,000 Geviertmeilen ihr zuſtrömen, daher ihre ungeheure Tiefe, an manchen Stellen von 40 Klaftern.

Das letzte Unglück, das hier geſchehen iſt, war am 14. Mai 1839, wo eine ganze Geſellſchaft von Dampfſchiffreiſenden verunglückte. Das zum Dampfſchiffe Iſtwan gehörige Ruderboot ſchlug um und von 28 Perſonen ertranken 20, darunter ein Nordamericaner, ein kleinaſiatiſcher und ein europäiſch-türkiſcher Kaufmann und der öſtreichiſche Conſul in Salonichi. Die Bibel des Americaners, der nach langen Reiſen im Orient in ſeine Heimath zurückkehren wollte, wurde gerettet und befindet ſich

gegenwärtig in einem Kloſter des Banats. Der Verunglückte hat vorn alle ſeine Familienbegebenheiten und Ahnungen ſeines Todes außer der Heimath hineingeſchrieben. Bald werden die Ufer ſo niedrig, daß menſchliche Wohnſitze auf ihnen Platz finden, zuerſt das ſerbiſche Dorf Milanowitz, dann der Ort Poretſcha. Hier beginnt die untere Cliſſura. Anfangs wird der Strom breiter, dann aber von Neuem zuſammengedrängt, doch ohne daß die Fahrt durch verborgene Felſen gefährlich wäre, und zwar hat dieſer zweite Engpaß drei Stunden Länge. Auf beiden Seiten zeigen ſich Straßen, auf dem ungariſchen Ufer eine neue, ſchöne, auf Koſten der Dampfſchiffgeſellſchaft im Bau begriffene Straße, die von Orſowa nach Uj-Palanka führen ſoll, um ſo auf ſicherere Weiſe die Ladung der Dampfſchiffe an der unfahrbaren Stelle vorbeizuführen. Seit 1833 arbeitet man an dieſer Straße, welche faſt durchgängig aus Felſenſprengungen und Mauerwerk beſteht.

Auf der ſerbiſchen Seite ſieht man die Spuren der alten Trajanſtraße, weniger großartig, da es nur ein Leinpfad für die Schiffezieher war, aber doch mühſam genug, da alle dieſe Einſchnitte und Durchbrechungen des Felſens mit dem Meiſel ausgeführt werden mußten. Wo der Felſen zu hoch und ſteil war, wurden noch heute ſichtbare Löcher etwas unterhalb in den Felſen gearbeitet, welche Balken trugen, auf denen eine bretterne Brücke ruhte.

Hier iſt auch die berühmte veteraniſche Höhle, welche von den Oeſtreichern in den Türkenkriegen noch bis 1790 als eine Feſtung benutzt wurde, um die Donau zu ſperren, und 1000 Mann beherbergen kann.

Am Ende der Straße, wo das Thal ſich nach Orſowa hin öffnet, iſt ein Theil des Felſens glatt gehauen und zeigt die auf den Bau der Straße durch Trajan bezügliche Inſchrift. Alt-Orſowa, das öſtreichiſche, iſt ein blühender Ort, der beſonders zur Zeit der Continentalſperre einen bedeutenden Handel hatte. In jener Zeit wurden vom mittelländiſchen Meere aus über dieſen von den Franzoſen unbeachteten Punkt für Trieſter Rechnung

bedeutende Speculationen geleitet, ebenso wie über Salonichi und Belgrad, und es haben damals viele Waaren auf Kameelen und Saumthieren durch die Gebirge Rumeliens und Serbiens bedeutende Reisen und wunderbare Umwege gemacht.

Das türkische Orsowa liegt auf einer Insel mitten in der Donau, ist eine von den Oestreichern erbaute, dann den Türken abgetretene und im folgenden Feldzuge von den Oestreichern halb zerstörte Festung. Die Lage der türkischen Insel, aus deren Gebüschen und Mauerwerken ein hoher Minaret hervorragt, inmitten dieser ganzen großartigen Umgebung, ist sehr malerisch.

Kohl besuchte hier den Pascha, und wurde mit Caffee und Pfeifen bewirthet, was er annehmen durfte, obgleich er und sein Gefährte von Contumazdienern begleitet waren, welche auf's Strengste darauf achteten, daß die Reisenden nichts von den für pestleitend gehaltenen Stoffen berührten, was eine Quarantäne nach sich gezogen hätte. Der Besuch fand deßhalb im Garten statt und die Gesundheitsdiener stellten selbst die Stühle. Die Unterhaltung drehte sich um die allgemeine Zeitung, welche der Pascha sich jeden Morgen von seinem Dollmetscher türkisch vorlesen läßt und bei dieser Gelegenheit bemerkt Kohl, er habe in Ungarn in kleinen Städten Caffeehäuser gesehen, wo auf dem Schild eine Tasse Caffee, eine Pfeife und ein Blatt der allgemeinen Zeitung mit Titel, Jahreszahl und Inhaltsverzeichniß gemalt war. Bei'm Weggehen sah er eine große Peitsche an der Wand hängen und bemerkt dabei, Karbatsche sei ein türkisches Wort und es stammten alle Ausdrücke für Menschenpeitschen, wie auch Knute und Kantschu aus dem mongolischen Osten Europa's. Die Straßen von Orsowa, als einer türkischen Stadt, sind schmutzig und mit verfallenen Häusern besetzt, gesegnet mit Hunden und Katzen, den gefährlichsten Pestträgern, daher die östreichischen Reinigungsdiener und der türkische Hauptmann, den der Pascha zur Begleitung mitgegeben, alle Hände voll zu thun hatten, durch Steinwürfe sie von den Reisenden abzuhalten.

Die Feſtungswerke des türkiſchen Orſowa wie die der übrigen dreizehn türkiſchen Donaufeſten ſind in einem erbärmlichen Zuſtand. Die Mauern ſind theilweis völlig zuſammengeſchoſſen und ſeit einem halben Jahrhundert iſt kein Stein zu ihrer Ausbeſſerung angerührt worden. Mitunter nur ſind die Mauerbrüche mit ſchlecht behauenen Palliſaden ausgefüllt, welche aber ſchon wieder zum Theil verfault und umgefallen ſind. Die Kanonen, deren es 80 gibt auf 200 Mann Beſatzung, ſtehen auf dieſen Mauern alle ſchußfertig, mit den Mündungen auf die Donau gerichtet, aber ihre Laffetten ſind meiſt verfault und ſie können daher nicht bewegt werden. Daneben liegen Haufen von Kugeln jeden Kalibers, mit Schmutz und Roſt bedeckt. Hier und da ſteht bei einer Kanone eine Schildwache, welche das Gewehr mit der einen Hand hält, in der andern eine dampfende Pfeife, unbekümmert um die gefüllten Bomben und Granaten, die daneben liegen, die offene Mündung mit einem Steinchen bedeckt. Die Schildwachen ſind barfuß und zum Theil mit zerriſſenen Kleidern bedeckt. Neben einigen Kanonen ſtecken lange, krumme Bohnenſtangen, welche oben eine Lunte tragen. Als Kohl am Abend ſeine Erlebniſſe ſeiner Reiſegeſellſchaft erzählte und ſich über das Rauchen in der Nähe des Pulvers wunderte, entgegnete ihm ein Reiſender, er habe während des türkiſchen Feldzugs gegen die Aegypter in Kleinaſien noch ganz andere Dinge erlebt. Die Paſcha's hätten hier naßgewordenes Pulver trocken und dann unter ihren Augen daraus Patronen machen laſſen. Sie hätten es aber doch nicht laſſen können, zwiſchen durch ein wenig zu rauchen. Als er darauf erklärt habe, er würde das Zelt verlaſſen, wenn ſie nicht aufhörten, hätten ſie gemeint, ſie ſeien ja im Feld und da müſſe man ſich an alle Gefahren gewöhnen.

Um das eiſerne Thor mit den Trümmern der Trajansbrücke zu ſehen, nahm unſer Berichterſtatter ein Ruderboot und fuhr den Strom hinab, der hier wie ein Kunſtfluß ganz gerade, gleich breit und zwiſchen gleichmäßigen Ufern dahineilt. Das eiſerne Thor iſt auch ein Felſen-

riff, das die Donau quer durchſchneidet und noch ſchwieriger zu durchfahren iſt, als jenes in der Cliſſura, denn hier ſind die Oeſtreicher noch nicht weit über die Unterhandlungen mit den dabei betheiligten Mächten hinausgekommen, doch iſt von ihren Ingenieuren wenigſtens der ganze Paß auf's genaueſte aufgenommen. Auf dieſer Stromſchnelle fährt man etwa eine halbe Stunde in zehn Minuten. Hinter dem eiſernen Thore liegen mehrere wüſte Inſeln, die wahrſcheinlich durch die Stromſchnelle ſelbſt erzeugt worden ſind, indem der Fluß hier, wo er mehr zur Ruhe kommt, die weggeführte Erde fallen läßt. Dieſe Eilande gehören Niemanden, gleich dahinter liegt aber die türkiſche Feſtung Cladowa. Die Donaubrücke hat kaum hundert Jahre beſtanden, denn während Trajan ſie erbaute, um ſeine Angriffe gegen die nordiſchen Barbaren zu erleichtern, ließ ſie ſchon Aurelian zu beſſerer Vertheidigung gegen dieſelben zerſtören.

In dieſer Gegend der Donau, wo ſo viele Sprachen: deutſch, ſlavoniſch, ſerbiſch, wallachiſch, magyariſch und türkiſch, gelten, hat ſich eine Zeichenſprache ausgebildet, theils weil die Nachbarn einander ſonſt nicht verſtehen, theils, weil das Rauſchen des Fluſſes, oder ſeine Breite, oder die Contumazgeſetze, welche eine größere Annäherung verbieten, das Verſtändniß erſchweren, theils endlich, weil ſie mancherlei Mittheilungen, z. B. über den Schleichhandel mit Sulz, deſſen Verkauf in Oeſtreich Regal iſt, von Andern nicht gehört wünſchen. Die Contumaz- oder Quarantäne-Anſtalten ſind in neuerer Zeit ſehr vervielfacht, die Wallachen haben ſie durch die Ruſſen, die Serbier durch den Fürſten Miloſch erhalten. Die Wallachen ſind ungemein ſtreng und peinlich, und laſſen wieder die Serbier Quarantäne halten; dennoch trauen weder Oeſtreicher noch Ruſſen den Wallachen und laſſen wieder dieſe contumaziren. Die öſtreichiſchen Geſetze ſind äußerſt ſtreng. Als Kohl von ſeinem Ausflug nach dem eiſernen Thore ſtromaufwärts zurückkehrte, holte ſein Boot ein türkiſches Salzſchiff ein, und es galt nicht wenig Anſtrengung, mit dieſen Leuten jede Berührung zu vermeiden, denn ſelbſt eine Berührung

beider Stricke würde das östreichische Schiff der Contumaz unterworfen haben. In Rücksicht darauf hörte unser Gewährsmann von Angestellten des Gesundheitsamtes folgenden Fall erzählen. Ein Schiff mit Reisenden, Schiffsleuten und Beamten war an der serbischen Grenze hingezogen worden und die Leine hatte zufällig, indem sie bei einem Ausruhen der Schiffszieher in's Wasser gefallen war, ein türkisches Fischernetz berührt. Dieß hatte einer der Reinigungsdiener gesehen und es sofort für seine Pflicht gehalten, zu rufen: Wir sind vermischt, d. h. mit einem pestgefährlichen Gegenstand in Berührung gekommen. Freilich hatten die Reisenden im Schiff die Geistesgegenwart gehabt, das Seil zu kappen, und behaupteten nun, daß nur der Reinigungsdiener und die Schiffszieher vermischt seien, nicht aber sie im Schiffe. Der Reinigungsdiener dagegen sagte aus, er habe gesehen, daß der Mantel von einem der Passagiere bei'm Abkappen das Seil gestreift habe und daß sie mithin sämmtlich vermischt seien. Dabei blieb er auch vor dem Richter und da diesen Leuten auf ihren Diensteid alles geglaubt wird, so mußten Alle auf zehn Tage in die Contumaz. Nachher prozessirten sie noch lange darum, wer für die Kosten dieses zehntägigen Aufenthalts den andern zu entschädigen habe, zumal da sich ergab, daß das berührte Fischnetz schon drei Tage im Wasser gelegen hatte. Alle die Beamten der Contumaz sind natürlich außerordentlich streng verpflichtet und die schwersten Strafen drohen jedem geringen Versehen. So steht z. B. auf der Verschweigung irgend einer geschehenen Vermischung 10—15jährige Festungsstrafe. Dennoch aber gibt es bei dem Kastell in Orsowa nicht einmal eine Absperrung oder Warnung vor dem Platze, der für die Türken und Serbier bestimmt ist, und Reisende, die ihn aus Unkunde betreten, müssen zehn Tage in die Contumaz.

Der größte Fisch, der in der Donau vorkommt, ist der Hausen, und gerade hier eignet sich das enge Bett der Donau zu Anstalten, um ihn zu fangen. Sie scheinen dem romanischen Namen nach: Gardu de peschte, und weil sie nur vom eisernen Thore an stromabwärts vor-

kommen, eine wallachiſche Erfindung zu ſein. Man ſperrt einige der kleinen Strömungen zwiſchen den Felſen durch eingerammte Balken, ſo daß ein Winkel gebildet wird, deſſen Oeffnung ſtromabwärts ſteht. Die Zwiſchenräume der Balken ſind mit Weiden durchflochten. Hinten, wo beide Wände zuſammenſtoßen, befindet ſich eine ebenfalls aus Flechtwerk zuſammengeſetzte Todtenkammer. Der Haufen, wenn er angeſchwommen kommt und auf das Flechtwerk des Wehres ſtößt, geht dann, gegen das Waſſer ſchwimmend, immer an demſelben hinauf und geräth ſo in die hintere Enge, aus der er den Ausweg nicht mehr findet, da er beſtändig ſeinen Weg ſtromaufwärts zu verfolgen ſtrebt. Auf der ſerbiſchen Seite des eiſernen Thores zeigt man noch Spuren eines wahrſcheinlich nie vollendeten Canals, mit dem die Römer das eiſerne Thor zu umgehen beabſichtigten.

Von ſeinem Ausflug kehrte Kohl nach öſtreichiſch Orſowa zurück und fand einen blühenden Ort, in dem keine Spur türkiſcher Bevölkerung mehr ſich befindet, wogegen manche Sitten dieſes Volks, ihr Maaß und Gewicht noch gelten. Noch Anderes erinnert an die Wichtigkeit dieſer Stadt als Grenzort. So ſind etwa ſeit 1840 hier und in andern Städten an den höheren Schulen griechiſche Lehrer angeſtellt, welche der Handel erfordert, und zu dieſem Grenzverkehr bedarf es der Vermittelung der Contumaz. Dieſe iſt ein großer hölzerner Schuppen, von einem Hofe umgeben, der am Ufer der Donau ſich hinſtreckt und der Länge nach durch zwei Gitter in drei Theile abgetheilt iſt. Zum Flußgitter kommen die Serbier, zum Landgitter die Oeſtreicher. Beide bringen ihre Waaren und zeigen ſie ſich über die Gitter, die etwa 6 Fuß von einander abſtehen. Die Oeſtreicher können den Türken alles verkaufen, was ſie wollen, die Türken aber den Oeſtreichern nur die keiner Anſteckung fähigen Sachen: Getreide, Obſt, Fleiſch, Holz und dergl. Sind ſie um den Preis einig, ſo wirft, wenn der Türke bezahlen muß, derſelbe ſein Geld in eine Schüſſel mit Waſſer, nachdem er es dem Oeſtreicher vorgezählt hat und

dieſer fiſcht es dann wieder daraus hervor. Oeſtreichiſche Reinigungsdiener und Schildwachen geben in dem Zwiſchenraume Acht, daß Alles nach Vorſchrift geſchieht.

Die beiden Orſowa waren durch folgende Verhältniſſe ihrer Lage von jeher nach Belgrad der kriegeriſch wichtigſte Punkt der Grenze. Von dem nördlichen Theil der Moldau und dem ſüdöſtlichen Ende Siebenbürgens her zieht ſich eine hohe und breite Gebirgsmauer in ſüdweſtlicher Richtung über die Donau hin nach Serbien und ſcheidet Siebenbürgen und Ungarn von der Wallachei und Bulgarien, oder zu den Römerzeiten die beiden daciſchen Provinzen, das Ufer- und das überalpiſche Dacien. Dieſer Gebirgskamm iſt ſehr wild und unzugänglich, daher müſſen Päſſe, wo ſchiffbare Flüſſe durchbrechen, wie dies bei Orſowa mit dem größten Strom der Fall iſt, ſehr wichtig ſein. Bei Orſowa öffnet ſich aber noch ein zweiter Durchbruch, welcher die ſüdlichen Donaugegenden mit dem Banat und Siebenbürgen in Verbindung ſetzt. Hier mündet nämlich der kleine Fluß Tſcherna, der ſchwarze Fluß, deſſen Thal zu einem weniger rauhen Theile des Gebirges leitet, wo der Teregowaer Schlüſſel, der wichtigſte Zugang zu Siebenbürgen und dem Banat ſich öffnet. Daher legte ſchon Trajan an dieſer Stelle ſeine Brücke an, ſowie heute eine öſtreichiſche und eine türkiſche Feſtung einander gegenüber liegen.

Nachdem wir den Hauptſtrom Ungarns auf ſeinem Laufe durch dieſes Reich begleitet, wollen wir noch Einiges über ſeine Fahrzeuge und ſeine Nebenſtröme bemerken.

Die eigenthümlichen Segel- und Ruderfahrzeuge der Donau ſind Fajos, große Schiffe, und Ladiks, Kähne. Der Gebrauch der letztern wird durch die Eigenthümlichkeit nothwendig, daß die eigentliche Donau zwiſchen Raab und Preßburg voll von Werdern, Sandbänken und Untiefen iſt. Der Hauptſtrom des Handels folgt daher der kleinen Raaber Donau, aber auch auf dieſem Arme, der tiefer, ſchmäler und ruhiger iſt, können die Schiffe nur bis Raab kommen. Hier laden ſie aus, und was noch weiter nach Wieſelburg, Preßburg und Wien gehen ſoll,

wird auf Kähne umgepackt und auf der kleinen Donau nach Wieſelburg geſchafft. Die vornehmſten Handelsgegenſtände, welche auf dieſe Weiſe ihren Stapelplatz in Raab finden, ſind Vieh und Getreide. Die Schiffe werden durch Dampfſchlepper heraufgezogen und das Vieh geht dann nach Oedenburg weiter, das Getreide nach Wieſelburg, wo es gleich für Wien gemahlen wird. Die Hauptſchiffer bei Raab ſind die Raizen und dann die Magyaren. In Raab ſind die Raizen auch die hauptſächlichſten Korn- und Viehhändler, doch iſt die allgemein gültige Handelsſprache die deutſche. Die erwähnten Dampfſchlepper ſind ſehr ſtark und vermögen drei Schiffe und mehrere angehängte Boote mit zuſammen 2000 Schweinen zu ziehen. Die Frachtſchiffe ſind dazu eigens eingerichtet, in 2—3 Stockwerke und dieſe wieder durch ſtarke hölzerne Gitter in Kaſten für 12—15 Stück abgetheilt. Ringsum ziehen Gänge, um freie Luft einzulaſſen und die Thiere füttern zu können. Der kleinere Theil dieſer Thiere kommt aus dem Bakonji-Wald, der größte aus den untern Donau-Landen; auf den Oedenburger Markt ſollen jährlich 150,000 Stück davon kommen. Jenſeits dieſer Verflachung bei Raab nun und bis zu den Donauſtrudeln und die Theiß hinauf bis Segedin gehen die großen Donauſchiffe, welche kleinen Seeſchiffen an Tragfähigkeit gleichkommen und meiſt aus ſlavoniſchem Eichenholz gebaut ſind. Der untere Theil eines ſolchen Schiffes dauert an 30 Jahre; der obere muß wegen der großen Sonnenhitze raſcher erneuert werden. Die Fugen werden mit Werg verſtopft und dann mit Nägeln, die Kopf an Kopf ſtehen, Latten darüber befeſtigt. Die Kajüten ſind ſehr geräumig und bequem. Die großen Schiffe aus Eichenholz heißen harte Schiffe, die kleinen, leicht aus Brettern zuſammengefügten Paſſauer Fahrzeuge, welche nicht zurückkehren, ſondern in Peſth als Brennholz zerſchlagen werden, weiche Schiffe.

Die Donau-Dampfſchifffahrt wurde 1830 von einer Geſellſchaft unternommen, an deren Spitze das bekannte Haus Sina ſteht. Es iſt vielleicht noch kein gewerbliches Un-

ternehmen von ſolcher bedeutenden und raſchen Wirkung auf die Cultur eines ganzen Landes geweſen, wie dieſes. Ungarn wurde dadurch für Weſteuropa eröffnet; Punkte, die wegen ihrer Unſicherheit oder Unwirthlichkeit nicht beſucht werden konnten, traten in den Kreis der Vergnügungs- oder vielmehr Belehrungsreiſen, welche in unſerer Zeit eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. An den rauheſten Gegenden der unteren Donau wurden Stationen und Schiffsämter angelegt, um welche, wie um einen Kern, eine meiſt deutſche Bevölkerung ſich anſiedelt. Es werden alſo in Zukunft noch weit mehr deutſche Elemente von Oeſtreich in Ungarn einſtrömen, die Städte des Landes werden zunehmen und an Gewicht und Einfluß dem Adel gegenüber wachſen. Peſth lag ſonſt drei bis vier Tagereiſen von Wien, jetzt iſt es auf eine nahe gerückt und, wie ſonſt Preßburg, der Punkt, bis wohin wenigſtens alle Reiſenden gehen.

Gegenwärtig zählt die Geſellſchaft, mit Inbegriff der Seeſchiffe, welche von der Donaumündung bis Conſtantinopel fahren, gegen 30 Fahrzeuge. Bis 1842 waren erſt 11 vollendet und 3 im Bau auf den großen Werften, welche die Geſellſchaft auf einer Inſel bei Ofen beſitzt. Bei dieſer Werfte ſind gegen 500 Arbeiter thätig, Engländer, Holländer, Italiener, Deutſche und Ungarn. Die Maſchinenfabrik iſt in Wien.

Der größte Nebenfluß der Donau iſt die Theiß, ein breiter, ſchiffbarer Strom, der in ſeiner untern Hälfte gerade von Norden nach Süden geht. Er hat ringsum Ebene, denn die letzten Ausläufer des ſiebenbürgiſchen Gebirgs bleiben noch etwa 15 Meilen von ihm entfernt. Die Berge, welche Ungarn von Siebenbürgen ſcheiden, öffnen ſich zu drei großen Thoren, um die drei Flüſſe Körösch, Maroſch und Temeſch nebſt Bega, welche letztern, dicht neben einander fließend und durch Veräſtelungen mit einander verbunden, ein gemeinſames Flußſyſtem bilden, herauszulaſſen. Alle drei Flüſſe ſtrömen von Oſten nach Weſten, die Bega und Temeſch etwas ſüdlich gerichtet, der Theiß zu, und bilden mit ihr rechte

Winkel. An dem Eingange zu den siebenbürgischen Thoren, da, wo die Berge aufhören und die Ebene anfängt, mit der die Schiffbarkeit der Flüsse sich völlig herstellt, haben sich die ersten bedeutenden Städte an den Ufern dieser Flüsse gebildet. Temeschwar an der Temesch, Arad an der Maroſch und Großwardein an der Köröſch. Diese Städte sind die wichtigsten Stapelplätze für die Waaren der umliegenden Provinzen und zugleich sind sie alle drei große Festungen zwischen Ungarn und Siebenbürgen, dem Gebirgslande und der Ebene. An den Mündungen der Flüsse in die Theiß ist dann eine zweite Dreizahl von Städten, die den weitern Verkehr dieser inländischen Waaren auf der Theiß beherrschen: Tschongrad bei der Köröſch, Begatitel bei der Temesch und Segedin bei der Maroſch, als dem größten Flusse angehörig die größte der genannten Städte. Die Waaren, welche auf der Maroſch aus der Hälfte Siebenbürgens hergeschafft werden, werden theils auf der Theiß, theils zur Fuhre nach den obern Donauplätzen weiter geschafft. Der Weg auf der Theiß nach Süden und dann wiederum auf der Donau nach Osten und Norden ist des Laufes der Flüsse wegen mit großen Umwegen verknüpft und beträgt bis Pesth, die unzähligen Krümmungen der Flüsse mitgerechnet, über 80 Meilen, während man zu Lande Pesth auf der Linie von 24 Meilen erreicht. Man hat daher längst den Plan entworfen, das Land zwischen Donau und Theiß von Pesth über Pilis, Alberti, Segled, Abany, Solnok in einem Schifffahrtscanale zu durchstechen, um eine bessere Fahrstraße herzustellen, man ist aber noch nicht über den Entwurf und den guten Willen hinausgekommen. Ein anderer Plan von dem größten materiellen Nutzen ist ebenfalls über die idealen Träumereien der Wortführer der Magyaren noch nicht zur That gediehen, nämlich die Aenderung des Einflusses der Maroſch. Die Maroſch fließt nämlich auf eine sehr ungünstige Weise in die Theiß aus. Während ihr Lauf im Ganzen aus Osten nach Westen geht, und mit der Theiß einen rechten Winkel bildet, krümmt sie sich kurz vor der Mündung nach Nor-

den und Nordoſten herum, und fließt der aus Nordoſten herabkommenden Theiß gerade entgegen. Wenn nun beide Flüſſe im Frühjahr angeſchwollen ſind, ſo wird durch den Zuſammenſtoß der Gewäſſer ein Aufſtauen und eine Ueberſchwemmung der ganzen Umgegend veranlaßt. Große Ungeſundheit der Gegend und die Verſandung einer Menge fruchtbaren Landes ſind die Folgen davon. Freilich gehen an beiden Flüſſen hin ſchützende Dämme, die aber, ſchlecht unterhalten, nicht genügen. Das einzige Mittel wäre, die Maroſch-Mündung ſüdlich zu leiten, was aber bis jetzt, obgleich der Fluß durch mehrere kleine Arme dieſe Richtung ſchon vorgezeichnet hat, noch nicht zu Stande gekommen iſt. Auf der Maroſch langen in Segedin allein jährlich 300 Schiffe mit Salz an, und eine bedeutende Anzahl mit Holz und Holzwaaren beladen. Auf dem Landweg aber kommen aus den türkiſchen Ländern Baumwolle und Vieh. An Produkten liefert das Maroſch-Gebiet 120,000 Cubik-Fuß Getreide, 60,000 Centner Tabak, 40,000 Centner Baumwolle und 17,000 Centner Wolle. Jetzt ſchon zählt die Stadt, welche auf dem rechten höhern Theißufer liegt und ihre Vorſtadt auf dem linken hat, 40,000 Einwohner, würde aber durch jenen Schifffahrtscanal nach Peſth außerordentlich ſteigen. Segedin iſt nebſt Debretzin die größte, vorzugsweiſe von Magyaren bewohnte Stadt, und zeigt mit breiten Straßen und kleinen Häuſern, überhaupt ſehr weitläufiger Bauart, dem nomadiſchen Charakter des Volks gemäß, den Anblick eines Dorfes. Die bald ſtaubigen, bald ſchmutzigen Straßen ſind nicht gepflaſtert, ſondern nur an den ſchlimmſten Stellen mit Holz belegt und verlieren ſich ohne Begrenzung in's Feld hinaus. Die Einwohner treiben neben ihren Handwerken meiſt noch Landbau und das 12 Geviertmeilen große Gebiet der Stadt iſt in lauter Landgüter getheilt, auf denen die Leute im Sommer wohnen, denn die echt magyariſchen Handwerker, d. h. die ſich mit Verfertigung der ungariſchen Nationaltracht beſchäftigen, ſind in ſolchen Städten ſo zahlreich, daß ſie von ihrem Handwerk allein nicht leben können. So gab es 1805

in Debretzin 751 Verfertiger der Ziſchmen, der ungariſchen Schnürſtiefel, während gleichzeitig in Paris nur 1309 Schuhmacher, alſo nicht einmal die doppelte Anzahl, waren.

Bei Segedin führt eine Schiffbrücke über die Theiß, wie es deren auf ihrem 80 Meilen langen ſchiffbaren Laufe nur vier im Ganzen gibt. Eine ſtehende Brücke gibt es auf dieſer ganzen Strecke nicht.

Die Theiß iſt nebſt der Wolga der fiſchreichſte Fluß Europa's. Es wimmelt daher auf dem Segediner Fiſchmarkte von den größten Fiſchen aller Art, welche zu den niederſten Preiſen verkauft werden. Die Fiſche werden zum Theil lebendig nach Peſth, zum Theil getrocknet nach der Türkei und dem Banat geſchickt, wo die Wallachen ſie wie Brod verzehren.

Einen ſolchen läſtigen Reichthum zeigt Ungarn in vielen Gegenden und in einer Menge von Erzeugniſſen. Dieſer Reichthum iſt eine Folge ſeiner Armuth an Menſchenkräften, und ſo muß es eigentlich doch für ein armes Land gehalten werden, theils aus eigner, theils aus fremder Schuld, theils ſeiner ungünſtigen Binnenlage wegen. — Noch einen andern Naturreichthum hat Segedin in ſeiner Nähe, die Natronſeen, welche den Boden des ganzen Steppengebiets zwiſchen Theiß und Donau und bis über beide Flüſſe hinaus bedecken. Dieſe ganze, einſt überſchwemmte Fläche iſt mit dieſem Salz geſättigt. Regen und Thau löſen nun, indem ſie in den Boden eindringen, die Salztheilchen auf und dieſe cryſtalliſiren, wenn das Waſſer durch die Sonnenhitze verdunſtet. Nach kurzem Regen oder ſtarkem Thau mit darauf folgender Sonnenhitze wird das Natron dann von den Bauern wie ein Reif geſammelt. Es wird hierauf durch Auflöſen und Umcryſtalliſiren gereinigt und in den zahlreichen Seifenſiedereien von Segedin verbraucht.

Von den andern Nebenflüſſen der Donau, der Drau und Sau, wird ſpäter bei Beſprechung der Militärgrenze ausführlicher die Rede ſein; hier ſtehe nur die Bemerkung, daß nicht wieder ein ſolches Paar von Flüſſen ſich findet,

deren Namen nicht nur ſich reimen, ſondern die auch ihre Quellen und Mündungen ſo nahe beiſammen haben und auf ihrem Laufe ſo nahe zuſammen bleiben, die beide ſo gerade und ohne ein verzweigtes Flußſyſtem verlaufen.

Außer dem Gold, das die ungariſchen Berge in reichem Maaße liefern, führen auch ſämmtliche Flüſſe des Landes Körner dieſes Metalls in ihrem Sande. Das Goldwaſchen aus dem Sande iſt ein Erwerbszweig der Zigeuner. Sie ſtellen ein Brett mit horizontalen Einſchnitten ſchräg in den Uferſand, werfen Erde aus dem Fluſſe darauf und ſpülen es mit Waſſer ab, wobei die ſchweren Goldtheilchen in den Rinnen zurückbleiben. Durch Amalgamation mit Queckſilber und nachheriges Glühen gewinnen ſie aus den Goldſtäubchen allmälig ein Kügelchen von 3—4 Ducaten Gewicht, das ſie an's kaiſerliche Steueramt, welches ſie angeſtellt, zu einem feſten Preiſe abliefern.*) Kein Goldſchmidt oder ſonſtiger Gewerbsmann darf bei Strafe des Verluſts ſeiner Gewerbsrechte ihnen von ihrem Gold abkaufen.**) Der Ertrag dieſer Goldwäſchereien iſt unbedeutend, da man natürlich an die Stellen in der Mitte, wo der ſtärkere Strom wahrſcheinlich am meiſten Gold wälzt, nicht gelangen kann, wenn man aber die Ausdehnung der Verbreitung des Goldes in dem ganzen Flußſyſtem der Donau bedenkt, ſo ergibt ſich nach einem mäßigen Anſchlag ein Goldgehalt von 3,000,000,000 Ducaten.

---

*) Kohl, Ungarn II. 141.

**) Als Gewerbsabgabe muß jeder Zigeuner jährlich für 3 Ducaten Gold zu einem beſtimmten niedern Preiſe abliefern; was ſie mehr gewinnen, bezahlt das Bergamt nach dem wahren Werth.

Vierter Abſchnitt.

Die Städte.

Wir beginnen die Betrachtung der Städte Ungarns billig mit der von Ofen-Peſth, welche die übrigen Städte des Landes an Größe und Bedeutung ebenſo überragt, wie Prag die böhmiſchen Städte. Ueberhaupt ſind die Aehnlichkeiten der böhmiſchen mit der ungariſchen Hauptſtadt mannigfach. Abgeſehen davon, daß eine Vereinigung von Ofen und Peſth, wie die von Prag, zu einer Gemeinde bis jetzt nur durch Förmlichkeiten aufgehalten worden iſt, ſind beides Städte von etwa 140,000 Einwohnern, jede an einem großen ſchiffbaren Fluſſe gelegen, jede aus einem bergigen, geſchichtlich denkwürdigen, und aus einem ebenen, durch Handel und Gewerbsthätigkeit belebten Theile beſtehend. So entſpricht Ofen mit dem alten ungariſchen Königsſitz der Prager Kleinſeite mit dem Königsſchloß Radſchin, und Peſth der Prager Alt- und Neuſtadt. In Ofen läuft ein ſchmaler länglicher Bergrücken zur Donau hervor, der die älteſten Bauwerke, Paläſte, Kirchen, Kaſernen und Feſtungswerke trägt, auf der Kleinſeite geht ein ganz ähnlicher Bergvorſprung zur Moldau, der ähnliche Bauwerke aufzuweiſen hat. Ein anderes, nicht bebautes Vorgebirge, der Lorenzberg, umſchließt die Kleinſeite und das zwiſchen beiden Bergen liegende Thal iſt mit Häuſern ausgefüllt, und dieſem Bergrücken entſpricht der kahle Blocksberg bei Ofen. Auf der flachen Seite der Donau liegt Peſth, der wichtigſte Theil des Ganzen, auf der ebenen Moldauſeite das Hauptſtück von Prag: Alt- und Neuſtadt, und hier wie dort wogt in dieſer Ebene das ſtädtiſche Handels- und Gewerbtreiben, drüben auf den Bergen thront ländliche Stille und ariſtokratiſches Wohlleben. Selbſt der Anblick von den Höhen beider Städte iſt ähnlich, nur daß Peſth als neuere und als

ungarische offene Stadt viel weitläufiger gebaut ist. Beiden Städten ist durch ihre geographische Lage ihre Bestimmung zur Hauptstadt vorgezeichnet und zwar Prag in dem vollkommen abgeschlossenen Bergkessel Böhmen so bestimmt, daß die Stelle der Hauptstadt nie gewechselt hat, in dem wenig bestimmt umgrenzten Ungarn aber ist nur die Gegend überhaupt vorgezeichnet, daher auch hier Gran und Stuhlweissenburg der Stadt Ofen als Königssitz vorangegangen sind.*) Bekanntlich ist die Moldau bei Prag durch eine uralte steinerne Brücke überwölbt und in neuerer Zeit noch eine zweite stehende Brücke, eine Drahtbrücke, hinzugekommen. Pesth hatte bisher nur eine Schiffbrücke zur Verbindung mit Ofen, doch ist man seitdem auch hier mit der Herstellung einer beständigen Verbindung beschäftigt, von der sogleich die Rede sein wird. Endlich sind beide Städte Prag und Ofen-Pesth im Kleinen ein Abbild der Volksmischungen der betreffenden Länder.

Ofen ist eine vorzugsweise deutsche Stadt, die an der neuen magyarischen, sowohl nationalen als gewerblichen Bewegung wenig Antheil nimmt, die auf der Trennung beider Städte beharrt, um von der mächtigen Nebenbuhlerin im gemeinsamen Rathe nicht überstimmt zu werden, während Pesth trotz seiner großen Anzahl deutscher Bürger doch das Heerlager der Magyaren ist und in rastloser Vergrößerung, Verschönerung und Bereicherung begriffen. Ofen besteht aus Altofen, der Wasserstadt, dem Neustift, der Raizenstadt, dem Schloßberg. Altofen ist zum Theil von Juden bewohnt, die Stammbevölkerung des Neustiftes besteht aus einem Gemisch aller Nationen, welche jemals unter östreichischen Fahnen gefochten, Deutschen, Italienern, Spaniern, Franzosen und andern Kriegern, welche unter Carl von Lothringen 1687 Ofen erobern halfen und nun hier angesiedelt wurden. Jetzt sind sie meist verdeutscht und Weinbergsbesitzer. Durch das Neustift und die Wasserstadt gelangt man auf den Schloß-

*) Schon der Hauptringwall der Awaren lag in diese Gegend.

berg, der seit den zahlreichen Belagerungen Ofens nur noch unkenntliche Trümmer der alten Pracht und Herrlichkeit der Palläste, der christlichen und muhamedanischen Gotteshäuser zeigt, die einst hier standen. Auf der Stelle des alten ungarischen Königsschlosses steht jetzt der Pallast des Palatin, ferner ist hier ein Zeughaus, mehrere Casernen, Salpetermagazine u. s. w. Das Zeughaus enthält für 80,000 Mann Waffen und außerdem sind hier mancherlei merkwürdige Rüstungen und Siegeszeichen, so eine angebliche Rüstung Attila's, ein schwerer Panzer Tschischka's, eine seidene Kreuzfahrerfahne mit dem Reichsadler auf der einen, dem Christusbild auf der andern Seite, dann französische Freiheitsmützen, Fahnen der französischen und einiger italienischen Republiken, endlich neapolitanische Carbonarifahnen mit den hochtrabenden und schlechterfüllten Worten: Gleichheit oder Tod! Gehorsam den Kriegsgesetzen! darüber die Freiheitsmütze zwischen zwei Dolchen.

Das Ofener Schloß ist ein neues schönes Gebäude mit weitumfassender Aussicht über Pesth und den Donaulauf. In einem Theil des Schlosses residirt unter dem Schutz ihrer Kronwache die ungarische Krone mit ihren Kleinodien, oder auf Husarenlatein: corona cum clenodiis suis. Die Kronwache besteht aus 64 Mann, welche im Schlosse wohnen und nichts zu thun haben, als das Vorzimmer der Krone mit zwei Mann zu besetzen. Die eiserne Thüre zum Zimmer der Krone ist mit drei mächtigen Schlössern verwahrt, zu welchen drei hohe Beamte den Schlüssel haben: der Palatin, der Erzbischof-Primas und einer der Obersten der Kronhüter, welches immer Magnaten und zwei der ersten Beamten des Reiches sind. In jenem Zimmer nun liegt die Krone in ein kostbares Futteral verpackt und in einer eisernen Kiste verschlossen, welche von fünf Siegeln: des Königs, des Palatins, des Primas und der beiden Kronhüter verschlossen ist. Sie wird, wenn die Krönung eines Königs vorgenommen werden soll, im Beisein der vier letztgenannten Männer ausgepackt und dann unter Begleitung ihrer Leibwache

nach Preßburg geſchafft. An der Grenze jeder Geſpannſchaft wird ſie von den Behörden derſelben empfangen und begleitet. Bei der Krönung wird ſie dem Könige auf's Haupt geſetzt, der Königin aber nur auf die rechte Schulter und dann begibt ſie ſich mit demſelben Pompe wieder in ihr dunkles Zimmer, deſſen Fenſter vermauert ſind, und in ihre Kiſte zurück. Es iſt keine Krone in Europa zu finden, die ſo merkwürdige Schickſale erlebt hat, als die ungariſche. Denn obgleich ſie den Ungarn ſo heilig ſchien, iſt ſie ihnen mehreremale abhanden gekommen. Sie war geraubt von einem deutſchen Kaiſer, Friedrich III., dann lag ſie auf dem Schloß des Bethlen Gabor in Siebenbürgen, ſie machte eine unfreiwillige Reiſe nach Böhmen und zuletzt nahm ſie Joſeph II. nach Wien, von wo ſie Leopold unter großem Gepränge nach Ofen zurückbrachte.

Die Krone ſtammt halb aus dem Oſten, aus Byzanz, und halb aus dem Weſten, aus Rom. Der goldne Reif nämlich oder das Stirnband des halbkugelförmigen Diadems wurde vom Kaiſer Ducas dem ungariſchen Könige Geyſa I. im Jahre 1076 geſchenkt. Die obere Hälfte dagegen, die zwei übereinanderliegenden Bogen ſind Bruchſtücke jener Krone, welche Papſt Sylveſter im Jahr 1000 dem heil. Stephan verehrte. Kunſt und Arbeit, Schrift und Bilder ſind auffallend verſchieden, auf dem einen Theil oſtrömiſch, auf dem andern abendländiſch, ſo wie Ungarn ſelbſt, zwiſchen der griechiſchen und der italieniſchen Halbinſel gelegen, von beiden Seiten her Einflüſſe erlitt.

Die Raizenſtadt Ofens liegt zwiſchen dem Schloßberg und Blocksberg, und zieht ſich an dem letztern etwas in die Höhe. Sie beſteht aus etwa 1000 Häuſern von gleicher Größe, alle nach Peſth hin gewendet und in etwa ſechs waagerechten Straßen ſtufenförmig ſich aufbauend. Die Raizen ſind in ganz Ungarn verbreitet, von der ſerbiſchen Grenze bis nach Wien, beſonders bewohnen ſie das Banat, Syrmien und die Batſcher Geſpannſchaft. Im Norden von Ungarn gibt es ſehr wenige. Als Schiffer- und Handelsvolk haben ſie ſich mehr an die

Donau gehalten und hier gibt es faſt in jeder Stadt, in Komorn, Raab, Gran, Waizen, Neuſatz Raizenſtädte. Theils war es der Handelsgeiſt dieſes Volks, welcher ſie in die öſtreichiſchen Länder führt, theils die Unterdrückungen, denen ſie in ihrem eignen Vaterlande von Seiten der Türken ausgeſetzt waren, die ſie ſeit 1419 nach Oeſtreich trieben. Die Ofener Raizen wurden gleichzeitig mit den Deutſchen durch Carl von Lothringen angeſiedelt; die deutſchen Coloniſten haben aber ihre Mitbewerber bei weitem überflügelt. Die Stadt iſt deutſch geworden und die Raizen hauſen nun, zum Theil ſelbſt in Deutſche verwandelt, in einem ziemlich unheimlichen Quartiere; dennoch findet zwiſchen beiden Völkern, welche hier eine gemeinſame Kirche haben, große Nationaleiferſucht ſtatt. Die Ofener Raizen ſind nämlich römiſch-katholiſch, eine ſeltene Ausnahme unter ihrem Volke, das ſich zur griechiſchen Kirche bekennt.

Die Raizen haben, wie alle Orientalen, eine Leidenſchaft für die warmen Bäder, und vielleicht haben ſie ſich deßhalb hier angeſiedelt, weil an dem Blocksberg drei von den fünf warmen Quellen, welche Ofen beſitzt, zu Tage kommen. Das Blocksbad, Brückbad und Raizenbad befinden ſich in der Raizenſtadt. Das Königs- und Kaiſerbad liegen weiter oben an der Donau. Dieſe Bäder waren alle ſchon zu der Römer Zeiten bekannt und benutzt, die Türken aber thaten am meiſten für ſie und ein großer Theil der Badegebäude iſt noch in dieſem Augenblick ſo, wie die Türken ſie herſtellten. Das Brückbad iſt das größte in der Raizenſtadt. Eine ſtarke, ergiebige Schwefelquelle verbreitet ſich in Röhren durch das ganze Gebäude, und ſpeiſt Badeſtuben aller Grade von Pracht und Bequemlichkeit, und ein Gemeinbad, das noch ganz in dem Zuſtand iſt, wie die Türken es gebaut haben, ein mit engen Fenſtern und trüben Lampen ſpärlich erleuchteter Raum, feucht und düſter durch die Waſſerdämpfe, ein ſteinernes Becken, das mit einem erhöhten Rand umgeben iſt, auf dem ſteinerne Bänke ſtehen. Das ganze erinnert an das Morgenland, oder mehr noch, da die Geſchlechter

hier nicht geſchieden ſind, an die ruſſiſchen öffentlichen Bäder. Das Kaiſerbad hat noch eine türkiſche Inſchrift. In ſeiner Nähe liegt auf einem Hügel das Denkmal eines türkiſchen Heiligen, zu dem noch jetzt einzelne Pilgrime wallfahrten. Es iſt ein achteckiges Gebäude, zu dem die Schlüſſel in Ofen auf dem Stadthauſe bewahrt werden, wo die Pilger ſie holen. Die Wände ſind weiß getüncht und mit verſchiedenen Gegenſtänden behangen: einem Schwerte, einem Dolche, einer Fahne, einem Stück von dem ſchwarzen Mantel der Kaaba. Gewöhnlich kommen jährlich nur 2—4, doch einzelne Male auch bis 15 Pilger, die meiſten ärmlichen Anſehens. Alle ziehen, ehe ſie eintreten, die Schuhe aus und die wohlhabenderen, welche einen Diener bei ſich haben, laſſen ſich die Füße mit einem wohlriechenden Harze räuchern. Wenn ſie in die Thüre eintreten, ſo ſetzen ſie Fuß vor Fuß und meſſen aus, wo der Heilige mit dem Kopfe liegt, denn über alle dieſe Dinge haben ſie ſich ſchon in der Heimath auf's Genaueſte erkundigt. An dieſer Stelle fallen ſie nieder, ſchlagen das Haupt auf den Boden, beten und geberden ſich dabei ſo heftig, daß ſie öfters ohnmächtig liegen bleiben. Es ſind meiſtens Leute aus dem altgläubigen Lande des Islam, aus Kleinaſien, ſelbſt von der perſiſchen Grenze her. Sie wandern zu Fuß und bleiben Nachts meiſt bei katholiſchen Geiſtlichen oder in Klöſtern; die meiſten benehmen ſich in Ofen ordentlich, einzelne aber müſſen wegen Unfugs ausgewieſen und über die Grenze gebracht werden. Ofen ſcheint demnach bei den Türken die Rolle zu ſpielen, wie Granada bei den Mauren. Durch ſeinen Rang als Königsſtadt, den es ſchon bei der Eroberung durch die Türken hatte, durch ſeine feſte, herrſchende Lage, ſein Heiligthum und ſeine Bäder iſt es noch immer ein Gegenſtand ihrer ſehnſüchtigen Erinnerung.

Um nach Peſth zu gelangen, wenden wir uns nach der Brücke, deren Geſchichte ein gar nicht unwichtiger Beitrag zur ungariſchen Bildungsgeſchichte iſt. Zwiſchen Peſth und Ofen iſt die Donau durchſchnittlich 250—300 Klafter breit und da die Städte früher wenig Verkehr

hatten, so war lange Jahrhunderte hindurch das Bedürfniß einer Brücke nicht fühlbar. Man half sich bis vor 80 Jahren mit einer fliegenden Brücke. Erst 1767 wurde eine Schiffbrücke von etwa 50 Jochen errichtet, welche Joseph II. 1788 auf 42 Blockkähnen an ihre jetzige Stelle verlegte. Bei dem raschen Wachsthum Pesths konnte diese Brücke, welche von December bis März abgefahren ist, nicht genügen. In der Zwischenzeit wird die Verbindung zwischen Ofen und Pesth durch Schiffe bewerkstelligt, oft aber wird sie durch Eisgang völlig unterbrochen. Außerdem ist die Brücke auch für den außerordentlichen Verkehr von großen Lastwagen, von Soldaten u. s. w. viel zu schmal, weßhalb sie auch bei solchen Gelegenheiten gesperrt werden muß. Im Sommer, wenn das Wasser niedrig ist, sinkt das Mittelstück der Brücke so zusammen, daß die Pferde sich einen Holzberg hinauf zum Ufer hin zu quälen haben, auch sind schwere Wagen schon hindurchgebrochen. Diese Uebelstände sind nun schon seit langer Zeit erwogen worden, besonders seit etwa 20 Jahren. Unzählige Aufsätze wurden in den Zeitungen über den neuen Pesther Brückenbau geschrieben und auf mehreren Landtagen darüber verhandelt. Erst als der eifrige und einflußreiche Vaterlandsfreund Graf Setschenji sich des Unternehmens annahm, deßwegen eine Reise nach England machte, mit dortigen Baumeistern sich besprach und darüber einen Bericht veröffentlichte, kam die Sache etwas in Fluß und auf dem Landtage von 1841 wurde der Bau einer stehenden Brücke beschlossen und alsbald begonnen. Diese Schwierigkeiten entstanden theils durch die Kostspieligkeit, theils durch die politische Seite des Unternehmens. Die Wichtigkeit der Brücke nicht nur für Ofen und Pesth, welche dadurch zu einer einzigen Stadt gemacht werden, sondern für das ganze Reich, das nicht eine einzige stehende Donaubrücke besitzt, sondern nur Schiffbrücken bei Komorn und Peterwardein, fliegende Brücken bei Preßburg und Gran, war immer unbestritten. Da bei Hochwasser und Eisgang das Königreich in zwei gänzlich geschiedene Hälften getheilt wurde, so war es von

Wichtigkeit, irgendwo die Möglichkeit einer beſtändigen Verbindung zu haben. Die Koſtſpieligkeit des Baues hängt mit der politiſchen Seite der ganzen Angelegenheit eng zuſammen. Die neue Brücke ſoll nicht weniger als 6 Millionen Gulden koſten, welche in einem ſo geldarmen Lande wie Ungarn nicht zu beſchaffen waren. Daher übertrug man den Bau dem reichen Sina in Wien und verpfändete ihm dafür den Brückenzoll auf 58 Jahre. Nun beſitzt aber der bekanntlich äußerſt zahlreiche ungariſche Adel das Recht, durchaus keinen Straßen- und Brückenzoll zu zahlen, und da ſo vielleicht zwei Drittel der Einnahme verloren gegangen wären, ſo verſtand ſich Sina nicht eher zur Uebernahme des ganzen Unternehmens, als bis ihm nach langen Weigerungen, indem viele vom Adel ſich gegen dieſe erſte grundſätzliche Schmälerung ihrer Vorrechte hartnäckig wehrten, Brückenzoll von Jedermann zugeſtanden wurde. Die Eröffnung der neuen Brücke wird daher den Wendepunkt bezeichnen, wo der Adel die Nation zu ſein aufhört.

Einſtweilen beſteht die Brückenzollfreiheit des ungariſchen Adels noch fort und gibt zu einer wahrhaften Scene aus der verkehrten Welt Veranlaſſung, daß die Reichen frei hinübergehen und die Bettler bezahlen. Auf jeder Seite iſt eine Anzahl ſchnurrbärtiger Aufſeher aufgeſtellt, welche allen Edelleuten, den ihnen gleichgeachteten Bürgern königlicher Freiſtädte und endlich einer eingeſchlichenen Gewohnheit gemäß allen wohlgekleideten Fremden die Schranken öffnen, während ſie jeden Handwerksburſchen, Bauer, Juden und Bettler, wenn er ihnen nicht von Weitem ſchon ſeinen Kupferkreuzer entgegenhält, bei'm Arme faſſen und zum Zahlen zwingen.

Jene Brückenwächter haben durch Uebung eine außerordentliche Menſchenkenntniß erlangt und kennen nicht nur alle Ofener und Peſther Bürger, ihre Kinder und Dienſtboten perſönlich, ſondern ſie ſchätzen auch die Fremden ſehr richtig und ſetzen ſich ſelten der Gefahr aus, von Edelleuten eine Zurechtweiſung zu erhalten. Selbſt

an Sonntagen, wo die Handwerksburſche ſo elegant gekleidet gehen, wie andre Leute, finden ſie dieſelben heraus.

Mit dem am 1. Mai 1840 gelegten Grundſtein zur Kettenbrücke iſt alſo zugleich der Grundſtein bürgerlicher Gleichheit in Ungarn gelegt. Die neue Brücke wird oberhalb der Schiffbrücke gebaut und 25000 Fuß lang. Um das Brückenjoch, das aus einem Syſtem von eiſernen Ketten beſtehen wird, zu tragen, ſind vier Pfeiler nöthig, zwei Landpfeiler oder Brückenköpfe und zwei in der Mitte des Stromes. Die vier Hauptketten, welche die größte Laſt tragen ſollen, werden 42,000 Centner wiegen. Sie werden in England gemacht, weil man in Ungarn weder die Oefen noch die Inſtrumente herrichten kann, ſie zu ſchmieden, noch auch die großen Probirmaſchinen hat, um die einzelnen Kettenglieder einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Eine ſolche Probirmaſchine herzurichten, würde allein eine ungeheure Summe koſten und dieſe aufzuwenden, verlohnt ſich nur in England, wo die Maſchine oft gebraucht werden kann; in Ungarn würde ſie nach Vollendung des Brückenbaues unnütz ſein. Die Pfeiler aus Kalkſtein und an den Ecken mit Granit bewehrt gegen den Eisgang, werden auf die bekannte Weiſe in waſſerleeren Kaſten, welche durch Fangdämme gebildet ſind, aufgeführt, alles aber wegen der Gewalt des Stromes in rieſigen Verhältniſſen. Die Dämme erhalten acht Fuß Dicke und beſtehen zuſammen aus 7000 Pfählen, baieriſchen Fichten, welche unten mit einer ſchweren eiſernen Spitze verſehen ſind und drei Klafter tief eingerammt werden, was mit etwa 400 Stößen geſchieht, ſo daß für die Fangdämme der ganzen Brücke etwa drei Millionen Stöße nöthig ſind. Das Waſſer wird mit einer Dampfmaſchine von 24 Pferdekraft ausgepumpt. Die Fangdämme müſſen gegen den Eisgang noch durch gewaltige Eisbrecher geſchützt werden. Engländer und Italiener ſtehen an der Spitze des Unternehmens, unter ihnen arbeiten Deutſche, Magyaren und Slaven. Wenn man die Schiffbrücke von Ofen aus betritt, ſo fällt zuerſt die prachtvolle Reihe neuer Gaſthöfe in die Augen, wie man

ſie zwei Tagereiſen von der türkiſchen Grenze nicht vermuthen ſollte. Sie werden ſämmtlich von deutſchen Wirthen gehalten und von deutſchen Kellnern bedient, deutſche Zeitungen und deutſche Speiſezettel mit den bekannten Thieren von Wiener Erfindung liegen auf den Tiſchen der Zimmer, die in den heitern ungariſchen Nationalfarben: weiß-grün-roth prangen. Sie ſind ſämmtlich im Viereck um einen Hof gebaut, haben zwei Einfahrten und zwei Speiſeſäle, einen im untern Stock und einen im obern. Jener iſt halb im Freien auf dem Gehöfte und wie ein Garten mit Blumen geſchmückt, der obere aber iſt ganz im Hauſe und wird von den vornehmen Gäſten beſucht. Mit jedem Gaſthof iſt im untern Stock ein Caffeehaus verbunden, die Treppen ſind aus Marmor.

In demſelben großartigen Style, wie die neuen Gaſthöfe, ſind die neueren Häuſer der Reichen gebaut. Erſt ſeit fünfzehn Jahren fangen die ungariſchen Großen an, von Wien hierher überzuſiedeln und man nennt noch die erſte adelige Familie, welche hierher zog, und ein ärmliches Haus bewohnte. Nächſt dem Hierherziehen des Adels und dem Handelsaufſchwung von Peſth verdankt die Stadt ihr großartiges und neues Anſehen den Schreckenstagen des Märzes 1838, deren Waſſerfluth noch im Andenken der Bewohner lebt. Das Waſſer nahm ſchon am 12. und 13. März zu, doch wäre es, wie andere Jahre, ſeinen Weg ruhig weiter gegangen, wenn das Eis nicht unterhalb Peſth bei der Inſel Tſchepel ſich geſtaut hätte. Darauf ſtieg es bedeutend und man fing an, eine Ueberſchwemmung zu fürchten, wie ſie Peſth ſchon mehrmals gehabt hatte, ohne jedoch daran zu denken, daß es diesmal eine werden ſollte, wie ſie Peſth noch nie geſehen hatte. Man bot eine Menge von Arbeitern auf und ſchickte auch das Militär ab, um einige Vorkehrungen zu treffen, und unterhalb der Stadt — denn wider den Lauf der Natur kam das Waſſer von unten herauf — Dämme anzulegen. Tauſende von Menſchen, zum Theil aus Neugierde, zum Theil aus Furcht vor den Dingen, die da kommen ſollten, gingen hinaus, um ſich die Damm-

arbeiten anzuſehen. Es war ein langer Erdwall, an dem unzählige Leute thätig waren und vor dem die wilden, wachſenden Wogen tobend Einlaß forderten. Das Waſſer ſtieg, es wurden mehr Arbeiter aufgeboten, alle Regimenter hinausgeſchickt — umſonſt. Das ſchwache Menſchenwerk mußte der wilden Naturgewalt weichen. Indem die Leute vorn noch aufſchütteten, bemerkten ſie plötzlich zu ihrem Schrecken auch ſchon hinter ſich das tobende Element verbreitet. Die Dämme waren unterſpült, ſie brachen, und nur der ſchleunigſte Rückzug rettete die Mannſchaft. Alles flüchtete in die Häuſer. Der niedrigſte Theil der Stadt war ſogleich überſchwemmt, und jeder fing nun an, ſich in ſeiner eignen Wohnung zu befeſtigen und mit Dämmen und Brettern, Erde und Miſt zu ſchützen. Beſonders thaten dies die Leute auf der ſchönen Waizener Straße, wohin die Donau ſonſt noch nie gekommen war. Ihre Dämme blieben auch wirklich unverſehrt, dagegen kam die Fluth von einer Seite, wo man ſie nicht erwartete. Der Boden, auf welchem Peſth ſteht, iſt nämlich lauter loſes aufgeſchwemmtes Erdreich, oben Flugſand, unten Kies, Mergel- und Thonſchichten, welche bei arteſiſchen Bohrverſuchen als zehn Klafter tief hinabgehend ſich erwieſen haben. Die Donau höhlte in dieſem ihrem alten Flußbett Gruben und Gänge aus. Da half es den Häuſern nicht, daß ſie feſt gebaut waren. In einem Hauſe, das tiefe Grundmauern hatte, hoben ſich plötzlich die Dielen und ein großes Faß kam zum Vorſchein, das einem Nachbarn gehörte. Es war unter den tiefgehenden Mauern des Hauſes in einem jener Canäle von den Fluthen hindurchgeriſſen und an's Licht geſpült worden. Während alſo die Häuſer von außen nicht bedroht ſchienen, wurde es auf einmal in ihnen ſelbſt lebendig. Es kamen Waſſerbläschen aus den Fugen der Zimmerböden hervor, aus den Mauslöchern und Aſtöffnungen ſprudelten kleine Quellen und plötzlich ſtanden die Zimmer und Läden unter Waſſer. Man ſchaffte die Waaren weiter hinauf, wo man ſie ganz ſicher glaubte, aber das Waſſer ſtieg zu unerhörter Höhe und nach wiederholten Rettungsverſuchen war es

endlich unmöglich, in dem eiskalten Waſſer länger zu arbeiten und auch der Aermſte überließ ſeine Habe den Fluthen. Durch dieſe Unterwühlung bekamen auch die feſteſten Häuſer Riſſe und ſo wurden im Ganzen 3000 Häuſer in Peſth zerſtört. Am zweiten Tage war die Noth am größten und man fürchtete die Zerſtörung der ganzen Stadt. Man flüchtete auf den höheren Platz, den Neumarkt, wo Zelte aufgeſchlagen wurden und unzählige Menſchen mehrere Tage lang in der rauhen Witterung übernachteten, und wer es wagen wollte, auf kleinen Booten den reißenden Strom zu überſchiffen, flüchtete in die vollkommene Sicherheit der Ofener Berge. Beſonders das Rochuskrankenhaus in Peſth rettete damals Tauſenden das Leben. Die Direktion ließ gleich zu Anfang der Ueberſchwemmung die Kranken in das zweite Stockwerk bringen und räumte das hochgelegene Erdgeſchoß des feſten, großen Gebäudes allmälig 4000 Flüchtlingen ein, welche hier drei Tage lang von den Vorräthen des Hoſpitals in kleinen und ſtündlich knapper zugemeſſenen Portionen geſpeiſt wurden. Nach der Ueberſchwemmung wurden allein in dem Vorhofe des Krankenhauſes 450 Leichen, meiſt von Kindern, die von den Wellen herangeſchwemmt, in den Straßen gefunden worden waren, ausgeſtellt, damit die Ihrigen ſie abholen möchten. Der Erzherzog Stephan, der gegenwärtig als künftiger Palatin von Ungarn bezeichnet wird, die bekannten Staatsmänner Setſchenji und Weſſelenji und andere fuhren mit Böten in den Straßen herum, retteten die Leute und brachten ihnen Lebensmittel. Da das Waſſer zwei Tage lang auf ſeinem hohen Stande verblieb, fürchtete man am Ende, die Donau möchte gar ſich hier ein neues Bett erwählt haben und ihr neues Eigenthum nicht wieder verlaſſen. Endlich am dritten Tage brach der Eisdamm bei'm Tſchepel, die Fluth fing an zu fallen, verlief ſich raſch und zeigte nun den ganzen Gräuel der Verwüſtung. Manche Straßen waren mit Balken, Hausrath und Leichnamen förmlich verſperrt und der ganze Boden der Stadt blieb noch ſechs Monate lang mit Donauwaſſer geſättigt, das nicht aus den Kellern zu

entfernen war, indem es immer wieder zulief. Ungarn und Deutſchland half durch reichliche Gaben Peſth wieder aufbauen und die Stadt erſtand ſchöner als zuvor. Die bedeutendſten öffentlichen Gebäude, welche an Schönheit mit den Privathäuſern wetteifern, ſind meiſt Neubaue ſolcher Gebäude, die ſich auf das politiſche Leben und die magyariſche Bewegung beziehen: das neue Ständehaus, Theater, Muſeum, Caſino, welches letztere eine Leſeanſtalt iſt und zugleich Gelegenheit zu geſelliger Unterhaltung durch Bälle und Conzerte gewährt. Man findet hier ſämmtliche ungariſche Zeitſchriften und eine Auswahl deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher, und in der Bücherſammlung alle in ungariſcher Sprache und über Ungarn erſcheinende Werke. Es iſt daher für den Fremden, der ſich über das Land belehren will, ein unſchätzbarer Aufenthalt. Die Geſetzſammlung liegt natürlich auch dort auf und man bemerkt darin eine höchſt ſeltſame Lücke zwiſchen den Verordnungen Maria Thereſia's und Leopold's II., welche durch leere Blätter ausgefüllt iſt. Es kommt hier wieder die bis in's Kindiſche getriebene Vorliebe der Ungarn für ihre Krone in's Spiel und ihr Kleben an dem Buchſtaben des Geſetzes, das freilich durch frühere bittere Erfahrungen veranlaßt war. Nur hat leider der Reichstag, als er 1791 die Geſetze des nicht gekrönten Königs Joſeph II. aus dieſem formellen Grunde vernichtete, mit der Form zugleich den trefflichen Inhalt vernichtet und von dem Andenken des größten Herrſchers über Ungarn und von ſeinem edlen Streben iſt nichts geblieben als leere Blätter.

Die ſchon erwähnte ungariſche Akademie hat ein zu Ende der 20er Jahre erbautes Gebäude mit einem prächtigen Sitzungsſaal, der mit einem allegoriſchen Gemälde und dem Bildniß Setſchenji's geſchmückt iſt. So lobenswerth ihre Beſtrebungen ſind, ſo beſchäftigt ſie ſich doch etwas mit Treibhauszucht, indem ſie die Schauſpielkunſt, wozu die Ungarn weder Kopf noch Hand, weder Dichter noch Darſteller haben, auf den Boden der ungariſchen Sprache verpflanzen will. Bekanntlich iſt das

Drama der Abſchluß und die Blüthe einer bedeutend entwickelten Literatur und nur bei einem gebildeten Volke möglich. Nun iſt nicht nur die Literatur, ſondern ſelbſt die Sprache der Ungarn noch in ihrer Entwickelung begriffen und ſelbſt der kleinen Anzahl der Gebildeten ſind die ungariſchen Ueberſetzungen deutſcher und franzöſiſcher Stücke — denn bis zu einem gelungenen Original iſt es trotz aller ausgeſetzten Preiſe noch nicht gekommen — durch die Menge neugeſchaffener Worte unverſtändlich. Das Publikum zeigte daher, nachdem der erſte Eifer erkaltet war, wenig Luſt, dieſelben Stücke, die es auf dem deutſchen Theater von Peſth, vor ſeinem Brande einem der größten und ſchönſten Schauſpielhäuſer Europa's, gut dargeſtellt ſehen konnte, auf dem ungariſchen Theater gedehnt und matt aufgeführt zu ſehen. Durch dieſen unglückſeligen Brand wird dieſe ganze Angelegenheit in ein neues Stadium treten. Da das deutſche Schauſpielhaus unbegreiflicherweiſe nicht verſichert war, ſo gehen die Magyaren darauf aus, dieſen gefährlichen Nebenbuhler ganz zu verdrängen.

Nach den redenden Künſten kamen die bildenden an die Reihe, es entſtand ein Kunſtverein von 2000 Mitgliedern, welche Ausſtellungen veranlaßt und junge ungariſche Talente unterſtützt, aber auch noch keinen beſſern Erfolg erzielt hat. Wir haben ſchon öfters geſehen, wie viel des Nothwendigen in Ungarn noch fehlt, ſo daß dieſe Bemühungen um den Schmuck des Lebens wohl noch etwas voreilig erſcheinen. Vor Allem ſind die Anſtalten zur Krankenpflege, welche in dem Lande der Sumpffieber und der zahlreichen obdachloſen Armen doppelt großartig ſein müßten, im höchſten Grade ungenügend. Außer dem, was die deutſchen Städte und was die Regierung in den Militärſpitälern geleiſtet, iſt von den Magyaren ſelbſt in neuerer Zeit ſehr wenig dafür geſchehen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts beliefen ſich die Capitalien ſämmtlicher Waiſenhäuſer in Ungarn und Croatien nur auf 610,852 Gulden Conv.-Münze und alle Einkünfte ſämmtlicher in Ungarn beſtehender Kranken- und Armenhäuſer

auf 100,000 Gulden, während gleichzeitig die Einkünfte eines einzigen deutſchen Krankenhauſes, des Juliushoſpitals zu Würzburg, 120,000 Gulden betrugen. Es gibt noch bis auf dieſen Augenblick kein einziges, auf Staatskoſten gebautes und unterhaltenes Kranken-, Siechen- oder Armenhaus. Die ganze Krankenpflege liegt theils in den Händen der barmherzigen Brüder und Eliſabethinerinnen, von denen jene 1844 in 14 Hoſpitälern 7800 Kranke verpflegten, dieſe nur weibliche Kranke aufnehmen, theils hat die Privatmildthätigkeit und der Gemeinſinn der Stadtgemeinden Manches gethan. Erſt im Jahre 1793 konnte der Dr. Haffner es wagen, mit einiger Ausſicht auf Erfolg das Peſther Publikum zur Errichtung eines Krankenhauſes aufzufordern und ſeitdem iſt in den beiden Schweſterſtädten mancherlei geſchehen, während die rein ungariſchen Städte müßig blieben. Das Rochuskrankenhaus, welches auf Haffner's Aufforderung begründet und bei Gelegenheit der Ueberſchwemmung ſchon erwähnt wurde, hat nur 300 Betten und verpflegte 1839 über 5200 Kranke und iſt dennoch das größte Civilkrankenhaus Ungarns. Es iſt damit eine Irrenbewahranſtalt verbunden; eine Irrenheilanſtalt beſitzt Ungarn noch nicht. Außerdem findet man hier ein Militärkrankenhaus von 300 Betten, womit ein von Carl VI. gegründetes Invalidenhaus für 2000 Mann verbunden iſt, eine Heilanſtalt für Staarblinde, welche 1819 von einem Frauenverein begründet wurde, ein 1839 von dem Arzte Dr. Schöpf geſtiftetes Kinderkrankenhaus, ein 1841 erbautes jüdiſches Krankenhaus, die 1825 geſtiftete und 1826 hierher verlegte Blindenanſtalt, deren Gebäude durch die Ueberſchwemmung zerſtört wurde und welche 1842 ein neues prachtvolles Haus erhielt. Ofen hat noch kein ſtädtiſches Krankenhaus, ſondern nur zwei klöſterliche Hoſpitäler und ein Militärkrankenhaus von 300 Betten. In Peſth beſteht eine Hochſchule und eine Thierarzneiſchule, und auf dem Blocksberge bei Ofen ſteht die dazu gehörige Sternwarte. Die unzulänglichen naturhiſtoriſchen Sammlungen der Univerſität werden ergänzt durch das Nationalmuſeum in

Pesth, welches auch durch die Bemühungen Setschenji's gestiftet worden ist und jetzt ein neues Gebäude erhält. Es enthält zunächst eine Sammlung ungarischer Mineralien, besonders Eisenerze, und Versteinerungen, sodann die Thiere und Pflanzen des Landes, mancherlei Kunstwerke und Seltsamkeiten, endlich eine Reihe geschichtlich merkwürdiger Rüstungen: Hunyad's und seines Sohnes Mathias Corvinus, Bathory's, Rakotzy's und sogar ein Schwert Attila's. Die Vorhalle soll eine Art Pantheon großer Ungarn werden. Die von den Türken zerstörte Bibliothek des Matthias Corvinus ist von Joseph II. wieder auf 90,000 Bände gebracht worden.

In Pesth bilden die Juden eine ansehnliche Gemeinde. Die ganze Anzahl dieses Volks mag sich in Ungarn auf 270,000, in Pesth auf 13,000 belaufen. Unter den östreichischen Ländern kommt Ungarn mit einem Juden auf 48 Menschen der Bevölkerung gleich nach Galizien, wo dies Verhältniß 1: 16 beträgt. In der Militärgrenze, Slavonien und Croatien dürfen sie nicht wohnen. Sie haben sich wohl deßhalb in Ungarn und den polnischen Ländern so sehr angehäuft, weil dem Charakter dieser Völker alle Eigenschaften des Kaufmanns, die Sparsamkeit, der Unternehmungsgeist, die Berechnung und vor Allem die Voraussicht fehlen. Die jüdische Bevölkerung von Ungarn wird jetzt meist durch Zuzüge aus Galizien und Böhmen verstärkt; die orientalischen und spanischen Juden, welche aus früheren Zeiten häufig waren, sind in Abnahme begriffen. Die Gemeinde ist wohlhabend und nimmt an den religiösen Bewegungen des Judenthums lebhaften Antheil. Sie hat ihr eignes Krankenhaus und eine Schule für 300 Kinder. Die Juden, nebst den Deutschen und Raizen, vermitteln den Haupthandel Ungarns und spielen auf der Pesther Messe die erste Rolle. Diese Messe hat nicht nur für ganz Ungarn eine große Wichtigkeit, indem sie den verschiedenen Theilen des Reichs Gelegenheit gibt, ihre Waaren gegen einander auszutauschen, sondern auch und fast noch mehr, für die an Ungarn angrenzenden Provinzen, für die deutschen, polnischen und türkischen.

Die deutschen Provinzen: Oestreich, Mähren, Schlesien, und dann der westliche Theil Galiziens umlagern das an rohen Naturproducten reiche Ungarn mit einer ganzen Kette fleißiger Manufacturstädte, welche Leder, Wolle, Baumwolle, Seide und andere Erzeugnisse Ungarns verarbeiten. Die Kette dieser Städte beginnt bei Neunkirchen, geht über Neustadt nach Wien, von da über Brünn, Teschen nach Biala in Galizien. Die Hauptartikel, welche diese Gegenden in Pesth suchen, sind Baumwolle, Wolle, Tabak, Felle, Wachs, Wein, Getreide, Federn, Hölzer, Galläpfel u. s. w. Der Hauptschauplatz des Verkehrs sind die Gehöfte in dem Judenviertel, alle die großen innern Hausplätze an der Königsstraße hin, welche mitten durch die Theresienstadt zieht und in welcher Gegend die meisten Juden wohnen. Diese Straße ist zur Marktzeit die belebteste von allen. Juden, Ungarn, Siebenbürgener und Wallachen verkehren hier mit einander. Vier-, sechs- und achtspännige Wagen, mit riesengroßen Dächern bedeckt und mit Fellen und andern solchen Gegenständen beladen, fahren durch die Thorwege aus und ein. Zuweilen springen noch neben den sechs Pferden zwei bis drei Füllen nebenher und ebensoviel Pferde sind zur Reserve oder zum gelegentlichen Verkauf hinten angebunden. Am merkwürdigsten ist indeß der große Bauernmarkt vor der Hatwaner Linie, der während der Messe am 29.—31. August stattfindet und alles andere an Interesse überbietet. Auf einem großen, wüsten Platz, von unebenem Boden, der hie und da wellenförmige Hügel und kleine Abhänge bildet, tummeln sich gegen 30,000 Menschen und unzählige Thiere aller Arten herum. Auf dem einen Hügelchen bilden einige hundert Weiber einen Hühnermarkt mit Eiern und lebendigem Federvieh, hier ist ein Hügel mit einer Heerde Schweine besetzt, da auf einer Ebene werden Schaaren von Pferden feilgeboten, dort ist ein Thal mit Schafen bedeckt. An jenem Abhang hat sich eine Reihe slavonischer Leinwandshändler postirt und zwischen dem Allen schlängelt sich eine Reihe von Schuhläden der magyarischen Zischmenmacher. Auf der Spitze eines

Raſenhaufens hat ein Orgeldreher ſeine Fahne aufgeſteckt und erklärt in ungariſcher Sprache den umſtehenden Völkern die vier letzten traurigen Lebensmomente des Kaiſers Napoleon. Am Eingang des Markts ſitzen in langer Reihe die Paprikahändlerinnen, welche ganze Mehlſäcke bis an den Rand voll des rothen Staubs vor ſich ſtehen haben, von welchem für unſern Gaumen eine Meſſerſpitze hinreicht, das beſte Gericht zu verderben. In Ungarn dagegen wird alles, Fleiſch, Fiſch, Speck mit dieſem brennenden ſpaniſchen Pfeffer zugerichtet. Auf dem ebenen Theile des Feldes, wo den Käufern die wilden Pferde vorgeritten werden, hat man Gelegenheit, die Geſchicklichkeit und Kühnheit dieſer immer noch halb nomadiſchen Reiternation kennen zu lernen. Mitten im Menſchengetümmel laſſen ſie ohne Unfall die halbwilden Pferde ihre Künſte machen, und dennoch ſieht man faſt nie Ungarn als Kunſtreiter herumziehen. Dieſe gehen gerade von den Völkern aus, welche im Allgemeinen als die ſchlechteſten Reiter gelten, von den Franzoſen, Belgiern und beſonders von den allerſchlechteſten, den Italienern.

An Zigeunern fehlt es natürlich nicht in dieſem Völkergemiſch, welche als Händler, Bettler, Wahrſager, Diebe und Muſikanten ihre Geſchäfte treiben. Die einzigen Muſikanten in Ungarn ſind Deutſche, wozu auch die Böhmen gerechnet werden, und Zigeuner. Da die Leute meiſt aus ihrer Einſamkeit zum Markte kommen, ſo ſind ſie natürlich noch weit tanzluſtiger, als bei uns, wo ſie öfter Gelegenheit haben, und ſo findet in Schenken nahe am Markt den ganzen Tag hindurch Ball ſtatt. Im engſten Raum werden die lebhaften magyariſchen Tänze abgeſtampft, daß der Staub hoch aufwirbelt. Die Zigeuner ſpielen bei ſolchen Gelegenheiten das Hackbrett, das ſie Cymbel nennen, und tragen meiſt Nationalmelodien vor, beſonders den ergreifenden, wegen ſeiner aufregenden Wirkung in bewegten Zeiten immer ſtreng verbotenen Rakotzymarſch, deſſen Weiſe den Schmerz über den Untergang des letzten magyariſchen Fürſten ausdrückt.

Einzelne Zigeuner haben ſich jedoch auch als Violin-

virtuoſen hervorgethan. Die Deutſchen nehmen im Allgemeinen eine höhere Stufe ein, ſie ſind angeſtellte Stadt- und Kirchenmuſikanten, ſpielen bei Conzerten und in Gaſthöfen und tragen deutſche, italieniſche und franzöſiſche Muſik vor.

Ein dritter Hauptſchauplatz der Meſſe iſt das Donauufer, wo Schiffe aller Größen liegen, welche neben den Naturerzeugniſſen auch manche rohe Fabricate, Töpfe, Holzarbeiten, Seife herbeiführen. Die Leute, welche am Tage hier ſo lebhaft verkehrten, bieten Nachts ein eigenthümliches Bild dar, das man eher in den Steppen Aſiens, als ſo dicht an der deutſchen Grenze vermuthen ſollte. Der ganze Donauſtrand iſt mit einer Menge ſchlafender Männer und Weiber bedeckt, die alle zuſammengekauert, in Mäntel und Decken gehüllt, neben ihren Waaren auf dem Pflaſter liegen. Nur wenige liegen unter Zelten, andere ſchlafen in und auf den Schiffen. In beſonders heitern Sommernächten führen die jungen Leute auch wohl bei einem Feuer und zum Klang des Dudelſacks Tänze und Spiele auf.

Wir haben nun Peſth ſchon in ſo manchen Dingen als Ungarns Hauptſtadt betrachtet und dennoch bleibt uns noch die wichtigſte, die politiſche Beziehung, übrig. Die Eintheilung Ungarns in 52 Geſpannſchaften mit auf Lebenszeit erwählten Grafen oder Obergeſpannen an der Spitze, ihre Eintheilung in Stühle mit Stuhlrichtern, denen Unterrichter, Beiſitzer und Geſchworene zur Seite ſtehen, iſt durchaus der Reichsverfaſſung Carl's des Großen nachgebildet und hat ſich in Ungarn mit merkwürdiger Treue tauſend Jahre hindurch erhalten. In Deutſchland wurden dieſe Grafen zuerſt erblich, dann ſouverän, in Ungarn ſind nur zwölf Geſpannſchaften erblich geworden, nicht aber durch eignes Streben, ſondern durch königliche Verfügung. Außer dem Grafen wechſeln alle übrigen Beamten vom Vicegeſpann an und werden alle drei Jahre vom Adel des Comitats neu gewählt. Die Wahl geſchieht auf dem Comitatshauſe vor voller Adelsverſammlung. Außerdem ſind alle Prälaten und die kö-

niglichen Freistädte stimmberechtigt; die Vertretung dieser letztern erscheint aber fast wie ein Spott, da jede Freistadt nur eine Stimme hat, wie jeder der Hunderte von Edelleute. Außer zu den Comitatswahlen wird der Adel auch noch zu den Wahlen der Abgeordneten zum Landtag und dann viermal im Jahre zu der Berathung über die innern Verhältnisse der Gespannschaft berufen, welche letztere Versammlung den baierischen Landrathsversammlungen oder den preußischen Provinziallandtagen entspricht. Die alle drei Jahre stattfindenden Wahlen der Comitatsbeamten heißen Restaurationen. Sie sind sehr stürmisch, viel mehr noch als in England, weil in Ungarn viel rohere Elemente, adeliger Pöbel, mit in's Spiel kommt. Auf den Wahlversammlungen spielt die Hauptrolle der ungebildete Bauernadel, die sogenannten Cortes, da es sich hier nur darum handelt, ein Geschrei zu erheben, seine Stimme abzugeben und auch wohl mit dem Prügel drein zu schlagen. Natürlich werden sie von den Lenkern nur vorgeschoben, vorher aber auf die entsprechende Weise bearbeitet. Die höheren Beamten suchen durch schonende Herablassung ihre Stimmen zu gewinnen und ihre Verfügungen werden immer behutsamer und schonender, je näher es auf die Wahl zugeht. Sie fahren auf den Dörfern bei den vornehmsten Stimm- und Rädelsführern umher, schmeicheln und versprechen, lassen sie auf gemietheten Wagen in die Stadt fahren und pachten ganze Schenken, wo der Bauernadel auf Kosten der Bewerber während der Dauer der Wahl in Saus und Braus lebt. Dieser Bauernadel, der weder irgend eine Schulbildung besitzt, noch in seinen abgelegenen Dörfern und Höfen irgend eine Weltkenntniß sich erworben hat, unterscheidet sich von den Bauern nur durch rohen gewaltthätigen Hochmuth und dennoch sind die Bürger, welche einem geordneten Gemeinwesen angehören und größere Bildung besitzen, ihm gegenüber machtlos. So waltet in Ungarn Adelherrschaft auf Pöbelherrschaft gestützt. Am Abend vor dem Tag der Wahl fahren die verschiedenen Candidaten wohl noch einmal in den Schenken der Stadt herum

und ſehen nach, ob auch alles in Ordnung iſt, ob die, welche ihnen ihre Stimme verſprochen, auch wirklich gekommen und ob ſie zufrieden ſind. Gewöhnlich haben die Anhänger der verſchiedenen Parteien auch verſchiedenfarbige Federn oder andere Abzeichen an den Hüten. Die Bewerber halten dann von den Tiſchen ihrer Schenken herab Reden und ermahnen zur Ausdauer und Einigkeit. Am andern Morgen überbieten ſich die Parteien im frühen Aufſtehen. Denn es iſt zunächſt wichtig, welche Partei zuerſt das Comitatshaus beſetzt. Zuweilen, wenn ſie nicht zu viel getrunken haben, kommen ſie ſchon Nachts zwei Uhr an und beſetzen den Saal. Sie können freilich den andern den Eingang nicht wehren, ſo lange noch Platz iſt, aber manche Comitatsſäle ſind im Vergleich zu der Maſſe des Adels zu klein, ſo daß die Gegenpartei alsdann gar nicht hinein und zum Stimmen gelangen kann. Bisweilen ſuchen auch die Parteien ihre gegenſeitigen Anhänger ſich abſpänſtig zu machen durch Ueberredung und durch Ueberbietung der Beſtechungen und Verſprechungen des Gegners. Die Beamtenſtellen werden auf dieſe Weiſe oft ſehr koſtſpielig, kommen auf 20 bis 30,000 fl. zu ſtehen, welche manche erſt leihen müſſen; dafür bringen dieſe Aemter aber auf graden und ungraden Wegen viel Geld ein, gewähren Einfluß im Staat und Anwartſchaft auf Beförderung. Die Wahl ſelbſt geſchieht gewöhnlich ſo, daß der Obergeſpann die Candidaten in Vorſchlag bringt und die Maſſe ſie dann durch Zuruf annimmt, oder durch Mißbilligung verwirft. Der Obergeſpann muß beurtheilen, für wen das meiſte Geſchrei iſt; iſt dies ungewiß, ſo müſſen die Stimmen gezählt werden. Dabei ergreifen die Parteien oft ihre Candidaten und heben ſie auf den Schultern in die Höhe, indem ſie ihr Eljen! (Er lebe hoch!) rufen, andre dagegen beleidigen ihn, die Seinigen vertheidigen denſelben und ſo kommt es dann äußerſt häufig zu ſolchen tumultuariſchen Auftritten, daß die Obergeſpanne, Biſchöfe, Prälaten und andere beſonnene Leute ſich ſchleunigſt zu Thüren und Fenſtern zurückziehen. Vor einigen Jahren kam es ſogar

in Croatien, wo die illyrische und magyarische Partei sich mächtig und feindselig gegenüber stehen, zu solchen gewaltsamen Auftritten, daß das Militär feuern mußte und eine bedeutende Anzahl Menschen auf dem Platze blieb.

Natürlich geht es in der Pesther Gespannschaft ruhiger und würdiger her, als in den abgelegenen ungebildeten Comitaten. Der Pesther Comitatssaal ist einfach und zweckmäßig eingerichtet. Er ist mit den lebensgroßen Bildnissen alter Reichspalatine aus den berühmten Geschlechtern der Wesselenji, Palffy, Bathyany, Esterhasy u. s. w. geschmückt. In den Vorzimmern gehen mehrere Heiduken auf und ab, ausgezeichnet große und schöne Leute, in reicher ungarischer Kleidung und voller Bewaffnung. Sie haben die Aufsicht in dem Saale und sind dem Obergespann untergeben. Jeder wohlgekleideten erwachsenen Person männlichen Geschlechts ist der Zutritt auf die Gallerie erlaubt. Der Saal füllt sich mit Edelleuten, von denen meist nur die jüngeren in der Nationaltracht, welche bei dieser Gelegenheit von schwarzer Farbe ist, erscheinen, in dem knappen Attila, den engen, mit Schnüren besetzten Beinkleidern, den kurzen Stiefeln, den Kalpak auf dem Kopf und den Säbel an der Seite. Der eigentliche Präsident der Pesther Adelscongregation ist der Palatin, er kann sich aber durch einen Beamten vertreten lassen. Zu Eröffnung der Sitzung wird, wie bei allen Versammlungen der Art, das Protocoll verlesen, aber zum Unterschied von westeuropäischen Kammern setzen sich die Mitglieder nicht, sondern sie stehen und gehen umher, und Alles geht sehr zwanglos vor sich. Die Redner sprechen häufig von ihrer Stelle aus, fließend und kräftig, von Zeichen des Beifalls oder Mißfallens unterbrochen. Die Debatte leitet der erste Vicegespann, wie der Sprecher im englischen Parlament. Wer sich ungehöriger Ausdrücke bedient, den ruft er zur Ordnung; auch kann er den, der sich nicht zur Ordnung bequemen will, in eine Geldstrafe nehmen, oder unter Umständen aus dem Saale verweisen. Wie überall in der ungarischen Staatsverfassung viele Sonderbarkeiten vorkommen,

ſo findet denn auch bei dieſer Geldſtrafe, die „Action“ heißt, der Umſtand ſtatt, daß der damit Bedrohte ihr entgehen kann, wenn er ſich aus dem Saale entfernt, ehe der Vicegeſpann den Urtheilſpruch: „Ich nehme Dich für dieſe Ungehörigkeit in Strafe von 25 Gulden“ beendet hat. Er muß aber den Heiduken zu entgehen wiſſen, denn vertreten ihm dieſe, etwa auf einen Wink des Vicegeſpanns, den Weg, ſo muß er doch bleiben und bezahlen; kann er nicht auf der Stelle die Action erlegen, ſo muß er nachher zu Hauſe dem an ihn geſandten Gerichtsboten das Doppelte bezahlen. Solche ſtrafbare Ungehörigkeiten ſind unter andern auch, wenn ein ſtädtiſcher Abgeordneter ſich über ein wichtiges Vorrecht des Adels freimüthig äußert.

Dem lebhaften aufblühenden Peſth gegenüber ſpielt die ſtille, alte Hauptſtadt Preßburg etwa die Rolle, wie die eigentliche Hauptſtadt der Mark, die Stadt Brandenburg, Berlin gegenüber. Seit Ferdinand I. Regierung iſt ſie Krönungsſtadt. Sie zieht ſich vom Schloßberg ſüdlich zum Fluſſe hinab. Der Umfang der innern Stadt, welche ſchöne und großartige Regierungsgebäude beſitzt, iſt urſprünglich ſehr gering geweſen; er war durch Mauern bezeichnet, durch welche nur drei Thore führten. Das vierte, das Fiſcherthor, wurde nach der Schlacht von Mohatſch zugemauert (1526) und erſt 1754 wieder eröffnet. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die innern Vorſtädte mit der Stadt vereinigt, ſeitdem aber haben ſich neue Vorſtädte angebaut. Die Hauptgebäude neben den Palläſten der weltlichen Macht ſind Kirchen und Klöſter. Die Stadtpfarrkirche zeigt auf der Spitze ihres Thurms die ungariſche Krone, ſowie der vorige König von Würtemberg aus Freude über ſeine neue Würde auf Schloß und Marſtall eine große Königskrone anbringen ließ.

Die Stadt Raab, von den Ungarn Görr, lateiniſch Jaurinum genannt, liegt am Zuſammenfluß der Raab und der kleinen Donau und iſt als Wohnort uralt. Schon die Römer hatten hier das pannoniſche Standquartier Arabona. Die Stadt iſt reich an geſchichtlichen Erinne-

rungen. Sie wurde in den Kämpfen der Oestreicher mit den Türken immer als die wahre Vormauer der Christenheit betrachtet. Daher haben auch der Kaiser Maximilian und alle deutschen Kurfürsten zu ihrer Befestigung beigetragen und man sieht noch jetzt vor einem der alten Thore die Wappen derselben in Stein ausgehauen. Nichts desto weniger ging die Stadt 1595 auf einige Jahre an die Türken verloren und bildete während dieser Zeit die äußerste, von einem türkischen Pascha beherrschte Donaustadt. 1742 wurde sie königliche Freistadt. Jetzt sind die Festungswerke, seit 1809 die Franzosen hier waren, größtentheils zerstört. Kugeln der Franzosen sieht man noch in der evangelischen Kirche und in der Domkirche bewahrt man die Petarde, mit welcher das Thor eingeschossen wurde, als 1598 die östreichischen Feldherren Schwarzenberg und Palffy die Stadt eroberten. Der Tag dieser Einnahme ist noch jetzt der größte Festtag der Stadt. Die vom heil. Stephan erbaute Domkirche war von den Türken mit Erde angefüllt und wurde als eine hohe, die Gegend beherrschende Verschanzung benutzt, indem sie auf das Dach Kanonen brachten. Bei Beginn der Belagerung sagte der türkische Befehlshaber, die Christen würden die Stadt so wenig gewinnen, als der Hahn auf dem Thurme krähen würde. Den Tag vor der Eroberung drehte aber der Wind den rostigen Hahn so rasch, daß derselbe einen schreienden Ton hervorbrachte. In dieser Domkirche war das Archiv der Stadt versteckt und ist, als eines der wenigen, welche den zahlreichen Verwüstungen entgingen, gerettet worden. So ist hier ein Erlaß eines türkischen Pascha aus der Nachbarschaft an die Vorsteher eines ungarischen Marktfleckens aufbewahrt, der so anfängt: „Hussein-Aga an die Nagy-Kersteneer Richter, Geschworenen und Mannen insgesammt. Ihr Nagy-Kersteneer Richter und Mannen, ihr falschen und ungehorsamen Hunde und Schweine allzusammen! ich weiß nicht, was ihr denkt und treibt und warum ihr seit langer Zeit nicht zu mir kommt, um die Mädchen auszulösen, die ich von euch zum Pfand habe," und worin er sie zum Schlusse

mit dem Kopfabſchneiden bedroht, wenn ſie ſeinem Anſinnen nicht willfahren würden.

Die Comitatsverhandlungen ſind ſeit dem Jahre 1619 vorhanden, von da an bis 1788 in lateiniſcher, dann zwei Jahre in deutſcher, von 1790—1806 wieder lateiniſch und ſeitdem magyariſch geführt. Selbſt in deutſche königliche Städte, wie Raab, reicht die Macht des Adels hinein. Der Adel iſt nämlich in den Städten eigentlich der Gerichtsbarkeit und Polizei derſelben untergeben. Um dem auszuweichen, beſitzen die Edelleute darin eigene Höfe, Curien genannt, welche dieſelben Rechte haben, wie ihre Landgüter. Sie können darin Bier brauen, Branntwein brennen und beides verſchenken. Die ſtädtiſche Polizei darf eine ſolche Curie nicht betreten und dieſe dient ſogar als Aſyl für Verbrecher.

Wie in Gran der Erzbiſchof, iſt auch in Raab ein Geiſtlicher, der Biſchof, die vornehmſte Perſon und der Beſitzer des prächtigſten Pallaſtes. Der ungeheure Reichthum der hohen katholiſchen ungariſchen Geiſtlichkeit, welcher dem der anglicaniſchen gleichkommt, iſt bei den ſo ſehr verſchiedenen Vermögensverhältniſſen der übrigen Claſſen Englands und Ungarns auch eine Hauptquelle des langſamen materiellen Fortſchrittes des Landes. Der Graner Erzbiſchof und der Agramer Biſchof hat jeder 200,000 Gulden Conventionsmünze Einkünfte, der Weſprimer Biſchof 80,000, jeder der 24 Domherren von Raab wenigſtens 4000 Gulden u. ſ. w. Deſto ärmlicher ſind die proteſtantiſchen Kirchen durch die Räubereien der Jeſuiten bedacht. In Preßburg nahm Leopold den ungariſchen und ſlaviſchen Lutheranern 1672 ihre erſt 1640 neu erbaute Kirche und gab ſie den Clariſſinerinnen, in demſelben Jahre die 1636 auf Koſten der deutſchen lutheriſchen Gemeinde erbaute Salvatorkirche und gab ſie den Jeſuiten, und erſt 1776 und 1777 durften die Proteſtanten ſich zwei kleine Bethäuſer erbauen. Carl VI. verbot 1737 den lutheriſchen Gottesdienſt in Raab und nahm 1749 den Lutheranern und Calviniſten ihre Kirchen und Schulen. So blieb es auch unter Maria Thereſia, bis 1783 Joſeph ihnen Re-

ligionsfreiheit und Kirche zurückgab. Während der Zeit der Unterdrückung gingen die Raaber Evangeliſchen insgeheim auf's Land, um in den Capellen des lutheriſchen Adels der Umgegend ihren Gottesdienſt zu üben, denn dem Adel mußte man von jeher mehr Freiheit laſſen, als den königlichen freien Städten, welche wie zum Hohn ſo hießen. Als ſie aber bauen durften, hatten ſie nach dem Raub ihres Kirchenvermögens nicht mehr die Mittel dazu. Erſt ſeit dem Beſtehen des Guſtav-Adolf-Vereins iſt es bekannter geworden, in welche entſetzliche Armuth durch jene Zeiten der Gewaltthätigkeit und Rechtloſigkeit die proteſtantiſchen Gemeinden Ungarns geſtürzt worden ſind. Die alten Beſchreibungen Ungarns wiſſen auch in allen Städten neben den königlichen Schlöſſern nichts Merkwürdiges aufzuführen, als die großen Klöſter, die prächtigen, mit edlen Steinen und ſchweren Altargefäßen ausgeſchmückten Jeſuitenkirchen und jene mit ungeheuern Koſten erbauten höchſt geſchmackloſen Marien- und Dreifaltigkeitsſäulen mit meſſingenen Heiligenſcheinen und marmornen Wolken. Das reichſte geiſtliche Stift Ungarns, eine der wenigen Erzabteien der Chriſtenheit und die einzige Oeſtreichs, iſt die von dem Bekehrer Stephan's des Heiligen, von dem heiligen Anaſtaſius auf dem ſogenannten Heiligenberge bei Raab gegründete Benedictinerabtei Martinsberg. Der Erzabt hat Biſchofsrang und wird von den Benedictinern nach eignem Ermeſſen aus ihrer Mitte erwählt. Joſeph II. beſchnitt etwas ihre ungeheuren Einkünfte, Franz II. ſtellte ſie wieder her. Seitdem haben ſie angefangen, ihr Kloſter nach einem neuen und großartigen Plane umzubauen, nach welchem es erſt zur Hälfte vollendet iſt. In der Mitte der Hauptgebäude ſieht man eine Gruppe von Bildſäulen der Wohlthäter des Stifts von Stephan bis Franz II. Das Kloſter hat ſeiner geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Wichtigkeit, ſeinem Reichthum und ſeiner herrlichen hohen Lage nach Aehnlichkeit mit Monte Caſſino. Beide waren gegen die Angriffe der Muhamedaner befeſtigt, beide haben wichtige Bücher- und Urkundenſammlungen. Wie Monte Caſſino

hat Martinsberg eine mit Fresken und kostbarem Marmor geschmückte Kirche, eine Bücherſammlung von 80,000 Bänden, ein Kloſter- und ein Staatsarchiv, ferner ein Muſeum von Alterthümern und Münzen. Wie man von Montecaſſino das reiche Hügelland von Benevent und Pontecorvo bis zu den Rücken der Apenninen überblickt, ſo ſieht man hier vierzehn Geſpannſchaften Ungarns, und der Blick ſchweift über die Donauebenen von den Karpathen bis zum Bakonjiwald. Die Beſitzungen des Kloſters erſtrecken ſich ſehr weit im Bakonji bis zum Plattenſee und zur Donau. Es hat hier noch drei abhängige Abteien, welche mit den 52 Herren vom Martinsberge von 196 Mönchen bewohnt ſind. Die beiden Akademien von Preßburg und Raab, acht Gelehrtenſchulen und fünfzehn Pfarren hängen von der Erzabtei ab.

Fünfter Abſchnitt.

Das Land der Cumanen, Haiduken und Jaſſygen, die Militärgränze und das Banat.

Die Gebiete der Cumanen, Jaſſygen und Haiduken befinden ſich ſämmtlich in der Ebene an der Donau und Theiß, wo ihnen die Könige von Ungarn zu verſchiedenen Zeiten große Landſtriche angewieſen haben, im Geſammtumfang von 100 Quadratmeilen mit 160,000 Bewohnern. Die Cumanen und Jaſſygen ſind ebenſo tartariſchen Urſprungs, wie die Magyaren, aber ſpäter, in den Jahren 1074, 1125, 1227, 1239 eingewandert. Die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ungariſchen Könige nahmen ſie gern auf, weil ſie in dieſen tapfern Kriegern eine Stütze gegen ihre eigenen Mißvergnügten ſahen und weil ſie durch Bekehrung dieſer Heiden bei dem päpſtlichen Hofe ſich beliebt machen wollten. Der Ungarnkönig Ladislaus zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte ſogar ganz bei ihnen, ließ ſich, wie die Cumanen thaten, den ganzen Bart wachſen und vertauſchte die ungariſche Tracht mit dem weiten morgenländiſchen Gewand und dem ſpitzen Filzhut der Cumanen, das Königsſchloß mit ihren Filzzelten. Später jedoch verloren ſie durch Empörungen und Unruhen einen Theil ihrer ausgedehnten Vorrechte, welche Maria Thereſia auf folgende noch beſtehende zurückführte: 1) Sie ſind freie Leute, ſtehen nur unter einem von der Regierung ernannten Oberrichter und wählen ihre Unterbeamten ſelbſt. Der Oberrichter hat die Rechtspflege und ſogar das Recht über Leben und Tod. 2) Die Landſchaften Groß- und Kleincumanien ſind durch zwei Abgeordnete auf dem Reichstag vertreten. 3) Alle Bewohner ſind wie ungariſche Edelleute von allen Land- und Waſſermauthen und den biſchöflichen Zehnten frei und verſchiedenen Regalien nicht unterworfen.

Die Haiduken dagegen ſind angeſiedelte Söldlinge, welche, nachdem ſie eine Zeitlang gedient hatten, mit Landbeſitz beſchenkt wurden. Ihr Urſprung läßt ſich mitunter noch nachweiſen. So ſtammen die Bewohner der ſechs Haidukenſtädte nördlich von Debretzin von einer Freiſchaar des Stephan Botſchkai aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts her. Die genannten drei Völkchen haben den wilden, kriegeriſchen magyariſchen Typus noch am entſchiedenſten beibehalten. Während die übrigen Ungarn einen ſolchen Widerwillen gegen den Kriegsdienſt haben, — nicht aus Feigheit, ſondern aus Freiheitsliebe — daß die Recruten oft mit Gewalt eingefangen werden müſſen, beſchloſſen die Kleincumanen im Jahr 1840 die Sache auf eine, einer kriegeriſchen Nation würdigere Weiſe in's Werk zu ſetzen. Sie riefen alle ihre waffenfähige Mannſchaft zuſammen und zogen mit Trommeln und Muſik

auf den Markt ihrer Hauptstadt Feletjas. Hier war ein Tisch aufgestellt, an dem Offiziere und Schreiber saßen. Daneben wurde eine vollständige Kriegstracht und Bewaffnung aufgestellt. Wer Lust zum Dienst hatte, trat vor, ließ sich einschreiben und zog des Kaisers Rock an, dann wurde eine andere Uniform aufgestellt und so brachten sie ihr ganzes Contingent zusammen.

Die Haiduken und Großcumanen sind fast alle reformirt, die Jassygen fast alle katholisch, die Kleincumanier zwischen beiden Bekenntnissen getheilt.

Die Militärgrenze ist ein sehr eigenthümliches Institut, das im Gegensatz zu den eben betrachteten Ländern mehr deutsche Elemente aufgenommen hat, als irgend ein anderer Theil Ungarns. Es ist daher in seiner Wichtigkeit als eine deutsche Einrichtung, in seiner Wirkung auf seine Bewohner und auf die Nachbarn, gegen welche es errichtet wurde, zu betrachten. Es ist hier der Gedanke der alten Markgrafschaften des deutschen Reichs fortgepflanzt und eben so zeitgemäß als großartig entwickelt. Oestreich, selbst aus einer Markgrafschaft des alten Nationalherzogthums Baiern entstanden, hat seine Markwarte, seine Grenzhüter, als es an Größe und Macht zunahm, immer weiter nach Osten geschoben. Hier wie dort waren angesiedelte Soldaten die Bewohner, Kriegsbefehliger die Beamten. Sobald mit der Schlacht bei Mohatsch die ungarische Krone dem Hause Oestreich zugefallen war und zugleich die Türkengefahr begonnen hatte, legte Carl's V. Bruder, Ferdinand, in die Grenzgegenden Steiermarks und Kärntens und nach Croatien Truppen in Besatzung und siedelte neben ihnen die croatischen, serbischen und andere Flüchtlinge an, unter der Bedingung, das Land gegen die Türken zu vertheidigen. Unter den Nachfolgern Ferdinands wurden ganz nach dem Vorbilde des neunten und zehnten Jahrhunderts diese Striche Croatiens und der windischen Mark in eine Markgrafschaft vereinigt unter dem Namen des „einzigen und immerwährenden Generalats," zu dessen Unterhaltung die Türkenhülfe des deutschen Reichs und die Beiträge der inner-

östreichischen Stände verwandt wurden. Während der Türkenkriege wurde diese lebendige Schutzmauer durch immer neue Flüchtlinge verstärkt und zugleich, sobald seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Glück die östreichischen Waffen begünstigte, weiter vorgerückt, zuerst an Maroſch und Theiß, bis sie endlich die natürliche Grenze der Sau und Donau erreichte und seit Abtretung des Banats 1739 sich auch um Siebenbürgen schlang, so daß ihre Kette ununterbrochen vom adriatischen Meere bis zu den Quellen des Dniestr reichte. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie vorgerückt oder vielleicht abgeschafft werden wird, einstweilen ist sie aber noch von großer Wichtigkeit, nicht nur gegen die Einfälle der wilden Bosnier und gegen die Pest, sondern auch als eine Macht, die bei der nicht mehr lange hinauszuschiebenden Theilung der türkischen Erbschaft schwer in die Waagschale fallen und vielleicht eine russische „vollendete Thatsache" verhindern wird. Mit der Raschheit und Entschiedenheit, welche bei der eigenthümlichen Lage der Grenze erforderlich ist, sind die ungarischen Verhältnisse nicht vereinbar, daher die Grenze durchweg auf deutschem Fuß eingerichtet ist, was die Ungarn, die dies Land als ihnen zugehörig betrachten, schon oft angefochten haben. Auf die innere Ausbildung und höhere Entwickelung der Grenzbevölkerung haben deutsche Kaiser schon frühe ihre Sorgfalt verwandt; schon Ferdinand II. und III. verliehen ihnen mancherlei Vorrechte und Abgabenfreiheit, Maria Theresia und Joseph II. besserten manche Einrichtung, doch kam erst 1807 jene vollkommen entwickelte und sehr verständig auf die Sitten, Gebräuche, den bisherigen Zustand und die Bildungsstufe der Grenzvölker gegründete Verfassung zu Stande, wie sie noch bis auf den heutigen Tag der häuslichen Einrichtung, dem Gerichts- und Abgabenwesen, der Recrutenaushebung, dem Kriegsdienste, dem Schul- und Straßenwesen dieser Länder zu Grunde liegt. In der Militärgrenze ist vor allen Dingen die persönliche Sicherheit besser festgestellt, als in den benachbarten Theilen von Ungarn. Sodann ist die militärische

Rechtspflege raſcher und unparteiiſcher als in Ungarn. Die ſtrenge Ueberwachung in Bezug auf Sittlichkeit, Mäßigkeit und anſtändiges Betragen iſt den Bewohnern nach ihrer Nationalität ſehr wohlthätig, dennoch aber ſind die Bauern, weil durch Geſetze geſchützt, beſſer daran als in Ungarn, woher manche in die Militärgrenze überſiedeln. Das Schulweſen, obgleich noch ſo unvollkommen, daß nur ein Sechstel der ſchulfähigen Kinder wirklich Unterricht genießt, iſt doch bei weitem beſſer als in Ungarn, wo in manchen Geſpannſchaften noch gar nichts geſchehen iſt. Schon öfter iſt erwähnt worden, wie wenig in Ungarn, wo die Regierung nicht freie Hand hat, für den Straßen- und Brückenbau gethan iſt; in der Militärgrenze dagegen, wo freilich auch militäriſche Rückſichten dazu drängen, ſind alle Hauptverbindungswege im beſten Stand. In Folge jener fortgeſetzten Flüchtungen vor den Türken hat die Militärgrenze Bewohner aus allen umliegenden Ländern: Serben, Wallachen, Croaten, und dieſe ehemals türkiſche Strecken ſind in zwei Hälften zerſchnitten, deren eine den Türken verblieb, während die andere, aus gleichartigen Elementen beſtehend, ihr als Wall entgegengeſetzt wurde.

Das Werk, das hier die Oeſtreicher mit deutſchem Geld und Blut gründeten, gereichte zunächſt Deutſchland zum Vortheil, dann aber auch ganz Europa, denn nur durch den hartnäckigen Widerſtand dieſes immer wachſamen und ſchlagfertigen Dammes gelang es, die Stürme der Türken abzuſchlagen und ſie endlich zu ermüden und zugleich ihre Begleiterin, die Peſt, abzuhalten. Alle barbariſchen und nomadiſchen Nationen, bei denen der Staat wenig entwickelt iſt, haben den Hang zu räuberiſchen Ueberfällen mit einander gemein. Zwiſchen geregelten Staaten ſind zwar auch Feindſeligkeiten zu fürchten, aber einerſeits erfordert der Anſtand eine Ankündigung derſelben, und andrerſeits kann ein förmlicher Krieg nicht, wie ein hinterliſtiger Ueberfall, ohne öffentliche drohende Rüſtungen unternommen werden. Militärgrenzen ſind daher nur gegen Nomaden und geſetzloſe Barbaren nöthig. Auf

dieſelbe Weiſe wie Oeſtreich umgab ſich daher das Römerreich gegen die Daken, Sarmaten, Gothen, Deutſchen mit einer Militärgrenze, zu der die Caſtelle am Rhein und der Pfahlgraben gehörten, welche aber in der untern Donaugegend gerade umgekehrt lag, nämlich ſüdlich von der Donau gegen die nördlichen Barbaren. Auch dem römiſchen Soldaten wurde gegen die Verpflichtung des Heerdienſtes Grund und Boden umſonſt und abgabenfrei zum Anbau übergeben. Gegen die Slaven hatte Deutſchland ſeine Militärgrenze in den Marken, welche ſich von Nord nach Süden zogen: Brandenburg, Meißen, Lauſitz, Mähren, Oeſtreich, Steier. Wie die öſtreichiſche Militärgrenze nicht unter der ungariſchen Verwaltung, ſondern unmittelbar unter dem Kriegsminiſterium in Wien ſteht, ſo ſtanden auch die deutſchen Markgrafſchaften unmittelbar unter dem Kaiſer, nicht unter dem Herzog von Sachſen oder Baiern. Ebenſo haben die Ruſſen zuerſt gegen Tartaren und Türken, dann gegen die Tſcherkeſſen Militärgrenzen errichtet, welche freilich ihren Platz noch raſcher und bedeutender gewechſelt haben, als die öſtreichiſchen und von der Ukraine bis zum ſchwarzen Meere verlegt worden ſind. Im Oſten wurden die ungeheuer ausgedehnten Linien der kaukaſiſchen, kirgiſiſchen und ſibiriſchen Koſaken angelegt. Geht man alſo von dem Lande Krain oder Ukraine in Oeſtreich aus, und verfolgt man in öſtlicher Richtung das Land der öſtreichiſchen Granitſchari oder Grenzer, ſo kommt man, dieſe Richtung feſthaltend, bald in das Land der ruſſiſchen Ukrainzi oder Grenzer, die ſich in langen Linien ebenfalls nach Oſten dehnen und welchen ſich nach einer verhältnißmäßig nicht zu großen Lücke dann die chineſiſchen Grenzhüter bis an das ſtille Meer anſchließen, ein Gürtel von Grenzmarken von 2000 Meilen Länge.

Die öſtreichiſche Militärgrenze zerfällt in die Abtheilungen der croatiſchen, ſlavoniſchen und banater, und iſt der Theil der Welt, welcher in militäriſcher Hinſicht das Meiſte leiſtet. Bei einer Bevölkerung von einer Million 200,000 Menſchen, alſo etwas weniger als das Groß-

herzogthum Baden, hat dieſelbe ſtets 45,000 Mann vollkommen ausgerüſtete und eingeübte Soldaten aller Waffen auf den Beinen, nämlich 18 Regimenter Fußvolk, 1 Regiment Seckler Huſaren, 1 Tſchaikiſten-Bataillon und die nöthige Artillerie. Fuhrweſen und Munition ſind jetzt in der Art zur Hand, daß dieſe 45,000 Mann in 8 Tagen kriegstüchtig ausrücken können. Die Koſten dieſes Militärs betrugen 1845 gegen 2,400,000 fl., die Einkünfte über 2,000,000, ſo daß ein Zuſchuß von etwa 340,000 fl. nöthig war, welcher Zuſchuß, obgleich ſeitdem die Koſten des Unterhalts der Truppen geſtiegen ſind, zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch 665,000 fl. C.-M. betrug, ſo ſehr haben ſeitdem die Einkünfte ſich geſteigert, da die Grenze an Bevölkerung und Kultur in beſtändigem Wachsthum begriffen iſt. Die Provinzen ſind übrigens ungleich an Fruchtbarkeit. Die ſlavoniſche und banatiſche Grenze mit viel trefflichem Boden liefert noch große Ueberſchüſſe, welche den andern zu Gute kommen, denn die croatiſche, ſo wie die abgabenfreie ſiebenbürger Grenze verlangen nicht minder große Zuſchüſſe. In Kriegszeiten wird auf jedes Grenzregiment ein Reſervebataillon und im dringenden Falle auch ein Landesbataillon aufgeſtellt und die Landwehr zum Dienſt der Feſtungen und bei'm Transport benutzt, wodurch die ſtreitbare Macht der Grenze mehr als verdoppelt wird. Auf dieſe Weiſe waren im Jahr 1809 103,000 Mann unter den Waffen. Die Wache auf der 200 Meilen langen Grenze beſteht in ruhigen Zeiten und wenn keine Peſt droht, aus 6000 Mann; in der ſogenannten „zweiten Periode" der Contumaz wird ſie auf 8000 und in der dritten auf 12,000 Mann erhöht. Die Wachthäuſer der Grenzpoſten, deren jeder aus 6 Mann und einem Korporal beſteht, ſtehen auf dem höheren Uferrande, oder, wo die Donau weithin flach und ſumpfig iſt, auf Pfählen. Sie haben zwei Abtheilungen, eine Küche und ein Schlafzimmer mit Strohlager. Das Schilderhaus hat nach allen Seiten Gucklöcher und die Wachthäuſer ſtehen ſo weit von einander, daß der Blick das ganze Zwiſchenland beherrſcht.

Vor dem Hauſe unter einem Dache ſtehen die Gewehre. Die Kleidung der Wächter iſt halb bäuriſch, halb militäriſch. Ueber ihre gewöhnlichen Bauernkittel haben ſie an einem Riemen die Patrontaſche geworfen. Ihre Beine ſind in leinene oder wollene Lappen eingewickelt und darüber ſind die Schnüre der rohen, nur die untere Hälfte des Fußes umſchließenden Sandalen gewickelt. Eine gewöhnliche Mütze bedeckt ihr Haupt, ein Meſſer ſteckt im Gürtel. Alle Grenzer werden jetzt in der deutſchen Sprache unterrichtet. Die meiſten vergeſſen das Gelernte freilich ſpäter wohl im Leben, bis auf das, was ſie gerade des Dienſtes wegen behalten müſſen und täglich üben; die Unteroffiziere aber bleiben durch ihre Schreibereien beſſer im Zug. Die Speiſen der Grenzer ſind ſo einfach, wie ihre Kleidung und Wohnung. Selbſt Branntwein bekommen ſie ſelten, und wenn es Wallachen ſind, ſo eſſen ſie ihre Nationalſpeiſen, denen ſie bis in die Steppen Tauriens treu bleiben, Maisbrei und Maisbrod, Mamaliga und Malai, daher die Deutſchen den Spottreim gemacht:

Mamaliga und Malai,
O du ſchöne Wallachei!

Höchſtens wird der Brei mit Brins (Schafkäſe) gewürzt, ſelbſt Salz iſt koſtbar, das Getränk beſteht aus Donauwaſſer. Mit dem Schnitzen von Holzwaaren ſucht die Mannſchaft in ihren müßigen Stunden ſich einen kleinen Nebenverdienſt zu erwerben. Jeder Soldat ſteht jährlich 90 Tage auf Wache, jedesmal eine Woche, da aber die Regimenter ſehr ausgedehnte Standquartiere haben, ſo koſtet ihm Hin- und Hermarſch noch je einen Tag. Er trägt dann neben ſeiner Patrontaſche in einem Schnappſack noch Maismehl für eine Woche. Es iſt erſtaunlich, welchen Entbehrungen und Anſtrengungen bloß die ganz gewöhnlichen Geſchäfte des Lebens dieſe harten und muthigen Grenzſoldaten unterwerfen. Nun gar, wenn ſchlechtes Wetter eintritt, wenn die Wege ungangbar werden, wenn bloß die Gewehre blank und in gutem Stande

zu halten unſägliche Mühe koſtet, wenn dann am Ende gar „innerer Alarm" in der Grenze geſchlagen wird, wenn die Alarmſtangen auf den Häuschen der Hauptleute ausgeſteckt werden, und das Pelotonfeuer der Signalſchüſſe am Ufer hinſpielt, wenn ein „Räubertrieb" angeſagt wird und man ſich acht Tage lang mit wilden Bosniern herumſchlagen muß mit Ausſicht auf ärmliche Beute, — dann iſt der Grenzer ſo recht in ſeinem Element, dann ſingt er ſeine kriegeriſchen Volkslieder, dann lobt er den Kaiſer von Oeſtreich und den Krieg, der ihm zehnmal lieber iſt als der Frieden, denn dieſe Leute haben ſich ſeit früheſter Jugend mit allen Beſchwerden ſo vertraut gemacht, daß das, was uns als die größte Entbehrung erſcheint, ihnen etwas Alltägliches iſt, und was uns wie Plage vorkommt, ihnen Freude macht. Nicht weniger hart iſt das Leben der Offiziere, welche in den größeren Hütten einen Raum für ſich haben, deſſen einzige Ausſtattung ein Feldbett und ein Tiſch iſt. Sie müſſen, natürlich die Lieutenants und Hauptleute am häufigſten, beſtändig die Poſten inſpiciren; die Majors bereiſen ihre Poſten ſchon ſeltner, da ſie etwa 15 Meilen Grenze zu überwachen haben. Dieſe Poſtenunterſuchungen, obgleich wohl der leichteſte Theil des Dienſtes, ſind nicht wenig beſchwerlich, beſonders da, wo trockne Grenze und daher ein beſtändiges Patrouilliren nöthig iſt. Zu ihrer Erleichterung haben die Oeſtreicher im Laufe des vorigen und dieſes Jahrhunderts dafür geſorgt, daß ſichere und zweckmäßige Rundenwege, welche indeß nur zu Fuß oder Pferde zu begehen ſind, angelegt worden. Das Netz dieſer Wege zieht ſich von Generalat zu Generalat, von Compagnie zu Compagnie, von einem Wachthaus zum andern über Sümpfe und Bäche, durch Wälder und Thäler, auf Brücken, an Felsabhängen, über Bergrücken hin. Am beſchwerlichſten und unruhigſten iſt der Dienſt auf den beiden entgegengeſetzten Enden der Militärgrenze, nämlich an der bosniſchen und dalmatiſchen und dann an der ſiebenbürgiſchen. In der Mitte, an der Donau und untern Sau iſt er am leichteſten, denn erſtlich iſt hier

eine ſcharf beſtimmte und leicht zu überwachende Waſſergrenze, und zweitens wohnt jetzt auf der entgegengeſetzten Seite ein minder rohes und unter der Herrſchaft eines geregelten Staates vereinigtes Volk, die Serbier. Auf dem weſtlichen Ende haben aber die Grenzer theils trockne Grenze, theils ſich gegenüber die barbariſche, und ſtets zu räuberiſchen Einfällen geneigte Nation der Bosnier. Weil die türkiſche Regierung zu ſchwach iſt, dieſe räuberiſchen Einfälle in das Oeſtreichiſche zu verhindern, ſo hat ſie dem Grenzcommando ein für allemal die Erlaubniß gegeben, die Heiligkeit der türkiſchen Reichsgrenze nicht zu achten, und die Grenzer dürfen daher die eingedrungenen Räuber auf das türkiſche Gebiet verfolgen, dort bekämpfen, dem Standrecht unterwerfen, ja ſogar zur Abſchreckung Dörfer anzünden und Vieh weg treiben, denn die Sprache des Feuers und Schwerts iſt die einzige, welche dieſe Barbaren verſtehen, Strenge das einzige Mittel, ſie zur Ruhe zu bringen. Natürlich müſſen die öſtreichiſchen Schaaren, wenn ſie von einem ſolchen Zuge zurückkehren, in die Contumaz. Auch der ſiebenbürgiſche Cordon hat ſeine ganz beſondern Beſchwerden. Erſtlich iſt die Grenze trocken und läuft immer entweder in felſigen Thälern oder auf wilden, öden, kahlen Gebirgsrücken hin, auf denen oft ſechs Stunden in der Runde keine Menſchenſeele zu finden iſt, außer einem einſamen wallachiſchen Schafhirten. Auch ſoll das Wohnen auf dieſem Gebirge ungeſund ſein, faſt ſo ſehr als im Banat, wegen der Wechſelfieber. Sodann ſind die türkiſchen Wallachen oder Wallachaner, wie ſie zum Unterſchied von den öſtreichiſchen Wallachen heißen, eine Räubernation, noch ſchlimmer als die Bosnier, da ſie regelmäßige Banden bilden, unter Anführung eines Harambaſſa, dem alle auf Leben und Tod Gehorſam ſchwören. Obgleich auf jedem einfachen Raub in der Grenze der Tod durch den Strang ſteht, ſo laſſen ſie ſich doch durch die häufig vollzogene Todesſtrafe nicht abſchrecken. Theils treibt ſie ihre große Armuth zu dieſen Einfällen, theils glauben ſie im Recht zu ſein, indem ſie behaupten,

die Oeſtreicher hätten ihre Grenze auf wallachiſches Gebiet hinüber gerückt. So kam vor einigen Jahren ein Haufen von 60 Wallachen zu einem der äußerſten Poſten, deſſen Befehlshaber zufällig gerade 12 Mann hatte, da die Ablöſung ſchon gekommen war. Sie verlangten, der Adler ſolle umgehauen und die Tſchardacke (das Wachthaus), weggeriſſen werden, denn beides ſtünde auf ihrem Grund und Boden. Es kam zum Scharmützel, in dem die Oeſtreicher ſiegten und die Wallachen bis über die Grenze verfolgten. Der Sieger aber mußte ſich ſogleich als „vermiſcht“ melden, und zum Lohn ſeiner Thaten mit ſeiner ganzen Mannſchaft in die Contumaz wandern. Auch der ungewöhnlichen Naturerſcheinungen bieten dieſe ſiebenbürgiſchen Alpen nicht wenige. So ſind heftige Wirbelwinde im heißen Sommer hier ſehr häufig, welche Bäume umreißen und oft Wachthäuſer zerſtören; ſodann gibt es nicht ſelten Waldbrände, welche, wenn ſie auch die Poſten nicht geradehin bedrohen, doch durch den Dampf, der weithin die Luft verfinſtert, die Bewachung der Grenze erſchweren. Die ſiebenbürgiſche Militärgrenze iſt anders organiſirt, als die ungariſche. Sie bildet kein geſchloſſenes Gebiet, in welchem die ganze, zum Grenzdienſt verpflichtete Einwohnerſchaft vereinigt wäre, wie jene; vielmehr ſind alle Quartiere und Wohnungen der zum Grenzdienſt verpflichteten Truppen im Lande ſelbſt zerſtreut und die Leute kommen von fern zu beſtimmten Zeiten auf den Cordon. Die intereſſanteſten dieſer Truppen ſind die Seckler Huſaren, das einzige Reiterregiment der Grenze. Außer ihnen ſtellen die Seckler noch 2 Fußregimenter.

Es ſind dieſe Seckler bekanntlich eine der drei, Siebenbürgen bewohnenden Nationen und rühmen ſich in gerader Linie von den Begleitern des Attila abzuſtammen. Jedenfalls ſteht das feſt, daß dieſe Seckler die alten magyariſchen Sitten und Rechtsgewohnheiten am längſten aufbewahrt haben und zugleich das reinſte Ungariſch reden. Auch gibt es unter den Secklern noch allein eine Spur von den Stämmen, Geſchlechtern und Zweigen der alten Magyaren, die der Kaiſer Conſtantin namhaft macht.

Jedes der zum Seckler Regimente gehörigen Grenzhäuser muß einen Husaren stellen und gänzlich ausrüsten; dafür sind diese Häuser von allen andern Staatslasten befreit. Die Offiziere stellen ihre Ausrüstung selbst, und deßhalb haben auch die Seckler Husaren die besten Pferde und Uniformen, und wie die ungarischen Husaren alle andern der Welt übertreffen, so ist das Seckler Regiment die Krone aller ungarischen Husaren. Sie bildeten in den Heeren der alten Magyaren den Vortrab und sind noch jetzt die gewandtesten und sichersten Reiter der Welt, dabei eine muthige und freisinnige Nation. Ihr Ruf ist so groß, daß gewöhnlich auch einige Ausländer, besonders Engländer, unter ihnen dienen, um ihre Reiterübungen mitzumachen und ihr romantisches Leben an der türkischen Grenze eine Zeitlang zu genießen. Diese einzige Truppe kommt in der Regel nur alle Jahre ein- bis zweimal schwadronsweise, das ganze Regiment vielleicht alle vier Jahre einmal zu gemeinsamen Uebungen zusammen.

Wie die Seckler die Reiter der Militärgrenze, so sind die Tschaikisten ihre Schiffssoldaten. Sie bewohnen nördlich von der Donau, bei der Einmündung der Theiß, ein zur Militärgrenze gehöriges sumpfiges Ländchen von etwa 20 Quadratmeilen. Sie haben ein Bataillon geübter Leute für die Donauflotte zu stellen. Ihre Hauptstadt, wo das Flottencommando, ist Titel; kleine Abtheilungen derselben stehen in Semlin und Neusatz. Ihre Kanonierboote führen Ruder und Segel und sind größere für den Kriegsdienst und kleinere zum Bewachen der Grenze. Die Tschaikenboote sind nur noch ein kleiner Ueberrest von den ehemals so bedeutenden Flotten, welche die Türken, die Oestreicher, die Kreuzritter und die Römer auf der Donau schwimmen ließen. Besonders zwischen den Oestreichern und Türken wurden fast so viel Wasser- als Landschlachten geliefert. Das 1000 Mann starke Tschaikistenbataillon besteht meist aus Serbiern, welche auch das Brückenschlagen aus dem Grunde verstehen müssen und deren Dienst auch im Frieden bei den häufigen Ueberschwemmungen der Donau anstrengend genug

ist. Sie sind, um bei den weithinreichenden Ueberfluthungen hülfreich sein zu können, an dem flachsten Theil der Donau aufgestellt, welcher zugleich der militärisch wichtigste Theil ist, denn auf der Strecke von Belgrad bis Orsova, wo die Donau auf beiden Seiten türkisch wird, bildet dieser Fluß die Grenze; an der Sau aber, welche die Grenze gegen Bosnien macht und schmäler ist, daher auch weder so leicht zu befahren, noch so schwierig vom Lande aus zu bewachen ist, als die breite, fast meerarmartige Donau, sind die Tschaikisten nicht weiter nöthig.

Eine andere eigenthümliche Schaar sind die Serreschaner, welche durch ihre malerische und vollständige Kriegstracht von den übrigen halbbäurischen Grenzsoldaten sich unterscheiden. Es ist diese Uniform vielleicht von einer an der Grenze hier früher üblich gewesenen Volkstracht erhalten. Ein enger Wamms, reichgestickt und mit vier langen Reihen blinkender Knöpfe besetzt, bekleidet ihre Brust wie ein Panzer, darüber hängt ein langer mantelartiger Ueberwurf mit einer Kaputze, die sie bei'm Regen über den Kopf ziehen. Ihre Beinkleider sind hellblau, nach ungarischer Art knapp und bunt besetzt, ihre dicken Strümpfe ebenfalls mit rothen Fäden ausgenäht. Ihr Haar hängt nach Art der ungarischen Hirten in dicken Flechten an den Ohren herunter. Ihre Gesichtsbildung ist die schönste und regelmäßigste unter allen den verschiedenen Völkern dieser Grenze. In ihrem Gürtel tragen sie türkische Waffen, einen Jatagan, zwei lange Pistolen, eine Patrontasche vor dem Leib, über die Schultern eine nach türkischer Art reich ausgelegte Büchse. Ihre Offiziere heißen ganz türkisch Bassi, nämlich der Oberst Harambassa, der Major Vicebassa, die Hauptleute Unterbassi. Die Serreschaner bilden in der ganzen Militärgrenze seit alten Zeiten her eine besondere, ohne Sold dienende Schaar, welche ihre besondern Verpflichtungen und ihre eigne Verfassung hat. Sie sind vor allem eine Sicherheitswache, von dem eine Abtheilung jedem Grenzregimente beigegeben ist. Im Ganzen sind es 1000 Mann,

wovon in Dalmatien eine Compagnie Seeserreschaner. Sie sind die Hauptfeinde der Räuber und Schleichhändler, und begleiten jede Expedition gegen dieselben, jeden inspicirenden Offizier, da sie mit der Bodenbeschaffenheit und den persönlichen Verhältnissen der türkischen Seite sowohl wie der östreichischen auf's genaueste bekannt sind. Außerdem zeichnen sie sich aber durch ihre Waffengewandtheit aus, und die größten Heldenstücke aus den Türkenkämpfen werden immer von Serreschanern berichtet.

Den vollkommensten Gegensatz zu ihnen bilden die barbarischen Wallachaner, welche von türkischer Seite aus die Grenze besetzt halten. Sie liegen, in lange Röcke und Mützen aus schmutzigen Schaffellen gekleidet, in ärmlichen Moos- und Strauchhütten und haben zur Hülfe bei'm Wachen gewöhnlich ein Paar zottige Schäferhunde bei sich. Sie werden oft wochenlang nicht von Offizieren besucht.

Diese Grenzvölker haben noch manchen eigenthümlichen Aberglauben, nämlich den an die Kugelfesten, oder „Dschires", was wörtlich ein „Zubereiteter" heißt. Dieser Glaube soll schon manchen der Serreschaner zu seinen Heldenthaten begeistert haben. Ihrem furchtbaren Wahn zufolge genügt es, das Herz eines neugebornen Kindes zu verzehren, um kugelfest zu werden. Damit hängt eng der Glaube an Vampire zusammen, der bei allen Stämmen des untern Donaulandes sich findet. Man hat ganz ernsthafte Protokolle aus der Militärgrenze aus der Zeit vor etwa hundert Jahren, welche von Offizieren und Militärärzten unterzeichnet sind und die Ausgrabung von Währwölfen, Wudkodlaks, betreffen. Der Währwolf schläft in seinem Grabe mit offenen Augen und starrem Blicke, seine Haare und Nägel wachsen, warmes Blut rinnt durch seine Adern. In Vollmondsnächten geht er auf Streifereien und saugt Lebenden das Blut aus, indem er ihnen die Rückenader öffnet; oder nach einer andern Gestaltung der Sage schmatzt er, er saugt an dem Tuch, das über ihn gebreitet ist, und die Person, der das Tuch gehört hat oder welche es berührt, muß sterben.

Es gibt ſo vielfache Modificationen als Deutungen dieſer grauenhaften Sage, welche von den Serbiern und Wallachen bis zu den Bewohnern von Epirus reicht, woher ſie durch Sagen der alten Griechen — man denke an die Braut von Korinth — gekommen ſein mag. Andre erklären ſie durch Scheintodtbegrabene, welche man in einer andern Lage gefunden, und durch die Beobachtung, daß bei Leichen, welche durch Trockenheit des Bodens vor der Fäulniß bewahrt bleiben, in Folge des Einſchrumpfens der Haut die Haare und Nägel länger erſcheinen, als im Leben; die Erſcheinung aber, welche dem Schmatzen zugeſchrieben wird, daß ſcheinbar geſunde Familienglieder raſch nachſterben, durch erbliche Anlage zur Lungenſchwindſucht. — Steht nun ein Todter in dem Verdachte, zu ſchmatzen oder ſein Grab zu verlaſſen, ſo wird er feierlich ausgegraben. Iſt er in Verweſung übergegangen, ſo begnügt ſich der Prieſter, ihn mit Weihwaſſer zu beſprengen; iſt er aber roth und blutig, ſo treibt man ihm den Teufel aus und ſtößt ihm bei ſeiner Wiederbeerdigung einen Pfahl durch die Bruſt, damit er ſich nicht mehr rühren könne, bei welcher Gelegenheit die Zeugen, welche jene erwähnten Protokolle unterzeichneten, ein deutliches Wimmern gehört haben wollen. Ehemals zerſchoſſen die Serben den Kopf des Leichnams und verbrannten dann den Körper. Jetzt haben ſie zwar auf dieſe Rache verzichtet, doch ſagen ſie immer noch, daß die hungrigſten Raben einen ſolchen Leichnam ſchon von weitem fliehen, ohne zu wagen, ihn auch nur mit der Schnabelſpitze zu berühren.

Die früher erwähnten Schleichhändler haben leichtes Spiel auf der trocknen, waldigen und gebirgigen Grenze der banater oder ſiebenbürgiſchen Militärgrenze, um ſo mehr, als ihr Hauptartikel, das Salz, großen Gewinn verſpricht. In Oeſtreich iſt es als Regal ſo theuer, daß die armen Grenzſoldaten kaum genug zum Würzen ihrer Speiſen haben. Die Hirten ſind die Vermittler dieſes heimlichen Verkehrs, und ein Säckchen Salz oder ein kleiner Block Steinſalz iſt leicht zu tragen. Werden ſie ent-

deckt und verfolgt von den Serreſchanern, ſo ſchleppen ſie ihr Salzſtück mit ſo lange ſie können. Fühlen ſie aber ihre Verfolger hart auf den Ferſen, ſo laſſen ſie es zwar fallen, bedienen ſich aber, um ihre Verfolger zu vermindern, dabei der Liſt, an verſchiedenen Orten Lumpen u. dgl. Gegenſtände, welche als peſtfangend gelten, hinzuwerfen. Dieß darf nicht angerührt, ſondern bei jedem Lumpen muß eine Schildwache gelaſſen werden. Entkommen ſie auf dieſe Weiſe glücklich, ſo gibt es dann über die zerſtreuten Salzſtücke, Säcke und Lumpen einen großen Prozeß, grenzenloſe Schreiberei und weitläufige Nachforſchungen darüber, wem dieſe Lappen, die man nur aus der Ferne betrachten kann, wohl gehören; woher die Leute gekommen, wohin ſie gegangen, wie viel ihrer geweſen ſein mögen. Die Wälder müſſen durchſpürt werden, um die Gewißheit zu haben, ob nicht auch an andern Orten Lappen oder Salzſtücke liegen. Alle dieſe Dinge muß man an ihrer Stelle laſſen, ſorgfältig bewachen, und dann an das nächſte Contumazamt berichten; etwa ſo: „Geſtern Abend hätten wallachiſche Schwärzer Salz über die Grenze zu bringen geſucht. Sie wären entdeckt und verjagt worden, ſelbſt freilich entkommen, aber ihr Salz hätten ſie im Stich gelaſſen. Ein Sack läge da, ein Stückchen hinter jenem Felſen. Eine Kappe und ein Wamms ſei hinter jenem Baume, der da und da ſtehe, gefunden worden. Alles habe der Befehlshaber des Poſtens unter Wache genommen, und er bäte nun, ihm Reinigungsdiener zu ſchicken, um die genannten Dinge in die Contumaz zu bringen.“ Nach einigen Tagen kommen dann endlich Reinigungsdiener, reißen mit eiſernen Zangen die Säcke vom Salz und tragen ebenſo die Lappen auf einen Haufen zuſammen und verbrennen ſie, wenn ſie ſonſt nichts werth ſind. Ueber die Salzblöcke ꝛc. aber ſchütten ſie ein Paar Mal Waſſer, und nun erſcheinen dieſe gereinigt und genießbar für das weſtliche Europa, das nicht ahnt, durch welches mühevolle und umſtändliche Verfahren es vor der Peſt geſchützt wird.

In den wilden Gebirgen dieſer Grenze wachſen die beliebten Weichſelſtauden, welche Pfeifenröhre geben; in den Wäldern kommen Bären vor, in den Bächen vortreffliche Forellen, und zahlreiche Höhlen öffnen ſich in dem Kalkſteinfels; endlich liegt hier eine Oaſe der Cultur, der Badeort Mehadia.

Der hieſige Bär iſt von einer ſehr großen und ſtarken Art, dennoch fällt er den Menſchen nur ſelten an. Er frißt Alles, Wurzeln, Obſt, Mais, Ziegen, Schafe, auch junge Wölfe und Füchſe zerreißt er bisweilen. Meiſt lebt er in den Höhlen oder hinter den Schluchten des Kalkgebirgs. Die Bauern treiben ihn mit Rauch heraus und einige lauern ihm dann auf, wenn er hervorkommt. Es gibt im Tſchernathale an den Ufern des Fluſſes viele ebene, etwas feuchte Wieſenſtellen, die mit außerordentlich großen Farrenkräutern dicht bewachſen ſind. Hier verſteckt ſich der Bär ſehr häufig, entweder der Kühlung wegen, oder um irgend einem Thier aufzulauern. Zu gewiſſen Tageszeiten findet man ihn immer in dieſen Farrengebüſchen. Er kommt auch oft zum Fluſſe, theils um ſich zu baden, theils um Fiſche zu fangen. Wenn das ungeſchickte Thier dann von ſeinen hohen Felſenſpitzen über Stock und Block herabpoltert, gibt es einen ſo gewaltigen Lärm in den raſſelnden Gebüſchen, als wenn ein Felsblock in das Thal hinabrollte. Die beſten Fiſche in der Tſcherna ſind die Forellen, und dieſe liebt der Bär am meiſten. Sie halten ſich oft unter den Steinen im Waſſer auf und jener holt ſie mit ſeiner Tatze darunter hervor und wirft ſie mit einem geſchickten Stoße an's Land. Zuweilen auch ſchlägt er mit einem andern Steine auf den Block, unter dem er Forellen vermuthet, damit ſie daraus hervorkommen mögen. Auch wenn er gejagt wird, wobei er gewöhnlich ſo lange flieht, bis er verwundet iſt, worauf er die Gegenwehr beginnt, vertheidigt er ſich mit Allem, was er greifen kann, und ſchleudert mit Steinen und Holzblöcken um ſich.

Die größeren Höhlen des Gebirgs ſind jetzt der Aufenthaltsort von Ziegenhirten mit ihren Heerden; früher

mögen sie einzelnen Räubern zu Schlupfwinkeln gedient haben, wie die noch jetzt sogenannte „Räuberhöhle," welche zu einem förmlichen Raubschloß eingerichtet war, von dem man noch jetzt Mauerreste sieht. Die Höhle spaltet sich im Innern in mehrere Theile, und durch verschiedene niedere Klüfte, die man durchkriechen muß, gelangt man in einige hohe Räume, welche die Zechsäle, Vorraths- und Schlafkammern der Räuber gewesen sein mögen. Der größte Raum hat 100 Fuß Länge, 50 Höhe und 60 Breite. In dem Tschernathale liegen auch die Bäder von Mehadia, dessen Herkulesquelle aus einer engen Kluft im Kalkfelsen heiß hervorquillt. Dicht am Felsen steht das Badehaus, wo sie in mehrere Einzelbäder und ein Gemeinbad für die Wallachen sich vertheilt, welches letztere mit einer Bildsäule des Herkules geschmückt ist, die aber schon ziemlich unkenntlich geworden, indem die Wallachen etwas Pulver von dem Stein abschaben und dies in ihre Trinkbecher mit Mineralwasser werfen. Außer dieser Bildsäule finden sich in der Nähe noch andere römische Alterthümer. Oberhalb des Koraminiker Schlüssels befinden sich, an eine schroffe Felswand angelehnt, die schönen Trümmern einer Wasserleitung, elf hohe unversehrte Bogen nebeneinander. Die enge Felsenspalte, in welcher die Bäder liegen, hat allmählig, so wie die Zahl der Gebäude zunahm, durch Sprengen mit Pulver erweitert werden müssen. Dennoch ist das Thal hier immer noch so eng, daß der Weg zweimal auf Kettenbrücken nach dem andern Ufer übergeführt wird. Es entspringen hier 13 erdig-salzhaltige Schwefelquellen von 18—51° Wärme, deren Publikum wohl das gemischteste ist, das in irgend einem Badeorte vorkommt. In den Fremdenzimmern ist an der Thüre angeschlagen: „Wenn ein Herr Badegast ein Stück Lamm, Kalb oder Kitz schlachten will, so darf dies nur auf der dazu bestimmten Schlachtbank geschehen." Dieser Artikel ist nöthig, da außer dem vornehmen ungarischen und siebenbürgischen Adel bei der Leidenschaft, welche alle umwohnenden Nationen für die Bäder haben, auch viele wallachische und ungarische

Bauern, kleine Leute aus der Militärgrenze und arme Bojaren aus der Moldau und Wallachei hierher kommen, die Alle, um Geld zu ſparen, ihren eignen Keſſel und Mundvorrath mitbringen. Aus dieſer Leidenſchaft der Wallachen für die Schwefelbäder kommt es auch, daß ſie den Oeſtreichern hier die ſchon 1739 feſtgeſetzte Grenze ſtreitig machen. Sie behaupten nämlich, daß das halbe Tſchernathal bis zum Fluß ihnen gehöre, und daß der Fluß, nicht der hohe Gebirgsrücken öſtlich die Grenze bilde. Wegen der Schwefelquellen auf dem öſtlichen Ufer, die ihnen alsdann zufallen würden, haben bewaffnete wallachiſche Bauern ſchon öfters gewaltſame Angriffe auf öſtreichiſche Grenzwachen gemacht. Sogar im Winter werden dieſe Quellen nicht leer, und ſchon für ganz kleine Kinder halten es die Wallachen für heilſam, ſie in Schwefelwaſſer zu tauchen. Demnach iſt es wahrſcheinlich, daß ſchon vor den Römern die alten Dacier ſie benutzt; dann legte Trajan und ſeine Nachfolger hier Badehäuſer, Tempel u. dgl. an, und noch heute findet man im ganzen Thal bei jeder Ausgrabung eine reiche Fülle Alterthümer, Münzen, kleine Bildwerke, Votivtafeln u. ſ. w. Viele römiſche Inſchriften und Bildſäulen, die man fand, hat man überall in den Badehäuſern, ſo wie in den Felſen am Wege eingemauert. Unter Trajan, Hadrian und den Antoninen bis auf des Kaiſers Decius Zeiten badeten ſich hier die römiſchen Grenzwächter und Oberſten und ſprachen hier vom fernen Rom, wie jetzt die Offiziere der öſtreichiſchen Grenztruppen ſich von Wien unterhalten. Die Völkerwanderung verwüſtete Alles, und ſelbſt die Türken, dieſe leidenſchaftlichen Liebhaber der warmen Bäder, thaten nichts für Mehadia. Nur einige Zelte und Hütten, welche ſich die Wallachen hier aufſchlugen, ſah man zu Zeiten auf den römiſchen Trümmern erſcheinen und verſchwinden. Erſt ſeit Kaiſer Carl VI. Regierung und beſonders ſeit dem Belgrader Frieden 1739 fing es in dieſem Thale an lebendig zu werden. Die ganze kleine Badanſiedelung ſteht unter dem Befehl eines Hauptmanns, der beſtändig hier wohnt und beſonders das Bade-,

Wirths- und Caffeehausweſen unter ſeiner Leitung hat. Die Hauptgebäude ſtehen in zwei regelmäßigen Reihen kaſernenartig an der breiten Straße einander gegenüber. Die Bedienung beſteht aus abgedankten Soldaten. In jenen Hauptgebäuden befindet ſich das vornehmſte Caffeehaus, und hier wohnen die reicheren Badegäſte. Sowohl oberhalb als unterhalb dieſes Mittelpunktes des Ganzen befinden ſich die verſchiedenen kleinen und größeren Badehäuſer neben den Quellen ſelbſt. Die eigentliche Badezeit dauert von Anfang des Juni bis Ende Auguſt. Weiter hinaus ſieht man noch andre lange Gebäude, in welchen diejenigen Herren Badegäſte wohnen, welche wir oben aufgefordet ſahen, ihre Kälber und Lämmer nirgends anders als auf der angewieſenen Schlachtbank zu töden; dabei iſt ein Platz für die Zelte der Zigeuner, welche während der Badezeit hierher kommen, um Muſik zu machen und Keſſel zu flicken, nebenbei zu wahrſagen, zu betteln und zu ſtehlen, und dann ein Raum für die Kaufläden.

Geht man von Mehadia ſüdlich, ſo findet man an der Mündung der Tſcherna, nahe bei Orſowa, die Merkwürdigkeit eines zwiſchen Türken und Oeſtreichern gemeinſamen Beſitzthums. Es iſt ein unbewohntes ſumpfiges Eiland, deſſen Wieſen zur Zeit der Heuernte von den Türken gemäht werden. Sie trocknen das Gras und ziehen ſich dann zurück. Nun kommen die Oeſtreicher und theilen das Heu in zwei Theile, von denen ſie einen mitnehmen, den andern den Türken überlaſſen. Grade nördlich von Mehadia, aber nicht mehr im Tſcherna-, ſondern im Temeſchthale, liegen die Schlüſſel von Teregowa und Slatina. Das Flußthal nimmt, ſobald man ſich dem Teregowa-Schlüſſel, welches der erſte Paß iſt, nähert, den Hochgebirgs-Charakter an und die Gegend wird wilder und öder. Auf einigen der Berge erblickt man Trümmer alter Burgen und Thürme, welche die Grafen von Temeſchwar gegen die Türken errichtet, meiſt viereckige, 10—15 Klafter hohe Thürme mit drei Stockwerken, deren letzter bei Karanſebeſch unter dem Namen

des Ovidsthurms ſteht. Die Sage, daß der verbannte Dichter hier gelebt, iſt aber ganz unbegründet, denn Ovid ſtarb im Jahr 17 n. Chr., und die Römer eroberten Dacien erſt um's Jahr 100. Die Lage von Teregowa an den Quellen der Temeſch iſt folgende. Wenn man die Waſſerſcheide zwiſchen der Tſcherna und Nera einerſeits und der Temeſch andererſeits überſchritten, ſo hat man eine Hochebene vor ſich, von einzelnen Bergſpitzen, die zur Höhe von 5000 und 7000 Fuß anſteigen, umgeben. Zwiſchen dieſen Gipfeln ziehen ſich niedrigere Gebirgszüge hin und deren Einſattelungen heißen eben Schlüſſel. Hinter dem von Teregowa, einem tiefen, ſchmalen, waldigen Einſchnitt, der ſich eine halbe Stunde lang hin und her windet, kommt man in eine Thalweitung und dann zu dem Slatinaer Schlüſſel. In dem Becken zwiſchen den beiden Schlüſſeln lagerten nicht nur die Oeſtreicher unter dem Erzherzog Franz von Toscana 1738 und abermals 1788 unter dem Kaiſer Joſeph II. den Türken gegenüber, die ſich in wilden Schaaren durch die beiden Schlüſſel in die Banater Ebene ergoſſen hatten, nicht nur die Ungarn unter Kinys, Hunyades und unzähligen andern Helden hatten hier Kämpfe zu beſtehen, ſondern auch die Römer, welche über die trajaniſche Brücke kamen, obgleich die Hauptſchlacht des Trajan gegen den daciſchen König Decebalus in Siebenbürgen am „Eiſernen Thore" vorfiel.

Die letzte furchtbare Türkenfluth, welche dieſe Gegenden verwüſtete, ihre Ortſchaften in Staub und Aſche legte und das flache Land entvölkerte, hatte im Jahre 1787 ſtatt. Die Scenen aus dieſer Verwüſtung leben noch friſch im Andenken dieſer Leute, wie in Karanſebeſch nur das Franziskanerkloſter ſtehen blieb und auch darin verweſte Leichname bei der Wiedereroberung aufgefunden wurden. In demſelben Kloſter iſt in einer Chronik, die ein vor den Türken flüchtiger Mönch in den ungariſchen Steppen jeden Abend zuſammengeſchrieben, mancher grauenhafte Zug aus dem Türkenkrieg 1738 aufbewahrt, wo der Feind zugleich die Peſt mitbrachte, die ihre Verwü-

ſtungen bis Ofen erſtreckte, wo 6000 Menſchen ſtarben. Noch weiter nördlich am Temeſch, im Bezirk des wallachiſch-illyriſchen Regiments, liegt Karanſebeſch, bemerkenswerth durch ſeine Alterthümer und ſeine Bergwerke. Man findet hier eine große Menge goldner und ſilberner Münzen, altgriechiſchen, byzantiniſchen und römiſchen Gepräges bis in's ſechſte Jahrhundert hinab, welche leider, da hier nur einzelne Alterthumsfreunde ohne große Mittel leben, größtentheils von den heimlichen Findern an Goldſchmiede verkauft werden und ſo für die Wiſſenſchaft verloren gehen. Ein großes Römerwerk iſt auch ein Bergwerk im banatiſchen Gebirge, centum putei, die hundert Schachte, genannt, deſſen Gänge in den harten Felſen größtentheils durch verurtheilte Verbrecher gegraben wurden. Sehr bedeutend iſt auch das neuere Eiſenbergwerk von Rußberg bei Karanſebeſch, welches bis zum Jahr 1826 auf Koſten der Regierung mit wenig Erfolg ausgebeutet wurde, ſeit es aber von Privatleuten übernommen worden iſt, eine ſehr bedeutende Stellung einnimmt und zahlreiche großartige Eiſenarbeiten liefert.

In Karanſebeſch, wie in allen Hauptorten der Grenze, ſind verſchiedene Schulen, wie denn das Schulweſen hier unter unmittelbaren Leitung der öſtreichiſchen Regierung beſſer iſt, als in Ungarn im Allgemeinen. Hier beſteht eine Ober- oder Muſterſchule, eine Mädchenſchule und eine Trivialſchule, welche ſonſt oft Privatunternehmen ſind; an jedem Orte ſoll außerdem auf Koſten der Gemeinde eine Volksſchule beſtehen, worin nicht deutſch, ſondern in der Landesſprache gelehrt wird, welche aber nicht überall vorhanden ſind. Nicht nur in der Militärgrenze, ſondern auch bei den ſiebenbürger Secklern ſind die höheren Schulen alle deutſch oder doch mit des Deutſchen kundigen Lehrern beſetzt. Außerdem gibt es in der Militärgrenze noch mehrere Diviſionsſchulen, je eine für 2 Compagniebezirke. Die Schulgebäude in Karanſebeſch ſind ſtattlich und zweckmäßig; der Unterricht der Knaben umfaßt nach ihrer künftigen Beſtimmung auch Mathematik, Planzeichnen und Uebung im Geſchäftsſtyl. Die Ausge-

zeichneteren werden in einer beſonderen mathematiſchen Abtheilung der Oberſchule zu Unteroffizieren herangebildet. Dennoch müſſen die Wallachen noch immer durch Zwang von ihrer Abneigung gegen die Schulen abgebracht werden.

Folgt man der Temeſch von Karanſebeſch aus, ſo gelangt man in die Ebene nach Lugoſch und damit in einen andern eigenthümlichen Theil Ungarns, in das Banat, das durch ſeine langjährige deutſche Verwaltung und ſeine zahlreichen deutſchen Colonien dem Ausſehen wie der Lage nach zwiſchen der Militärgrenze und dem magyariſchen Ungarn in der Mitte ſteht.

Gleich nach ſeiner Eroberung wurde das Banat 1718 einer militäriſchen Verwaltung wie die Grenze unterworfen, welche Graf Mercy und Prinz Eugen einrichteten. Das ganze eroberte Land wurde als eine neue Erwerbung des Hauſes Oeſtreich betrachtet, und die wegen der Entvölkerung des Landes hereingerufenen deutſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Coloniſten mit Boden beſchenkt. Ländereien wurden verdienten Heerführern geſchenkt oder verkauft. Deutſche und ſerbiſche Stadtmagiſtrate wurden in den zu Städten erhobenen und dem Adel entzogenen Ortſchaften eingeſetzt, und dieſe erbauten ſich Rathhäuſer, ſowie für die Soldaten überall Caſernen errichtet wurden. Mehrere Canäle für Schiffahrt, z. B. der Bega-Canal zwiſchen Temeſchwar und Groß-Betſchkerek, andere zur Ableitung der Sümpfe wurden gegraben und zu verſchiedenen Zeiten ſerbiſche, bulgariſche und deutſche Coloniſten in's Land gezogen. Das Land wurde gehörig vermeſſen und in Kreiſe getheilt, denen Kreishauptleute vorſtanden. An der Spitze ſtand ein Präſident, der ſeinen Sitz in Temeſchwar hatte. Das Land blühte während der etwa 60jährigen Dauer auf, wie nie zuvor noch nachher; dem ungariſchen Adel, der ungern deutſche Städte und deutſches Bürgerthum ſich hier entwickeln ſah, ſchien dieß ein Raub an ſeinem Eigenthum. „Das Banat ſei vom öſtreichiſchen Kaiſer nicht als ſolchem, ſondern als König von Ungarn erobert, und gehöre Ungarn.“ Gegen Ende der Regierung von Maria Thereſia erlangten ſie,

daß das Banat mit Ungarn vereinigt, die deutſche Verwaltung, die Kreiseintheilung und Präſidentenſtelle aufgehoben und das Land in drei Comitate, das Temeſcher, Kraſſower und Torontaler eingetheilt wurde. Temeſchwar iſt noch jetzt aus dieſer Zeit her ſehr deutſch und alle Coloniſten ſehnen ſich nach der deutſchen Verwaltung zurück, unter welcher ſich Bürger und Bauer beſſer befand, als unter der jetzigen Adelsherrſchaft. In der Militärgrenze iſt der Kaiſer allein Grundbeſitzer, da gibt es gar keinen Adel; im Banat nur wenige magyariſche Edelleute, wie die Batthyany's, Sapari's, dagegen viele deutſche Familien, einige Wallachen, z. B. Joſika, ſehr viele Serbier und Armenier, welche letztere beide meiſt reichgewordene Viehhändler ſind, wie ja auch Fürſt Miloſch, die den leicht zu erlangenden und dabei große Vorrechte gewährenden ungariſchen Adel erworben haben. Die deutſchen Anſiedler des Banats treiben neben dem Ackerbau auch Tabakszucht, die Wallachen neben dem Anbau von ihrer Lieblingsfrucht, dem Mais, die Zucht von Schweinen, Ochſen, Büffeln und Schafen.

Da unter Maria Thereſia natürlich nur katholiſche Deutſche nebſt den Italienern und Spaniern angeſiedelt wurden, ſo iſt die Zahl der Proteſtanten hier ſehr gering; dagegen ſind die Griechen viel zahlreicher als die Katholiken durch die Einwanderung ſo vieler Serben und Wallachen. In der Kraſſower Geſpannſchaft kommen auf 1000 Griechen 100 Katholiken und 1 Proteſtant; in der Temeſcher 300 Katholiken und 20 Proteſtanten und in der Torontaler 500 Katholiken und 60 Proteſtanten. Dagegen iſt in dem alten Magyarenſitz, im Nordoſten von Ungarn, der Kern der calviniſchen Bevölkerung, im Nordweſten bei den Slowaken und Deutſchen der Sitz des Lutherthums und im Croatenlande in Südweſten herrſcht der reinſte Katholicismus.

Lugoſch zerfällt in deutſch- und wallachiſch Lugoſch zu beiden Seiten des Fluſſes. Die beiden Völker haben durchaus keine Zuneigung zu einander und bleiben, ſelbſt wenn ſie denſelben Ort bewohnen, auf verſchiedenen Seiten der Straße ohne Berührung unter einander. Ge-

wöhnlich aber ſind die Dörfer nur von einer der beiden Nationen bewohnt und ſo wechſeln auch hier auf dem Wege von Lugoſch nach Temeſchwar deutſche und wallachiſche Colonien, weitläufig und regelmäßig erbaut. Einige ſind rund oder viereckig gebaut, mit einem Platz in der Mitte, auf dem Kirche und Rathhaus ſteht und von wo ſtrahlenförmig die Straßen nach dem Umfang laufen, andere bilden nur eine lange, breite, von Quergaſſen unterbrochene Straße. Der ebene Boden des Banats gibt ſich zu jedem Plane her. Der Boden iſt fruchtbar und gewährt auch einen guten Wein; die bösartigen Fieber der Donauniederung, genährt durch die Sümpfe und Feſtungsgräben um Temeſchwar, reichen aber bis hieher und koſten viele Opfer. Die in Banat unter der öſtreichiſch-deutſchen Verwaltung gebauten Brücken zerfallen unter der ungariſchen und eine Brücke iſt hier eher ein Warnungszeichen, an dieſer Stelle nicht über den Fluß zu fahren; doch finden ſich hie und da auch gut unterhaltene Brücken, denn die Geſpannſchaften ſind wie Schweizerkantone zu betrachten, wo man nach der augenblicklichen Zuſammenſetzung der Regierung in benachbarten Ländchen die verſchiedenſten Verwaltungsgrundſätze trifft. Eine Centralregierung fehlt durchaus in Ungarn.

Vor Temeſchwar kommt man an die Römerſchanzen, welche in zwei, einige Meilen von einander entfernten gleichlaufenden, zwanzig Meilen langen Linien von der Maroſch zur Donau ſich erſtrecken; bei Arad an der Maroſch beginnend und am Rande des daciſchen Gebirgs verlaufend, bis ſie bei Ujpalanka die Donau erreichen. Im Weſten der bezeichneten Linie war Alles Sumpf, Sandwüſte, Viehtrift, im Oſten aber lagen die ſchönen Weinberge und Aecker, die reichen Bergwerke und Colonien der Römer. Da hier kein Fluß zur Vertheidigungslinie ſich darbot, ſo ſchützten ſich die Römer durch einen Wall. Temeſchwar, d. h. Temeſchſtadt, liegt nicht am Temeſch, ſondern an der Bega, und iſt die wichtigſte Stadt des ganzen Banats, das ſonſt auch Grafſchaft Temeſchwar hieß. Es iſt die Reſidenz des ſerbiſchen Adels der Provinz und auch der Hauptſitz der banatiſchen Fieber. Die

Stadt liegt nämlich mitten in den Sümpfen der Bega, dabei herrscht oft wochenlang eine schwüle Windstille und im Sommer eine furchtbare Hitze. Dazu ist das Trinkwasser schlecht und die Wassermelonen ein beliebtes Essen. Daher befallen die Wechselfieber in sehr heißen Sommern über die Hälfte der Einwohner.

Temeschwar ist eine außerordentlich starke, weitläufige Festung mit etwa 20,000 Einwohnern; die innere Stadt ist wohlgebaut; sodann gibt es noch ausgedehnte Vorstädte. Zugleich ist es eine wichtige Handelsstadt durch seine Lage in der Mitte des Banats, durch den Bega-Schifffahrtcanal, der hier beginnt und durch den ein lebhafter Getreidehandel mit Raab vermittelt wird, zugleich aber auch durch die große Handelsstraße, welche von hier nach Semlin und dann durch Croatien nach dem Mittelmeer und nach Kärnthen führt. In der Nähe von Temeschwar wächst der vortreffliche süße Menescher Wein, nach dem Tokaier der beste Ungarns. Im Westen der genannten Stadt, in der Torontaler Gespannschaft, ist der fetteste Boden des Banats, aber gerade diese fruchtbaren Niederungen waren zur Türkenzeit am wenigsten bewohnt; denn natürlich floh unter ihrer Herrschaft die Bevölkerung in die mehr Sicherheit gewährenden Gebirge und Städte. So wurden die Magyaren fast ausgerottet und es ist kein einziges von Ungarn allein bewohntes Dorf zu nennen, auch keine neuen Pflanzstätten wurden von ihnen angelegt und sie kommen nur einzeln als Bestandtheile der Bevölkerung in Betracht. Dagegen kamen von Westen und Süden neue Ansiedler und jetzt sieht man da, wo vor hundert Jahren eine ärmliche Hirtenhütte, ein türkisches Bad, ein einsamer Brunnen oder ein armenischer Maierhof standen, Dörfer mit 5000, 10,000, ja 13,000 Einwohnern, obgleich noch immer viel fehlt, daß das Land so besetzt und bebaut sei, wie seine Fruchtbarkeit es möglich macht.

Die Ebene, welche das Banat, besonders in der Torontaler Gespannschaft darbietet, ist ganz verschieden von den Ebenen, wie sie in Deutschand, z. B. bei Berlin,

Leipzig, Lüneburg oder in Holland vorkommen. Wenn man die Gegend bei Berlin durchwandert, ſo bemerkt man doch hie und da kleine Anſchwellungen des Bodens, Hebungen und Senkungen, Sandhügel, die die Einförmigkeit des Anblicks unterbrechen. Wenn man einen hohen Standpunkt, z. B. auf einem Thurm, hat, ſieht man auch dort ſogenannte Berge, Sanddünen von 30—60 Fuß Höhe und ſo kommt es, daß, wenn man dort zu Fuße geht, die Ausſicht nicht nur nicht freier, ſondern ſogar beſchränkter iſt, als in einem bergigen Lande, wo das Bild durch die Gebirge, die den Horizont begrenzen, erweitert iſt und wo man eine Bergwand in ihrer ganzen Ausdehnung überblickt. Dazu kommt noch die Unterbrechung der Fläche durch Wälder und ähnlich iſt der Boden wellenförmig bei Lüneburg. Bei Leipzig und in Holland kommen noch andere Momente hinzu, welche durch den menſchlichen Anbau bedingt ſind. Leipzig hat ſeine zahlreichen Flüßchen, ſeine Dörfer mit ihren Hecken und Baumpflanzungen ringsum, Holland iſt reich an Gewäſſern, an Flüſſen und Canälen. Die Aecker ſind mit Hecken umzogen, die Wohnplätze der Menſchen liegen dicht beiſammen. Dagegen gibt es in der Torontaler Geſpannſchaft auf den zehn Meilen von S. Mikloſch bis Segedin außer einem Arme des Maroſch nur noch einen Bach, da der ebene Boden gar keinen Fall gewährt und bei ſeiner Schwere alles Waſſer in ſich aufnimmt. Canäle durchkreuzen das Land ebenfalls nicht, die Felder ſind ohne Einfaſſung, Städte gibt es auf den 140 Geviert-Meilen der Torontaler Geſpannſchaft keine einzige und nur ein Dorf auf die Quadratmeile, doch ſind dieſe natürlich ungleich vertheilt und man kann 2—3 Meilen fahren, ehe man einen Kirchthurm erblickt; dazwiſchen iſt aber Alles leer und öde, ohne Buſch und Baum, ohne Stock und Stein. Durch dieſen gänzlichen Mangel an Steinen ſind die Wege des Banats ein unausweichlicher Sumpf zwiſchen zwei Gräben. Hat der Regen den ſchweren Boden aufgeweicht, ſo gibt es nicht, wie bei uns, einen erhöhten Rain an den Feldern oder eine ſteinige Strecke zum Ausweichen,

ſondern ſoweit das Auge reicht, iſt derſelbe Moraſt. Der ſchwere Schmutz füllt nach und nach die Zwiſchenräume der Speichen und trocknet durch die Sonnenhitze in felſenharten Stücken allmälig an, ſowie auch der noch am Boden liegende raſch zu einer zähen Widerſtand leiſtenden Maſſe erhärtet. Nicht ſelten müſſen daher Fuhrmann und Reiſende nebenher waden und die Erdklöſe, ſowie ſie ſich am Fuhrwerk anlegen, mit Stöcken abſtoßen. Dieſes wegen Steinmangel unverbeſſerliche Hinderniß des Fortkommens wird nicht einmal wie in den Steppen Rußlands durch eine mehrmonatliche Schneedecke ausgeglichen und muß, bis man hier Eiſenbahnen anlegen wird, dem Aufſchwung und der dichtern Bevölkerung des Banats im Wege ſtehen.

Sechster Abſchnitt.

Die Magyaren in Siebenbürgen.

Siebenbürgen iſt ſeiner äußern Geſchichte und ſeiner allgemeinen Landesbeſchaffenheit nach ſchon bei Ungarn betrachtet worden. Sein Flächengehalt beträgt gegen 900 Geviertmeilen, es iſt mit hohen Gebirgsketten umgeben, durch welche 14 Päſſe führen, 4 aus der Moldau, 6 aus der Wallachei, beſonders der rothe Thurm- und der Vulkanpaß, und 4 aus Ungarn, wovon der eiſerne Thorpaß der bekannteſte. Die mit Waldungen bedeckten Grenzgebirge ſenken ſich nach dem Innern des Landes und laufen in erzreiche, mit Weinreben und Feldern bedeckte Hügel aus. Der Boden iſt im Ganzen fruchtbar, erzeugt Getreide, beſonders Mais, Wein, Taback, Holz, die Viehzucht liefert zur Ausfuhr Pferde, Hornvieh und Wolle, der Erzreichthum des Landes iſt ſchon früher im Einzelnen geſchildert worden und damit hängt die große Anzahl von gegen 80 Heilbädern und Geſundbrunnen zuſammen. Das Land wird offiziell von drei Nationen bewohnt, von den Ungarn, welche das Land im zehnten

Jahrhundert erobert, von den Secklern, gleicher Abstammung wie die Magyaren, welche das Land wohl schon früher als dieſebe wohnt, und von den Sachſen, welche vom zwölften Jahrhundert an als Anſiedler eingewandert ſind. Daher beſteht das Wappen des Landes aus einem Adler für die Ungarn, aus Halbmond und Sonne für die Seckler und aus 7 Thürmen für die Sachſen.

Dieſe drei Nationen haben ihre getrennte Verwaltung und ihre eigenthümlichen Rechte. Ihre Vereinigung iſt 1545 auf dem Reichstage zu Thorenburg feierlich ausgeſprochen worden. Unter dieſen drei Nationen ſtehen die Wallachen, die einſtmaligen Herren des Landes und deſſen zahlreichſte Bewohner, die kein Gebiet mehr haben und über das ganze Land zerſtreut ſind. Auch gibt es noch einige tauſend Armenier, Juden, Zigeuner, welche die geduldeten Nationen ohne politiſche Rechte bilden. Die Armenier und Wallachen können auf dem Reichstage erſcheinen, aber nur indem ſie ſich zu den Andern zählen. Sie gelten dann als Ungarn oder als Städteabgeordnete, vertreten aber durchaus nicht ihre eigene Nation. Folgendes ſind die Zahlenverhältniſſe dieſer Völker. Unter den 2,118,578 Bewohnern von Siebenbürgen, welche die neueſte Zählung 1843 ergab, finden ſich in faſt gleichen Zahlen an Ungarn, Secklern und Deutſchen je 260,000, an Wallachen faſt 1,300,000 (1,287,340), an Zigeunern 50,000, Armenier 10,000.

Dieſen entſpricht die Zählung nach den Religionsparteien vom Jahre 1837 in der Art, daß die 210,571 Lutheraner Sachſen, die 1,100,000 Griechiſch-katholiſchen Wallachen, die 214,058 Katholiken und 260,000 Reformirten theils Ungarn, theils Seckler ſind. Das Lutherthum wurde ſchon 1521 durch die Verbindungen der Sachſen mit Deutſchland in Siebenbürgen eingeführt. Kaufleute aus Hermannſtadt brachten Luther's Flugſchriften mit, welche Ludwig II. auf die Klagen der Katholiken öffentlich verbrennen ließ. Doch wuchs die Zahl der Lutheraner beträchtlich und der ungariſche Reichstag verordnete 1524 ihre Vertreibung. Demungeachtet fuhren

ſie fort, ihre Schulen zu halten, und nach dem Tode Ludwigs II., welcher von Neuem gedroht hatte, nahm ihre Macht ſo zu, daß ſie im Jahre 1529 aus Kronſtadt und Hermannſtadt die katholiſche Geiſtlichkeit verjagten. Sechzehn Jahre ſpäter waren, trotz der Bemühungen Iſabellens, der Wittwe des Johannes Zapolya, alle Sachſen lutheriſch.

Der Calvinismus wurde erſt 1557 eingeführt, anfangs mit Widerſtreben der Sachſen, bis auf dem Reichstag von Thorenburg 1563 beide Bekenntniſſe ſich verſtändigten. Zuletzt wurde der Socinianismus gepredigt, deſſen Anhänger, die Unitarier, ſich jetzt auf 47,000 belaufen, ungariſcher und ſecklériſcher Nation. Der Apoſtel Socin's war ein Piemonteſe, Georg Blandrata, der von Genf nach Polen und von dort nach Siebenbürgen gekommen war. Es fanden mehrere Religionsgeſpräche deſſelben mit Lutheranern und Reformirten ſtatt, deſſen viertes ſechs Tage lang dauerte. 1570 gehörte der Prinz Johann Sigismund und die ganze Stadt Clauſenburg dieſem Bekenntniſſe an. Obgleich die Löſung dieſer Fragen friedlich von Statten ging, während in Frankreich und Deutſchland Religionskriege wütheten, ſo herrſchte doch eine lebhafte Aufregung der Gemüther; man ging von einem Bekenntniß zum andern über, je nachdem die Rednergabe des Predigers oder der neue Glaube anlockte, und ein gewiſſer Franz David hat alle vier Bekenntniſſe, vom Katholizismus durch das Lutherthum und den Calvinismus bis zum Socinianismus durchgemacht.

Aus der Bevorrechtung einzelner Nationen und ihrer Annahme verſchiedener Glaubensbekenntniſſe ergab ſich nun die auffallende Thatſache, daß auch die Confeſſionen derſelben und zwar die, welche die kleinſte Zahl von Anhängern hatten, das Lutherthum als Religion der Sachſen, der Calvinismus, Katholizismus und die Einheitslehre als die der Seckler und Magyaren bevorrechtet wurden, während die griechiſche Kirche, welche faſt 30 Mal mehr Anhänger zählt, als der Socinianismus, nebſt dem Judenthum eine geduldete Religion blieb. Der Reichstag beſchloß am 2. Mai 1571, daß die genannten 4 Re-

ligionen gleiche Rechte hätten, welche von allen Fürſten Siebenbürgens zu beſchwören ſeyen, daß ferner aus jeder der 4 Religionsparteien je 3 Candidaten zu wählen ſeyen, aus welchen der Kaiſer den Statthalter zu ernennen hätte. Ein Jahr nachher waren die Unitarier ſo gering an Zahl geworden, daß Stephan Bathory ihre Buchdruckerei in Carlsburg wegnahm, weil ſie die Dreieinigkeit angriffen. Sie wären jetzt wohl ganz verſchwunden, wenn nicht im Jahre 1600 der polniſche Reichstag die Unitarier geächtet hätte, von denen ein großer Theil nach Siebenbürgen ſich flüchtete.

Das Land iſt alſo doppelt getheilt, durch Abſtammung und Glauben. Jede Confeſſion hat ihre Gymnaſien, die Katholiken 10, die Reformirten 8, die Lutheraner 5, die Unitarier 4, die Griechen eins.

Auch ihrer Verfaſſung nach unterſcheiden ſie ſich, denn die Ungarn haben die ſtarrſte Ariſtokratie, die Sachſen die demokratiſchſte Verfaſſung, welche es in einem monarchiſchen Staate gibt.

In Ungarn wie im übrigen Europa war die Hörigkeit die unmittelbare Folge der Eroberung. Den beſiegten Völkern aufgelegt, wurde ſie zu Gunſten der Krieger des ſiegenden Heeres eingeführt, welche den Adel bildeten. Urſprünglich war auch Adeliger gleich mit Magyar, und Höriger hieß ſoviel als Slave oder Wallache. In der Folge veränderten dieſe Worte ihre Bedeutung. Einzelne aus dem beſiegten Volke wurden wegen ihrer Tapferkeit geadelt, d. h. frei gemacht, dagegen verloren einzelne Magyaren ihren Adel, d. h. ihre Freiheit, wegen Verbrechen oder Feigheit. Da nun Freiherr in Ungarn urſprünglich freier Mann bedeutet, ſo iſt die Zahl der Adeligen ſehr bedeutend und bildet ſelbſt in Siebenbürgen, wo die Magyaren ſo wenig zahlreich ſind, ein Zwanzigtel der Bevölkerung. Schon frühzeitig ließen die Fürſten den Bauern ihren Schutz angedeihen gegen die Bedrückungen der Magnaten und ihr Loos wurde erleichtert. Der 1514, wegen des von Wladislaus gegen die Türken gepredigten Kreuzzugs, entſtandene Bauernkrieg hatte

aber dieſelbe Folge, wie der faſt gleichzeitige deutſche Bauernkrieg, ſie noch tiefer in den Staub zu treten. Unter den einheimiſchen Fürſten trat auch ferner die nöthige Ruhe nicht ein, um die Lage der Leibeigenen zu verbeſſern, nur die Wallachen wurden frei, welche die Waffen gegen die Türken ergriffen. Mehr thaten die Fürſten aus dem Hauſe Oeſtreich. 1714 wurden unter Carl VI., um die Leiden des Volkes in Folge des Rakotzy'ſchen Aufſtandes zu lindern, die Verhältniſſe zwiſchen Gutsherrn und Bauern zum erſtenmale geregelt. Ihre Abgaben und Robottage wurden feſtgeſtellt. Von Neuem regelte Maria Thereſia 1769 dieſe Verhältniſſe und 1790 hob Joſeph II. die Leibeigenſchaft auf. Seitdem iſt der Bauer ganz einfach Pächter des Magnaten, er erhält von dieſem ein Haus, Ackerfeld und Weide. Er bezahlt den Pacht nach Belieben in Geld oder Arbeitstagen. Er kann nicht willkürlich zurückgehalten oder verjagt werden. Es muß ihm gehörig aufgeſagt werden und was er für Bau und Beſſerung ausgegeben, wird ihm zurückerſtattet. Landbeſitz aber kann nur der Edelmann haben. Die Gegenleiſtungen des Bauers ſind zweierlei Art, für die Regierung und für den Gutsherrn. Der Regierung zahlt er einen Zins an Geld und muß Wohnung, Brod, Holz und Hafer den Truppen zu ſehr billigen Preiſen ablaſſen; auch muß er Wegfrohnden thun und Vorſpann leiſten. Dem Grundherrn muß er wöchentlich 1—3 Tage mit 4 Ochſen frohnden. Der Hin- und Rückweg wird ihm in die Arbeitsſtunden mit eingerechnet. Kommt er aus einen entfernteren Ort, ſo bekommt er auch Eſſen für ſich und Futter für ſeine Ochſen. Außerdem muß der Bauer den Zehnten von ſeinen Erzeugniſſen zahlen. In einigen Gegenden liefert er jährlich ein Huhn und zehn Eier. Zuweilen muß ſeine Frau auf dem Schloſſe ſpinnen oder in der Haushaltung helfen, oder die Frauen haben wohl auch die Verpflichtung, in ihren Schornſteinen die Schinken der Gutsbeſitzer zu räuchern, was das Gewicht derſelben nicht eben vermehren mag.

Da der ungariſche Reichstag den Grundbeſitz des Bau-

ers wenigstens für das von ihm bestellte Feld gestattet hat, so wird der siebenbürgische darin wohl nachfolgen. Demselben Grundsatze gemäß, das Land nur Denen zuzutheilen, welche es zu vertheidigen fähig waren, den wehrhaften Freien, kommt noch jetzt der Boden nur an die Söhne und die Töchter werden mit Geld abgefunden. Früher verpfändete die Krone oft Land an Magnaten und löste es denn wieder aus. Da nun während der Bedrängnisse der Regierung ein solches Gut oft jahrhundertelang nicht ausgelöst wurde, so wechselte in dieser Zeit gar sehr der Gehalt der Summe, welche als Auslösung in den Urkunden verzeichnet war und so sind zahlreiche Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Magnaten entstanden. Früher bezahlte der adelige Grundbesitzer keine Steuer, sondern war nur zum Kriegsdienst verpflichtet, nach seinem Vermögen allein oder mit Soldaten, deren 20 zu Fuß den Kosten eines Husaren gleichkamen. Auch unterhalten mußte der Edelmann seine Schaar, so lange sie im Inlande focht. Ueberschritt das Heer die Grenze, so trug der König die Kosten. Obgleich der Edelmann immer noch steuerfrei heißt, ist er doch einer Menge indirekter Abgaben unterworfen. Er muß das Salz sehr theuer bezahlen, obgleich er gesetzlich nur verbunden ist, der Krone, welche die Bergwerke bebaut, die Arbeitskosten zu ersetzen. Wenn ein Bauer ein Feld in Pacht hält und die Steuer zahlt, so unterliegt das Feld von da an der Besteuerung, mag es nun der Adelige von Neuem verpachten oder nicht. Die Ausgaben, welche am schwersten auf den Magnaten drücken, sind freiwillige, die Unterhaltung der Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, des Theaters, welches, als eine Anstalt zur Verbreitung der magyarischen Sprache, den Ungarn von hoher Wichtigkeit ist. Manche mittelalterliche Gebräuche haben sich bis in dieses Jahrhundert fortgeerbt, welche jetzt allmählig verschwinden. Aus Mangel richtiger Vermessung kamen oft Grenzstreitigkeiten vor, und bei dem schleppenden Gang der Rechtspflege hatten die Beeinträchtigten keine Lust, den Rechtsweg zu gehen. So blieb, um die übeln Folgen der Ver-

jährung zu vermeiden, dem Geschädigten nichts übrig, als zur Zeit der Ernte das Stück Feld, welches sein Nachbar widerrechtlich besäet, von seinen Knechten abmähen zu lassen und mit Bewaffneten dieselben dabei zu schützen. Uebrigens stehen die Einkünfte der Grundherren nicht im Verhältniß zu dem Umfang ihrer Besitzungen, woran besonders der schlechte Zustand der Land- und Wasserstraßen schuld ist. Der Samosch, der eine Zeit lang durch Maria Theresia schiffbar war, ist es nicht mehr, und die Marosch, welche eine vortreffliche Wasserstraße seyn könnte, trägt fast nur Flöße. Der Ackerbau bedarf in Bezug auf die Werkzeuge und die ganze Art seines Betriebs großer Verbesserungen. Besonders träg sind die Wallachen, welche wenig Bedürfnisse haben, da sie leinene Kleider tragen, die ihre Frauen selbst weben, und da sie durch ihre Religion zu zahlreichen Fasten verpflichtet sind. Aus ihnen besteht der größte Theil der siebenbürgischen Bauern.

Die Magyaren Siebenbürgens trugen lange Zeit hindurch in mancherlei Zügen den Stempel der türkischen Herrschaft. Die Edelleute, welche zu Johann Hunyad's Zeiten lange Haare trugen, wie die Ritter des Mittelalters, rasirten sich später nach türkischem Brauche den Kopf und ließen den Bart wachsen. Diese Sitte dauerte bis zu der Zeit, wo die Siebenbürgener sich Oestreich näherten. Bald, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, zeigten unsre Edelleute wieder ein Christengesicht. Von 1600 an verlor der lange Bart alles Ansehen und bei der Hochzeit des Fürsten Bartsay, welche in dem genannten Jahre stattfand, erschienen alle Edelleute, mit Ausnahme einiger Greise, mit einem rasirten Gesicht. Selbst die innere Einrichtung der Schlösser scheint zu jener Zeit an die türkischen Wohnungen erinnert zu haben. Der Graf Bethlen schreibt, indem er vom Tode des Grafen Solyomi spricht, daß die Erbschaft seiner Wittwe in einigen Kleinodien und vielen Kleidern bestanden habe; „denn was den Hausrath betrifft, so besitzen unsre Magnaten dessen nur sehr wenig, etwa einige türkische Teppiche ausgenommen, mit denen sie anstatt der Tapeten ihre Speisesäle und Zimmer be-

hängen; selbst ihre Betten haben weder Vorhänge noch Decken, womit sie mehr den Türken als jeder andern Nation Europa's nachahmen." Ein Gebrauch, welcher an die beschaulichen Gewohnheiten der Türken erinnert, hat sich lange in Siebenbürgen bewahrt. In den Städten waren vor allen Häusern weit hervorspringende Wetterdächer angebracht, unter deren Schatten sich die Einwohner auf hölzernen Bänken, die an der Mauer befestigt waren, niederließen. Zu gewissen Stunden des Tages saß man reihenweise sich so gegenüber und sah sich an, meist ohne ein Wort zu sprechen. Die Sitzungen fanden regelmäßig nach den Abwaschungen statt, welche nach verschiedenen Mahlzeiten vorgenommen wurden; daher sagte man gewöhnlich, man trockne sich den Bart. Vornehmlich in der magyarischen Hauptstadt Clausenburg beobachtete man diese Sitte, doch findet man heutzutage nur ein einziges Haus in Clausenburg, das sein Wetterdach und seine Bank bewahrt hat.

Wie es scheint, beherrscht die Ungarn noch jener Instinct der Nomadenvölker, der sie jeder festen Wohnung abgeneigt macht. Der Bauer gibt seiner Hütte die Gestalt eines Zeltes, als wolle er sich eine Illusion bewahren, und selbst darin hält er nur mit Widerwillen aus; es ist, als ob diese kleinen weißen Wände ihn bedrückten. Im Sommer bringt er sein Bett vor die Hütte und schläft unter freiem Himmel, bis die ersten Fröste kommen. Um dies Bedürfniß, in freier Luft zu leben, zu befriedigen, baut er an der Sommerseite des Hauses eine Gallerie, leicht von Holz gezimmert, welche sich in dem Herrenhause in einen steinernen Bogengang verwandelt. Bekanntlich lebten die Ungarn noch lange nach Gründung ihres Staates unter Zelten. Eine nürnbergische Familie v. Haller, welche im Mittelalter in Siebenbürgen sich niederließ, führte unter den Edelleuten zuerst die Sitte ein, Schlösser zu bauen. Diese bestanden gewöhnlich aus einem viereckigen Hauptgebäude mit Thürmchen an den Ecken und umgeben von einem breiten und tiefen Graben. Andere wohnten in leichten, niedrigen Bau-

ernhäuschen; denn wer nicht die Mittel hatte, sich einen festen Sitz zu gründen, welcher Tartaren und Türken Widerstand leisten konnte, der mußte seine Wohnung so einrichten, daß er durch ihre Zerstörung möglichst wenig verlor. Als mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts größere Sicherheit im Lande herrschte, baute man Herrensitze in dem damals herrschenden französischen Style, verlieh diesen Palläſten aber durch einen dicken Thurm oder Eckthürmchen einen feudalen Charakter. Besondere Sorgfalt verwendet man auf den Bau der Keller und der Ställe. Rings um das Schloß liegen die armseligen Hütten der kleinen Pächter, unter denen nur Kirche, Pfarrhaus, Schule, Amtshaus und Wirthshaus hervorragen. Das Dorf verliert sich in die Erdhütten der Zigeuner. Das ärmliche Wirthshaus, das den Charakter einer orientalischen Caravanserai trägt, ist Eigenthum des Gutsherrn. Sein Pächter ist gewöhnlich ein Armenier oder ein Jude. Es ist eigentlich eine Schenke für die Bauern, die Reisenden sind Nebensache und ihnen bietet es nur ein Strohlager und statt der Speisen die Zubereitung der von den Fremden mitgebrachten Lebensmittel. Daher führt der siebenbürgische, moldauische und wallachische Edelmann auf Reisen seine ganze Haushaltung mit sich und der Fremde nimmt die unbegrenzte Gastfreundschaft des ersten besten Schloßherrn in Anspruch. Bei der Menge von Pferden, welche wegen der Wohlfeilheit derselben und der schlechten Beschaffenheit der Wege vorgespannt werden, füllen manchmal 100 und mehr Pferde bekannter und unbekannter Gäste die weitläufigen Ställe des Wirthes, der vielleicht am andern Tage die Rolle tauscht. Der ungarische Schloßherr hält immer offene Tafel für seine Hofbeamten und den Geistlichen und so findet auch der Fremde leicht seinen Platz. Der Edelmann verlebt die Wintermonate in Clausenburg. Die Treibjagd und im Spätherbst die Bärenjagd ist seine Unterhaltung während des Landaufenthalts. Zur Treibjagd werden alle Bewohner der Umgegend für den Abend zuvor eingeladen und eine große Anzahl Bauern, an denen gerade die Reihe zur Frohnarbeit ist, folgen den Jägern, um einen

weiten Kreis zu bilden. Abwechselnder und gefährlicher ist die einsame Jagd auf den starken, großen Bären des Landes, der durch eine Verwundung zur furchtbarsten Wuth gebracht wird, daher der Jäger suchen muß, durch den ersten Schuß in die Schulter ihn zu tödten.

Die Magyaren bewohnen den an Ungarn grenzenden nördlichen und westlichen Theil Siebenbürgens und sodann einen vom Lande der Sachsen eingeschlossenen kleinen Bezirk an der Südgrenze, Fogarasch, sonst das Land der freien Barone genannt. Es ist ein Gebirgsland an der Kronstädter Straße, das sich nach Norden senkt. Es ist daher ein wenig kalt, erzeugt zwar Tabak und Mais, aber keinen Wein mehr. Es führt seinen Namen von einem Schlosse, um das die kleine Stadt, der Hauptort des Distrikts, angebaut ist. Zwischen den wallachischen Bergen und dem Altflusse gelegen, wurde das Gebiet von Fogarasch schon frühzeitig als eine Art abgesonderter Provinz betrachtet, die ihre eigenen Herren hatte. Die Woywoden der Wallachei übten hier ein Schutzrecht und konnten für diesen Landestheil Schenkungsurkunden und Adelsbriefe ertheilen. Die Bewohner waren von den gewöhnlichen Lasten befreit, und hatten nur das Schloß zu vertheidigen, desgleichen dem Fürsten das Geleit zu geben. Noch heute führt der erste Beamte des Bezirks nicht den Titel Graf, sondern Obercapitän. Die Burg, bestimmt die Grenzen Siebenbürgens gegen die Tartaren zu schützen, wurde 1299 erbaut, und war sehr fest. Die breiten Gräben waren mit Wasser gefüllt und die Mauern von ungeheurer Dicke noch durch Außenwerke vertheidigt. 1540 wurde es von den Türken, 1573 von den Siebenbürgenern erobert, 1661 wurde Bathory von der feindlichen Partei hier belagert und 1704 schlugen sich die Kaiserlichen und die Aufständischen noch unter seinen Mauern. Jetzt ist das einst durch seine Gestalt und die Spuren so vieler Belagerungen, durch Kugelwunden und geschwärzte Mauern malerische Schloß mit regelmäßigen Ziegelmauern ausgeflickt, eine häßliche östreichische Citadelle geworden. Seine 4 Thürme, um die

Hälfte verkürzt, stehen schwerfällig an den Ecken des Hauptgebäudes und Alles ist weiß angestrichen. Die Herren von Fogarasch waren freie Barone, d. h. sie waren auf ihrem Grund und Boden fast Könige. Wenn die Könige von Ungarn einen Edelmann, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte, belohnen wollten, so gaben sie ihm eine Baronie, d. h. ein Grundstück, dessen Herr er wurde, unter der Bedingung, daß er die Bewohner desselben gegen den Feind führe. Dieß war die einzige Verbindlichkeit, und auch die Bischöfe, welche mit dieser Würde bekleidet wurden, mußten bereits Proben ihrer Tapferkeit abgelegt haben. (Schlacht bei Mohatsch.) Die Ernennung von Seiten des Königs, der dabei den Degen zog, fand im Gegenwart der Großen des Reichs statt. Die Barone regierten ihr Gebiet mit voller Gewalt. Von ihrem Urtheil konnte nur an den Fürsten selbst Berufung eingelegt, sie selbst nur wegen Hochverrath belangt werden. Kein fremder Beamte durfte ihr Gebiet betreten. Die gefährlichen Vorrechte der freien Barone oder Bannerherrn wurden schon auf dem Reichstag von 1561 angegriffen, aber vergebens. 1607 erlangte man, daß keine neue mehr geschaffen, 1609 daß alle außer Fogarasch abgeschafft wurden. Mit der östreichischen Herrschaft erlosch auch diese Baronie.

Die Hauptstadt der magyarischen Nation von Siebenbürgen ist Clausenburg, ungar. Koloswar, eine Stadt von 20,000 Einwohnern, der Winteraufenthalt des ungarischen Adels, mit zwei magyarischen Gelehrtenschulen, einem ungarischen Theater, Lesezimmern für Zeitschriften dieser Sprache, deren drei in der Stadt selbst erscheinen.

Als römische Stadt hieß sie **Colonia Napocensis** und man fand 1405 eine ziemliche Menge von Alterthümern, als man den Bau der Mauer anfing und dazu mit römischen Inschriften bedeckte Steine benutzte. Clausenburg liegt in einem fruchtbaren Thale zwischen steilen Hügeln, von deren Pässen es wie Clus in Solothurn, Clusium in Samnium, den deutschen und ungarischen Namen erhielt, als es von deutschen Colonisten nach seiner Zer-

ſtörung von den Tartaren, wieder aufgebaut wurde. Deshalb gleicht es in ſeinem Ausſehen einer deutſchen Stadt. Während nämlich die Magyaren immer offene, weitläufige Städte erbauten, iſt Clauſenburg mit ſtarken Mauern umgeben, welche rund um die Stadt gehen, und ihre Eingänge beſtehen aus Thoren unter großen viereckigen Thürmen. Von dieſen Thoren iſt der Brückenthurm am Samoſch das merkwürdigſte. Es iſt noch ganz unverſehrt, maſſenhaft, ſchwarz und mit eiſernen Ketten verſehen, womit ſonſt die Brücke geſperrt wurde. Eine maleriſche Holzbrücke trennt die Stadt von einem ſteilen Felſenhügel. Hier wohnt unter Heerden von halbwilden Hunden, welche dem unvorſichtigen Eindringling die Zähne zeigen, eine Colonie Zigeuner. Menſchen und Thiere hauſen unter Felſenſpalten in Erdhütten. Wenn ſie ein Gewerbe haben, ſo ſind ſie Köhler, Schmiede und Maurer. Die verhältnißmäßig angeſehenſten unter ihnen ſind die Muſikanten, welche 200 Häuſer längs der Stadtmauer bewohnen. Auf der andern Seite des Samoſch liegt ein angenehmer Spaziergang.

In der Mitte der Stadt iſt ein großer, ſchöner Marktplatz, auf dem eine gothiſche, zwiſchen 1404 — 1432 erbaute Kirche ſteht, das alte Rathhaus aber, deſſen Vorderſeite mit allegoriſchen Bildern geſchmückt war, iſt niedergeriſſen worden. Man beabſichtigt jetzt ein neues Ständehaus, ein Theater, ein Krankenhaus und ein Muſeum zu bauen.

Das katholiſche Lyceum iſt 1581 von dem Fürſten Stephan Bathory, mit der Beiſtimmung des Papſtes Gregor XIII., geſtiftet und den Jeſuiten übergeben worden. Die Schüler, welche ſehr zahlreich ſind, bleiben 12 Jahre, wenn ſie den Curſus ganz durchmachen wollen. Die Lehrer ſind meiſtens Geiſtliche und die Anſtalt ſteht wie alle andern katholiſchen Lyceen unter dem Biſchof von Carlsburg. Es bezieht von der aus Landesbeiträgen gebildeten Provinzialcaſſe eine Beiſteuer und genießt außerdem von der Stadt Clauſenburg einen Antheil an gewiſſen Zehnten, welche Gabriel Bethlen ganz

dem reformirten Lyceum bestimmt hatte. Dieser Stifter des reformirten Lyceums hat dieser Lehranstalt eine Rente von 16,000 Ctn. Salz, d. h. 32,000 Kreuzern oder 640 ungarischen Gulden ausgesetzt. Dies Lyceum zählt 500 Schüler und zerfällt in zwei Abtheilungen, deren untere von 8 Jahren Studium einem Gymnasium, deren obere einer Universität entspricht. Während der sechs letztern Jahre können die Zöglinge Mathematik, Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und seit 1836 auch Medizin studiren; auch hat dieses Lyceum eine schöne Bücherſammlung. Zu bemerken ist Clausenburg endlich als Geburtsort des Mathias Corvinus.

Südlich von Clausenburg liegt eine zweite römische Stadt, Thorenburg oder Thorda, von den Römern wegen seiner reichen Salzbergwerke Salinae genannt. Die kleinern Alterthümer, die man hier fand, sind nach Wien gekommen oder in Privatsammlungen durch Siebenbürgen zerstreut. Nur einige größere Bildwerke in halberhabener Arbeit finden sich hier und eine Meile vor der Stadt bei dem Dorfe Koppand Trümmer einer römischen Wasserleitung. Mehrere Kirchen und viele Privathäuser wurden 1455 mit Steinen aus den römischen Bauwerken aufgeführt. Noch vor zwei Jahrhunderten konnte man die Lage und den Plan der römischen Stadt deutlich erkennen. Die römische Citadelle stand auf der Höhe, welche noch heute War, die Burg, heißt. Damals sah man noch einen halbrunden Thorbogen aus großen viereckigen Steinen, die ohne Mörtel über einander gelegt waren. Auf diesem Thore stand eine Minerva. Der Bogen stürzte 1657 von selbst zusammen. Bei der Stadt liegt eine Ebene, das Kreuzfeld genannt, zu den Uebungen der Landwehr bestimmt und mehrmals durch Schlachten bezeichnet, seit den Zeiten des Trajan und Decebalus bis in die Türkenkriege zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Wallachen nennen noch heute diese Ebene Pratul lui Trajan, Pratum Trajani. Die Salzgruben der Römer waren sehr roh angelegt, nach der Tiefe sich zuspitzend, während unsre heutigen Berg-

werke nach unten ſich erweitern. Die römiſchen Gruben ſind jetzt verlaſſen; aber durch den Regen mit Waſſer angefüllt dienen ſie Kranken zu Salzbädern. Der ganze Landſtrich von Thorenburg bis nach dem ſüdweſtlich gelegenen Torotzko hin ſcheint durch eine furchtbare Erdumwälzung zerriſſen zu ſein. Ueberall zertrümmerte und geſpaltene Felſen, ſo zwiſchen Enyed und Torotzko eine enge, vielfach gewundene Schlucht zwiſchen rieſigen Felſen von $^3/_4$ Stunden Länge. Mit jeder Minute verändert ſich die Scene. Vorn neigen ſich die Felſen gegen einander oder ſtehen ſenkrecht zu beiden Seiten, gleiche Umriſſe zeigend, bis zu ſchwindelnder Höhe hinan. Dann und wann rauſcht ein Gießbach über den Weg, d. h. über den nackten Fels, in dem die Räder Geleiſe eingefahren haben. Hoch oben kreiſen die Adler. Sobald man in dem felſigen Gebirge von Torotzko angekommen iſt, ſieht man ſich von ſchönen Landſchaften umgeben und im Hintergrunde fließt der Aranyos oder Goldſtrom durch ein liebliches Thal. Torotzko iſt durch ſeine Eiſengruben berühmt, welche noch einer großen Ausbeute fähig ſind, doch hat man ſchon jetzt über 700 Klafter tief gearbeitet.

Die Bewohner dieſes Thales kleiden ſich auf eine Weiſe, welche ſie von allen andern Trachten Siebenbürgens unterſcheidet. Die Jungfrauen tragen auf dem Kopfe eine runde Scheibe von Goldſtoff, an die Parta der ungariſchen adeligen Damen erinnernd, von der eine Menge ſeidener Bänder herabhängen. Ueber dem Hemde, welches roth und ſchwarz geſtickt iſt, tragen ſie eine Art ſehr kurzes leinenes Camiſol, roth eingefaßt, auf der Bruſt offen und mit ſeidenen Bändern zugeſchnürt. Um die Hüfte gürten ſie eine ſcharlachrothe Huſarenbinde. Die Schürze von grüner Leinewand iſt mit orangefarbenen Stickereien verziert. Die Stiefel ſind roth, ihre Spitzen aufwärts gebogen, ihre Schäfte gefaltet, damit man ſie, wenn nöthig, höher hinaufziehen kann. Am Gürtel trägt das Mädchen ein ſeidenes Taſchentuch und an der Hand Manſchetten, ebenfalls von Seide. Nach der Verheirathung legen ſie einen ſehr feinen, weißen Schleier und eine weiße

Schürze an. Während des ersten Jahres der Ehe tragen sie ein Hemd mit kupfernen Flittern, sobald aber 12 Monate vorüber sind, verschließen sie es in ihren Koffer und ziehen es nicht wieder an. Alle tragen Pelze, deren Rückseite mit Blumen, die in Seide gestickt sind, geziert ist Diese Tracht ist in Torotzko wie in Sent György (St. Georg) fast dieselbe, nur daß sie in Torotzko viel reicher ist. Die Schnürsenkel, die Seidenbänder und die Manschetten sind mit Goldfäden gestickt und durchzogen. Die Männer tragen große schwarze Hüte mit rothen Schnüren und geblümten Bändern geschmückt. Ihr bauschiges, feinleinenes Hemd ist auf der Brust und an den Aermeln durchbrochen und gestickt, ebenso die langen Zipfel des Halstuches. Das Beinkleid von weißem Tuch ist roth eingefaßt und an den hohen schwarzen Stiefeln hängt eine baumwollene Quaste. Auf der Mitte des Hauptes gescheitelt, fällt ihr Haar in langen Locken herab und vermischt sich mit den Haaren des Pelzes. Seit unvordenklichen Zeiten kleiden sich diese Bauern so, ohne daß Jemand den Ursprung ihrer Tracht angeben könnte. Obgleich sie blos ungarisch sprechen, sind sie doch gewiß von fremdem Stamme. Fast alle sind von heller Gesichtsfarbe und blondem Haar und eine Sage, die unter ihnen herrscht, läßt sie aus Deutschland kommen.

Was der französische Berichterstatter, de Gérando, aus Unkunde auf Vermuthung und Volkssage gründet, der deutsche Ursprung dieser Bergwerkscolonie, ist urkundlich nachzuweisen. Es sind nämlich östreichische Bergleute aus der Eisenwurz*), welche schon vor dem Tartareneinfall des Bergbaus auf Eisen wegen berufen worden waren; als aber ihr Freiheitsbrief dabei verbrannte, so stellte ihnen Andreas II. 1291 eine neue Urkunde aus, wonach ihnen dieselben Rechte bewilligt wurden, wie den Eisenbergleuten in Oberöstreich. Sie standen unter selbstge-

*) Gegend im St. Pöltner Kreise Niederöstreichs, an der Quelle der Ips.

wählter Obrigkeit, mit Appellation an den Obergeſpann und König und hatten Wälder, Wieſen und Weiden eine Meile im Umfang für ihren Gebrauch. — Mehrere der Bauern von Torotzko verdanken der Arbeit in den Bergwerken eine gewiſſe Wohlhabenheit. Sie ſchicken ihre Kinder auf das Lyceum nach Clauſenburg. Wenn die Söhne ihre Studien vollendet haben, kehren ſie zu ihren Vätern zurück und werden wieder Landleute. Gérando beſuchte einen dieſer Bauern. Seine Wohnung ſchon verrieth einen vermögenden Mann. Die Zimmer waren mit geſtickten Leinwandſtreifen, die an den Wänden ausgeſpannt waren, tapezirt. Das Bett, mit Blumen gemalt, war bedeckt mit roth und blau geſtickten Kiſſen. Ein hölzerner, vergoldeter Kronleuchter hing an der Decke. Auf dem Tiſch ſah man ungariſche Zeitſchriften, an der Wand hing eine Guitarre und der Bauer äußerte, der Muſiklehrer ſeiner Tochter ſei eben weggegangen. Eine lange Vogelflinte, mehrere Gewehre und Piſtolen glänzten in einer Ecke, und auf dem Tiſch ſtand eine Stutzuhr, welche ungariſche Lieder ſpielte. An der Wand hingen die Bildniſſe von Setſchenji und Weſſelenji, deren Schriften der Bauer ſtudirte.

Einige Stunden von Torotzko, deſſen Berge Eiſen enthalten, und in geringer Entfernung vom Aranyos, deſſen Waſſer Gold führt, befinden ſich die Salzwerke von Maroſch-Uj-war, d. h. Neuſtadt am Maroſch. Dort, ſagt man, haben die Römer dem Maroſch eine andere Richtung gegeben, und man zeigt einen Hügel, den ſie aufgeworfen, um den Fluß abzudämmen. Ein Salzlager von faſt 3000 Fuß Länge und 2000 Fuß Breite ſtreckt ſich hier unter der Erde hin. In einer Tiefe von 10 Fuß trifft man ſchon auf Salz. Dieſes iſt die reichſte Salzgrube von Siebenbürgen. Außer ihr gibt es nur noch 5 in Siebenbürgen, man hat aber durch Bohren gefunden, daß über 150 Salzbergwerke noch eröffnet werden könnten. Dieſe unterirdiſchen Gänge, ringsum in das glänzende, funkelnde Salz ausgearbeitet und nach der Schnur geführt, ſind von zauberhafter Wirkung. Die marmorglatten Wände mit den blitzenden Kryſtallen darin

ſtrahlen das Licht tauſendfach wieder. Zerbrechliche hölzerne Treppen, die über grauſenhafte Abgründe führen und auf denen jeder Schritt feierlich wiederhallt, ſteigt man auf und ab, bis man in hohe gewölbte Räume tritt, deren Decke bei dem ſchwachen Lichte der Grubenlampen kaum wahrnehmbar iſt. Rieſige Pfeiler von Steinſalz tragen die Decke. Das Stroh, welches man zur Erleuchtung dieſer wunderbaren Hallen anzündet, knallt wie Flintenfeuer beim Verbrennen. Dort erblickt man wunderbare Moſaiken, welche die Natur gezeichnet, phantaſtiſche Geſtalten, die an den Wänden hinlaufen. Bald glänzt das Salz, bald iſt es dunkel. Dort iſt es herabgeſtürzt und ungeheure Blöcke liegen auf dem Boden. Von allen Bergwerken iſt ein Salzwerk das großartigſte, reinlichſte gefahrloſeſte, bequemſte, kurz das ſehenswertheſte und wir haben ganz in unſerer Nähe ein ſolches, das alle dieſe Eigenſchaften in hohem Grade beſitzt, das zu Wilhelmsglück bei Hall in Würtemberg. Die Bergwerke von Maroſch-Uj-war beſchäftigen 200 Arbeiter, welche das Salz in Blöcken von der Größe eines Kubikfußes herausarbeiten, die dann in ein Netz aus ſtarken Tauen gelegt und ſo herausgewunden werden. Die Benutzung dieſer Salzwerke geſchieht auf kaiſerliche Rechnung zu großem Schaden des Landes. Alle Unkoſten eingerechnet, kommt der Ctnr. dieſes unentbehrlichen Lebensbedürfniſſes die Verwaltung auf 17 kr. zu ſtehen und wird ſelbſt an Ort und Stelle den Siebenbürgenern für 3 fl. 18 kr. verkauft. Der größte Theil des Salzes geht auf der Maroſch nach Ungarn, wo der Ctnr. 6 fl. koſtet. Einiges geht auch außer Landes und um die Ausfuhr zu befördern, liefert man das Salz außerhalb des Königreichs zu einem niedrigeren Preiſe, ſo daß der König von Ungarn den Ungarn das Salz theurer verkauft, als den Türken. Das in Siebenbürgen gewonnene Salz wirft allein über 3½ Million fl. Conv. ab, die in die Regierungscaſſen fließen. Wenn die Regierung auch nur ihrem eignen Vortheil gemäß handeln wollte, müßte ſie dieſe übermäßig hohen Preiſe herabſetzen. Wie wir geſehen, beſteht ein großartiger

Schleichhandel mit Salz an der ausgedehnten, schwer zu bewachenden Grenze, der sogar die Beamten mit Salz versieht. Die Wallachen und Serbier verkaufen den Siebenbürgenern das Salz wieder, das sie als Fremde so wohlfeil aus Siebenbürgen bezogen, daß beide Theile ihren Vortheil dabei finden. Ursprünglich war der Bau auf Steinsalz in Ungarn und Siebenbürgen Privatleuten überlassen. Dann wurde er vom König übernommen und der Ertrag zählte unter die Einkünfte der Krone. Die Könige von Ungarn lieferten jährlich ihren Beamten eine gewisse Menge Salz; so bekam der Woywode von Siebenbürgen für 3000 fl., der Palatin von Ungarn für 2000 fl., der Ban von Croatien für 1000 fl. und der Statthalter von Ofen für 500 fl. Salz geliefert. Der Reichstag von Siebenbürgen beschäftigte sich 1562 zuerst mit den im Lande der Seckler liegenden Salzwerken. Diese Maßregel war durch die Bedürfnisse des Landes vorgeschrieben. Seit dieser Zeit verfügte der Reichstag stets über den Ertrag dieser Bergwerke und bezahlte damit gewöhnlich den Tribut an die Türken. 1613 beschloß er, daß die Salzwerke nie verpachtet werden dürften. Aber der Reichstag handelte diesem Beschluß 1665 selbst entgegen, indem er sie dem Fürsten verpfändete. Dadurch war aber nur der Nießbrauch, nicht der Besitz abgetreten und der Reichstag behauptete auch gegen die östreichische Herrschaft anfangs sein Eigenthumsrecht, und beschloß noch 1697, daß aus dem Ertrag einiger Salzwerke Truppen bezahlt und zur Erleichterung des Volkes die an Oestreich zu bezahlende Steuer aufgebracht werden sollte. Aber im Verlauf der Zeit machten die Kaiser die Salzwerke zu ihrem Eigenthum und erhöhten die Preise, ohne die Stände nur darum zu fragen. Außerdem hatten vor der östreichischen Herrschaft und als die Salzwerke schon für Rechnung des Staates bewirthschaftet wurden, die Edelleute, auf deren Grund und Boden die Salzlager sich befinden, das Recht, soviel Salz umsonst zu nehmen, als sie und ihre Bauern für sich bedurften; denn der Grundherr ist zu freier Benutzung seines Landes berechtigt. Die andern

Edelleute hatten ebenfalls dies Recht, mußten aber die Gewinnungskosten (Ordinarium) bezahlen. So allgemein war dieses Recht, daß man seiner nicht einmal Erwähnung that, als dem Fürsten die Nutznießung der Bergwerke überlassen wurde. Oestreich hat es abgeschafft. Es gestattet nur die Benutzung der Salzquellen an gewissen Tagen mit besonderer Bewilligung des Fiscus. Um die Besoldung der Beisitzer der königlichen Gerichtstafel festzusetzen, stellte der Reichstag den Preis des Salzes für die Edelleute auf 9 kr. den Ctnr. 1765 steigerte die Regierung für Bauern und Edelleute diesen Preis auf 50 kr.; dann auf 1 fl. 40 kr., endlich auf 3 fl. 18 kr. Auch den Sachsen, die nach dem Freiheitsbrief König Andreas II. dreimal des Jahres freies Salz bekamen, ist dieses Recht entzogen worden. Die Edelleute sahen die Salzsteuer als einen an ihnen begangenen Raub an und versuchten das, was sie als ihr Eigenthum ansahen, mit Gewalt wiederzunehmen, indem sie in die Bergwerke drangen und die königlichen Salzwagen unterwegs anfielen. Viele dieser Unglücklichen wurden niedergeschossen und noch jetzt wiederholen sich diese Auftritte von Zeit zu Zeit. Es ist sogar vorgefallen, daß der Fiscus die Steinsalzabfälle, die sich in den Gruben zu sehr aufhäuften, in solcher Menge in die Maroſch werfen ließ, daß die Fische daran starben. Der Reichstag richtete nachdrückliche Vorstellungen an den Kaiser und jetzt wird dieser Abfall den Armen zu einem billigeren Preise überlassen.

Carlsburg, als Bischofssitz die geistliche Hauptstadt der ungarischen Nation, eine Stadt von etwa 6000 Einwohnern, liegt auf der Stelle der römischen **Colonia Apulensis**, nach einem Bach bei der Stadt genannt, welche noch jetzt den Namen Ompoly führt. Man hat in der Stadt zahlreiche Inschriften und Bildsäulen gefunden und das ganze Thal des Baches bis Sard ist mit römischen Trümmern, wahrscheinlich von einer Wasserleitung, bedeckt. 1241 wurde die Stadt von den Tartaren gänzlich zerstört, und unter den bürgerlichen Kriegen ging das Aufbauen der Häuser so langsam vor sich, daß noch

1618 der Reichstag den in Hütten wohnenden Einwohnern bei Strafe gebieten mußte, Häuser, würdig eines Fürstensitzes, aufzubauen. Früher hieß die Stadt Alba Julia, unter Carl VI. ließ Prinz Eugen auf den Trümmern eines alten Schlosses eine Citadelle bauen, welche die einzige regelmäßige Festung von Siebenbürgen ist, und nannte die Stadt Carlsburg. Früher war Carlsburg oder wie es damals auf Ungarisch hieß: Fejerwar, auch die weltliche Hauptstadt des Landes. Hier hielten die Woywoden und Fürsten Siebenbürgens Hof. Unter der türkischen Herrschaft ging die Einsetzung der Fürsten des Landes mit folgenden Feierlichkeiten vor sich. Der Fürst, in vollständiger Nationaltracht, die Mütze mit einer Reiherfeder verziert, trat aus dem Pallaste. Voraus schritt der Großmarschall, der ihm die Thüre öffnete und hinten ging der Kanzler mit den Räthen. Er wurde mit großen Freudenbezeugungen von den Großen und den Kriegern zu Fuß und Pferd empfangen. Dann stieg er in einen Hängewagen, zur Rechten unterstützt vom Kanzler, und zur Linken vom Großmarschall*).

Da die Entfernung zwischen dem Pallaste und der Hauptkirche zum Erzengel Michael zu gering war, so begab sich der Zug um den großen Platz und durch die Vorstädte in folgender Ordnung. Zuerst der Anführer der deutschen Leibwache mit einer Schaar seiner Leute, dann der Großmarschall mit den durch einen Gesandten der Pforte übergebenen Zeichen der fürstlichen Würde, dem Scepter, den Ehrenkaftan, dem Banner und Streitkolben, Pferde mit prächtigen Decken geschmückt, der Staatswagen, in dem der Fürst saß, ihm gegenüber auf dem Rücksitz der Kanzler, welcher in einer Hülle aus Seide

*) Ein Hängewagen, zu damaliger Zeit etwas sehr seltenes und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Siebenbürgen üblich, war weiter nichts, als ein schmaler Kasten auf zwei Lederriemen, die von einer Achse zur andern gingen und von Zeit zu Zeit wieder angespannt werden mußten.

und Gold die türkiſche Ernennungsurkunde trug, zu beiden Seiten des Wagens Hofbediente, dann Regierungsräthe, die Richter der königlichen Tafel, die Obergeſpanne, Abgeordnete der Geſpannſchaften, Stühle und Städte, dann wieder Soldaten. So wendete ſich der Zug nach der Kirche, begrüßt von Trompetengeſchmetter und Kanonenſchüſſen. Geſtützt auf den Kanzler und den Großmarſchall ſtieg der Fürſt aus dem Wagen und trat, gefolgt von Großen des Reichs, welche die Reichskleinodien und die Einſetzungsurkunde trugen, in die Kirche, wo er einen Thron beſtieg. Nach einer Eröffnungsrede las der Kanzler die ungariſche Ueberſetzung der türkiſche Urkunde vor, woraus der Präſident des Reichstags dem Fürſten die Verfaſſung vorlas, welche der Fürſt beſchwor. Nach neuen, lärmenden Freudenbezeugungen kehrte dann der Zug in derſelben Ordnung in den Pallaſt zurück, wo ein prächtiges Gaſtmahl ſtattfand, auf das ein Ball folgte.

Der Schauplatz der Huldigung, die Michaelskirche, ſoll von Stephan dem Heiligen geſtiftet ſein. Sie ſteht nach mehrfachen Zerſtörungen jetzt in einem gothiſchen Styl erbaut da, der durch mehrfache geſchmackloſe neuere Zuthaten, z. B. ein Portal und einen Thurm, welche unter Carl VI. erbaut wurden, entſtellt iſt. Hier liegen viele Woywoden und Fürſten Siebenbürgens begraben. Neben der Kirche ſteht der Pallaſt des Biſchofs von Siebenbürgen, deſſen Sitz ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert in Carlsburg iſt. Er enthält eine Bücherſammlung von 25,000 Bänden, eine merkwürdige Sammlung mittelalterlicher Handſchriften, Münzen, römiſche Alterthümer, endlich eine Sternwarte, alles Stiftung des Biſchofs, Grafen Batthyany.

Sodann gibt es hier eine Münze, welche jährlich für 2 Millionen fl. Conv. Gold und Silber ausprägt, ein Zeughaus und ein katholiſches Gymnaſium.

Siebenter Abſchnitt.

Die Seckler.

Die Seckler ſollen die Ueberbleibſel des hunniſchen Reichs ſein, ein Völkchen, das in den einſamen Gebirgen Daciens ſich unvermiſcht erhielt. Bei ihnen findet ſich die Einrichtung des hunniſchen Heeres, ſoweit wir dieſelbe kennen, auf den Staat übertragen, überall herrſcht die freie Wahl vor, während das Reich Stephan's des Heiligen ſchon das Beſtreben zeigt, die Macht in einer Hand zu vereinigen und erblich zu machen. Nachdem im fünften Jahrhundert der Stamm Attila's ausgeſtorben war, wird der kleine Staat zur Republik und theilt ſich in Abtheilungen von 3—4000 Menſchen, Stühle genannt, deren es damals 6, jetzt noch 5 gibt. Der in Krieg und Frieden vorgeſetzte Häuptling jeden Stamms und ſeine Unterbeamten ſind vom Volke erwählt. Jeder Bürger iſt zugleich Krieger. Mehrmals im Jahre verſammeln ſich die Männer jeden Stuhls, um die Verwaltung der Beamten zu unterſuchen und Richter zu ernennen. Bei einer Frage, wobei der ganze Stamm betheiligt iſt, berathen und ſtimmen nur die Alten, während die jungen Leute mit gezogenen Säbeln im Kreiſe herumſtehen und ihnen zuhören. Als Stephan I. ſein Reich gründete, ließ er die Stühle fortbeſtehen, um aber keine Ausnahme von der einmal angenommenen Form zu machen, zählte er ihr Gebiet als eine einzige Geſpannſchaft. Jetzt wird der oberſte Beamte des Stuhles, der königliche Richter, vom Fürſten aus denen ihnen vom Volke vorgeſchlagenen Candidaten, gewählt. Jeder Stuhl iſt in Kreiſe getheilt, denen königliche Unterrichter vorſtehen und die wieder mehrere Unterabtheilungen unter Commiſſarien haben. Die königlichen Steuereinnehmer erheben die Abgaben und den Notaren liegt die Aufſicht über die Ar-

chive ob. Nach den Worten der Geſetze ſollten alle dieſe Beamten in voller Freiheit von dem Volke gewählt werden, aber die Regierung hat ſich nach und nach das Recht angeeignet, ihre Wahl zu billigen oder ungültig zu machen. Die allgemeine Verſammlung des Stuhls, marcalis sessio, wird alle drei Monate berufen, und läßt ſich von den Beamten Rechenſchaft über ihre Verwaltung ablegen und ernennt außerdem die Geſchworenen, welche bis zur nächſten Verſammlung Recht ſprechen. Ein Richter und zwölf Geſchworene bilden das Dorfgericht, forum pagense, welches über Gerichtsſachen von geringer Wichtigkeit bis 20 fl. entſcheidet. Außerdem beſteht ein Kreisgericht, sedes partialis, unter dem königlichen Unterrichter von ſieben Geſchwornen gebildet, und darüber das Stuhlgericht, sedes generalis, das aus zwölf Geſchworenen unter dem königlichen Richter zuſammengeſetzt iſt. Von hier aus können die Rechtsſachen noch vor die königliche Tafel, den Regierungsrath und in letzter Inſtanz an den Fürſten gehen. Dieſe Einrichtungen haben ein Alter von 13 Jahrhunderten; dabei herrſcht unter den Secklern die vollkommenſte Gleichheit, freier Mann und Freiherr iſt gleichbedeutend, wie dies meiſt in Ungarn auch der Fall war. Der adelige Seckler darf weder Titel noch Wappen führen. Die Familien, welche durch Ruhm ihrer Vorfahren oder durch Reichthum ein beſonderes Anſehen beſitzen, ſind vor dem Geſetze den Uebrigen völlig gleich. Die Edelleute dieſer erſten Claſſe heißen Primores, und müſſen im Fall eines Krieges mehrere Soldaten ausrüſten. Nach ihnen kommen die Primipili, welche zu Pferde fechten und endlich die Pixidarii oder Fußſoldaten. Dieſe Benennungen laſſen ſich leicht durch die kriegeriſche Verfaſſung des Stammes erklären; alle Seckler ſind im Frieden verpflichtet, die Grenze zu bewachen, im Kriege eine beſtimmte Anzahl Truppen zu ſtellen. Dabei bewaffnet ſich Jeder nach ſeinen Mitteln und ſo beſtimmt das Vermögen die Claſſe. Zur Entſchädigung für den Kriegsdienſt gewährten die Könige von Ungarn den Secklern mancherlei Vorrechte, unter andern die Steuerfreiheit. —

Wie sie bisher dargestellt worden, besteht die Verfassung der Seckler rechtlich, thatsächlich hat sie aber seit dem Fall der ungarischen Monarchie starke Veränderungen erlitten. 1562 empörten sich die Seckler, weil man ihre Vorrechte kränkte; nach Unterdrückung des Aufstands verloren viele Empörer ihre Freiheit und wurden Unterthanen der treu gebliebenen Primaten. Als im siebzehnten Jahrhundert Siebenbürgen an Oestreich fiel, bewilligte der Kaiser nicht, daß die ganze Nation Adelsrechte erhalte. Die der Primaten wurden geachtet, aber die zweite und dritte Classe mußten Steuer bezahlen, deren Betrag im Jahre 1842 auf 124,324 fl. Conv. sich belief, und Soldaten stellen. Trotz der Verletzungen, welche ihre Verfassung erlitten hat, heißen die Seckler immer noch nobiles und genießen die Vorrechte der Edelleute in Ungarn: Jagd- und Hutrecht, Freiheit von Frohnden für den Staat. Sie können nur von ihren eignen Gerichten verurtheilt werden und werden, außer bei entehrenden Verbrechen, nicht mit Untersuchungshaft belegt. Wenn keine männlichen Erben vorhanden sind, so erben die Töchter die Güter und bei gänzlichem Mangel an Erben folgt der Nachbar, nicht der Fiscus, im Besitz nach.

Ihren Kriegsmuth haben sie immer bewährt. Zur Tartarenzeit wurde bei einem Einfall derselben ein blutiger Säbel von Hütte zu Hütte getragen und sogleich trat die Landwehr unter selbstgewählten Führern zusammen. Bei ihrem Aufstand von 1562 hatten sie 40,000 Mann, ein Viertel der ganzen Bevölkerung, unter den Waffen. Für den Türkenkrieg von 1692 boten sie freiwillig 22,000 fl. und für das folgende Jahr die doppelte Summe. Nebst seiner kriegerischen hat das Secklervolk auch viel juristische Streitlust. Das kriegerischste Volk des Alterthums, die Römer, hatten das am Scharfsinnigsten entwickelte Gesetzbuch und die heutigen Normannen in Frankreich, die Nachkommen jenes Volkes, das trotz seiner geringen Anzahl das Abendland von Skandinavien bis Sicilien eroberte, sind in Frankreich durch ihre Prozeßsucht bekannt. Auch die streitbaren Ungarn

hatten zu einer Zeit, als fast ganz Europa nur Partikularrechte hatte, schon im 15. Jahrhundert ihr noch jetzt allgemein gültiges Gesetzbuch, und die Rechtswissenschaft macht einen Theil der allgemeinen höhern Bildung aus und wird an Lyceen gelehrt. Es scheint, daß gerade solche kriegerische Völker, bei denen Streitigkeiten, welche passive Stämme, die eher ein Unrecht hinnehmen würden, gar nicht erheben, zu blutigen Auftritte führen könnten, die Ausbildung eines rechtlichen Zustandes frühzeitig als Bedürfniß gefühlt haben. Von den 687 Advocaten Siebenbürgens kommen nur 43 auf die sächsische Nation. Bei solchen Wortwechseln begegnen die Seckler einander mit großer Höflichkeit, reden sich mit „Bruder" an, bleiben ernst und würdevoll und schreien nicht, wie die Wallachen fast ohne alle Veranlassung thun. Im Allgemeinen sind die Seckler groß, wohlgebaut und kräftig, ihr Schnurrbart ist schwarz, ihr Gesicht regelmäßig und von weniger orientalischem Schnitt, als das der Ungarn. Sie tragen die Haare entweder kurz oder sie flechten oder knüpfen sie zusammen und lassen sie auf die eine Schulter herabhängen. Sie kleiden sich gern in Leinwand nach ungarischer Sitte und halten ihre Häuser reinlich. Sie besitzen ein starkes Nationalgefühl und entschließen sich schwer, eine fremde Sprache zu sprechen. In allen andern Gegenden verstehen sich die Wallachen nicht dazu, das Magyarische zu lernen; um sich mit ihnen zu verständigen, müssen die Sachsen und Ungarn die romanische Sprache kennen. Unter den Secklern aber verlieren die Rumans ihre Sprache und Nationalität. Man zählt jetzt ziemlich viele Seckler, die sich zur griechischen Religion bekennen. Es sind das nichts als entnationalisirte Wallachen.

Die Seckler stehen in beständiger Verbindung mit den etwa 50,000 Magyaren, welche in der Moldau wohnen, wovon ungefähr 15,000 Cumanen und 35,000 Seckler sind. Die Moldau hieß im Mittelalter Cumania, weil ein magyarischer Stamm, die Cumanen, sich dieses Landstrichs bemächtigten, während die Magyaren Arpad's sich an den Ufern der Theiß niederließen. Nach Eroberung

des Landes lagen die Cumanen in beständigen Kämpfen mit den benachbarten Fürsten und machten selbst Einfälle in Siebenbürgen. Nachdem Robert, Bischof von Gran, sie im Anfang des 13. Jahrhunderts zum Christenthum bekehrt hatte, wurden sie vom König Ludwig I. unterworfen und blieben Unterthanen Ungarns bis zur Schlacht von Mohatsch. Nun kam die Moldau in die Gewalt der Türken. Während dieser Reihe von Jahren sahen sich die Cumanen an Zahl überwogen von den alten Besitzern des Landes, mit denen sie sich vermischt hatten, und sie wären vielleicht ganz verschwunden, wenn nicht Zuzüge von den Siebenbürger Secklern stattgefunden hätten. Die Auswanderung der Seckler nach der Moldau hat nie aufgehört, theils aus politischen Gründen, wie 1719, als die Grenzregimenter gebildet wurden, theils 1817 aus Hungersnoth. Manche blieben nicht in der Moldau, sondern zogen weiter bis Bessarabien. Die Ungarn in der Moldau sind meist Handwerker und zeichnen sich vor den Moldauern durch Thätigkeit, Reinlichkeit, Gastfreundschaft und Gemeinsinn aus. Sie kleiden und nähren sich besser als die Moldauer und holen ihre Frauen aus Siebenbürgen. Von den Wallachen haben sie jedoch manche Gebräuche der griechischen Kirche angenommen; sie tragen ihre Todten auf offenen Bahren und stellen auf die Gräber Brot, Wein und Kerzen, was den Priestern zu Gute kommt. Die Zahl der Ungarn in der Moldau vermindert sich und sie verschwinden allmälig unter der andern Bevölkerung. Sie besitzen nur wenig Schulen und keine andern Priester als die, welche die römische Propaganda schickt. Diese Italiener geben sich keine Mühe, die ungarische Sprache zu erlernen, so daß sie weder predigen, noch das Volk unterrichten können und sich auf das Messelesen beschränken. Sie fordern das Doppelte von dem, was ihnen für Trauungen und Taufen zukommt und lassen die Sterbenden oft zehn Meilen weit auf schlechten Karren herbeischaffen, um ihnen die letzte Oelung zu geben. Die wallachischen Popen benutzen dies. Sie besuchen die von der Pfarrkirche entlegenen Dörfer, wohin die

römiſchen Geiſtlichen nur ſelten kommen, und reden den Bauern zu, ihre Religion zu ändern, wobei ſie oft ihren Zweck erreichen, zumal, wenn der Gutsherr ſich als Pathe anbietet. Mit der griechiſchen Religion nehmen ſie zugleich die wallachiſche Sprache an und verlieren ihre Nationalität.

Die Hauptſtadt des Secklerlandes iſt Maroſch Vaſarhely, von 10,000 Einwohnern, eine Stadt echt magyariſchen Ausſehens, mit großen Plätzen, breiten, mit Sand beſtreuten oder ſchlecht gepflaſterten Straßen und niedrigen Häuſern. Herden von Ochſen und Büffeln ſpazieren als Herren in der Stadt herum. Einige von dem Adel vor ſeiner Auswanderung erbaute Palläſte erinnern an den alten Glanz der Stadt. Inmitten ernſter Fußgänger erblickt man einige patriarchaliſche Fuhrwerke von alter Form. Hier findet man weder den ariſtokratiſchen Charakter Clauſenburgs, noch den bürgerlichen der kleinen ſächſiſchen Städte. Vaſarhely, welches zum Theil auf einem Hügel liegt, beſitzt eine Citadelle, die nicht mehr beſetzt iſt, und mehrere Kirchen, auch eine öffentliche Bücherſammlung von 60,000 Bänden, welche der Graf Samuel Teleki, der zu Anfang dieſes Jahrhunderts Kanzler von Siebenbürgen war, der Stadt geſchenkt hat. Zugleich vermachte er die nothwendige Summe zu ihrer Vermehrung und zur Beſoldung des Bibliothekars. Maroſch Vaſarhely beſitzt ein bedeutendes reformirtes Lyceum, dem die Regierung alle Unterſtützung verweigert, daher es nur durch die Schenkungen der reformirten Seckler und Ungarn kümmerlich beſteht. Es werden dort auch Naturwiſſenſchaften und Rechtskunde gelehrt. Urſprünglich wurde dieſe Lehranſtalt 1550 in Saroſch Patok in Ungarn geſtiftet, und blühte um 1611 unter dem Schutze Georg's I. Rakotzy. Nach dem Tode ſeines Sohnes Georg II. ſank es, und endlich gelang es den Jeſuiten, ſeine Aufhebung zu bewirken. Lehrer und Schüler irrten in Siebenbürgen herum und nach langen Zögerungen ließ ſich ein großer Theil in Fejerwar (Carlsburg) nieder. Hier blieben ſie acht Jahre, wo ſie ſich denn abermals gezwun-

gen sahen, auszuwandern. Sie reisten, 350 Mann stark, ab und zogen nach Kaschau, wo sie ihre Studien wieder aufnahmen. Von dort vertrieb sie der Aufstand Rakotzy's und sie flüchteten 1705 nach Saroſch Patok, von wo ihre Vorgänger vor 34 Jahren verbannt worden waren. Schließlich wendeten sie sich nach Siebenbürgen und ließen sich in Maroſch Vasarhely nieder, wo sie sich mit einer schon bestehenden reformirten Schule vereinigten. Hier ist auch der oberste Gerichtshof, die königliche Tafel, welche in erster Instanz urtheilt, aber für manche Fälle auch als Obergericht gilt. Sie besteht aus einem Präsidenten, drei Richtern, die vom König aus einer vom Reichstag entworfenen Liste gewählt sind, aus zwölf wirklichen und ebenso viel überzähligen Beisitzern, die der König auf den Vorschlag der Regierung von Siebenbürgen ernennt. Die überzähligen haben für gewöhnlich nur eine berathende Stimme, und nur, wenn einer der wirklichen Richter fehlt, tritt einer von ihnen an dessen Stelle ein. Bei der Wahl der Mitglieder dieses Gerichtshofs wird immer auf gleiche Vertretung der vier anerkannten Bekenntnisse gesehen. Ein Staatsanwalt und eine Kanzlei vervollständigen das Personal der königlichen Tafel, von der man an die siebenbürgische Regierung in Clausenburg und dann an den König appelliren kann. In Fällen von Hochverrath bildet der Reichstag den Gerichtshof. Von den drei Untergerichten, welche unter der königlichen Tafel stehen, ist schon früher die Rede gewesen (S. 146). In Maroſch Vasarhely wurde 1707 dem Franz Rakotzy als Fürsten von Siebenbürgen gehuldigt.

Die Hauptstadt oder vielmehr die einzige Stadt des Haromſek, d. h. der drei südlichen Stühle des Seckler-landes, welcher eine fruchtbare Ebene ist, ist Kesdi Vasarhely, auf dem Platze der römischen Colonie **Praetoria Augusta** gelegen. Der Name Vasarhely bedeutet Markt-stadt, Vasar ist Basar. Die Stadt von nur 4000 Einwohnern hat nichts Merkwürdiges, als die vom Kaiser Franz II. errichtete Kriegsschule für 100 Soldatenkinder, aus denen Offiziere für die Grenzregimenter gebildet wer-

den. Die Schule ist gut unterhalten und man findet in ihr das Gepräge der Ordnung und Regelmäßigkeit, welches alle Kriegsschulen auszeichnet. Die Waffen der Schüler, kleine Säbel und leichte Büchsen, hängen an den Wänden der Gänge. Die Studiensäle sind reinlich und luftig, die Büchersammlung besteht aus ungarischen und deutschen Werken. Gelehrt werden in ungarischer und deutscher Sprache: Geschichte, Geographie, Mathematik, Zeichnen, ferner Fechten und Turnen.

Die den Haromsek bewohnenden Seckler besitzen außer der Pferdezucht und dem Ackerbau noch eine Hülfsquelle besonderer Art. Sie haben große Herden, welche während des Sommers in Siebenbürgen weiden und mit dem nahenden Winter über die Donau auf türkisches Gebiet getrieben werden. Dieses Weiderecht besitzen sie durch den Frieden von Carlowitz. Früher war es die Gewohnheit aller siebenbürgischen Herren, zu Zeiten, wo das Land den beständigen Einfällen der Tartaren ausgesetzt war, sich eine ähnliche Hülfsquelle aufzusparen. Sie hatten in ihrem Dienste Hirten, welche ihre einsamen Thäler nur verließen, um die Herden nach der Wallachei zu führen. War der Krieg beendigt und die Straßen wieder sicher, so kehrten die Hirten nach Siebenbürgen zurück und legten ihren Herren Rechenschaft über den gemachten Gewinn ab. Oft vergingen ganze Jahre, ehe sie wieder zurückkehren konnten. Aber sobald der Friede geschlossen war, verfehlten sie nie, sich auf das Schloß zu begeben, und man kennt kein einziges Beispiel der Unehrlichkeit. Die Hirten waren in ebensoviel kleine Republiken getheilt, als sie Thäler bewohnten. Das Haupt jeder Familie war zugleich Priester und Richter, denn sie hatten keine Geistlichen, obgleich sie sich zur reformirten Confession hielten. Wenn sie ihre Töchter verheiratheten, kamen sie zuweilen zu ihren Herren, um dort die Hochzeit zu feiern. Milch und Käse sind ihre Nahrung, ihre Kleidung machen sie selbst aus Schaffellen; Höhlen sind ihre Wohnungen.

Achter Abschnitt.

Die Sachsen in Siebenbürgen.

Das Land der Sachsen unterscheidet sich von dem Gebiet der Magyaren durch sein demokratisches Ansehen, wie durch die Tracht, die Sitten und das Aeußere seiner Bewohner. Auf dem Lande erblickt man hier keine herrschaftlichen Häuser, Nichts, was das Daseyn eines Lehnsherrn verräth. Die Rinder- und Pferdeherden, welche in der Umgebung des Dorfes weiden, gehören nur den Bauern, und man bemerkt auf den ersten Blick, daß unter den Bewohnern eine Art republikanische Gleichheit herrscht.

Die Sachsen haben in der That eine besondere Stellung in Siebenbürgen. Sie haben das Land nicht erobert, wie die Magyaren; sie sind dessen nicht beraubt worden, wie die Wallachen, sind also weder Herren noch Ueberwundene, sondern blos Unterthanen des Königs und ihr Land heißt fundus regius, Königsgrund. Nach Siebenbürgen zur Gesittung und Vertheidigung des Landes, zur Bevölkerung und dem Anbau des Bodens gerufen, brachten sie in ihrer Eigenschaft als Colonisten die Keime der Gleichheit mit, die sie in ihren Einrichtungen weiter entwickelten.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts, unter der Regierung Geisa II., erschienen die ersten Sachsen in Siebenbürgen. Dieser Fürst gewährte ihnen verschiedene Freiheiten, die von Andreas II. bestätigt wurden. Der Freiheitsbrief des Andreas, hundert Jahre später, von Carl I. aus dem Hause Anjou bestätigt, regelte die Rechte und Pflichten der Sachsen. „Das ganze Land zwischen Maroſch und Aluta mit dem Lande der Seckler, Sebes

und Doroz gehört einem einzigen Volke und steht unter der Gerichtsbarkeit des Grafen von Hermannstadt. Die Sachsen haben jährlich 500 Mark Silber zu bezahlen; sie haben 500 Soldaten auszurüsten, wenn der König selbst das Heer führt und der Krieg im Lande ist, hundert, wenn es außer Landes geht, und nur fünfzig, wenn ein Magnat das Heer anführt.

Die Sachsen wählen selbst ihre Priester, denen sie den Zehnten bezahlen; der erste Geistliche des Sachsenlandes, der Probst von Hermannstadt, steht nicht unter dem Bischof von Siebenbürgen, sondern unmittelbar unter dem Papst. Sie haben freien Holzschlag in den Wäldern der Wallachen; an den Festtagen St. Georg, St. Stephan und St. Martin haben sie das Recht, acht Tage lang unentgeltlich Salz zu holen. Die Magyaren dürfen keine Güter auf dem Gebiet der Sachsen besitzen. Die Sachsen müssen dreimal den König freihalten, wenn er zu ihnen kommt, und zweimal den Woywoden, wenn er in Regierungsgeschäften ihr Land besucht. Die Kaufleute können frei durch das ganze Reich gehen und bezahlen nirgends Zölle und Abgaben; ihre Jahrmärkte sind abgabenfrei."

Diese Urkunde, welche den Sachsen so ausgedehnte Rechte gewährt, zeigt, welchen Werth die Könige auf das Bestehen einer deutschen Colonie in Siebenbürgen legten. Mit der Zeit hat sie einige Veränderungen erlitten, besonders ist ihr Land nicht in den alten Grenzen geblieben; als deutsches Land ist es in drei Stücke zerrissen worden, und während Theile des Gebiets zwischen den beiden Grenzflüssen den Magyaren anheim fielen, liegen die deutsche Bistritz und ein Theil des Kronstädter Bezirks über diese Grenzen hinaus; indeß ist der Umfang eher vergrößert als verringert worden. Das Land der Sachsen wurde lange Zeit nach dem Nürnberger Stadtrecht regiert, das hier zur selben Zeit Eingang fand, wie das Breslauer in Polen und das Bremische in Lievland. Im sechszehnten Jahrhundert wurden die Gemeindegesetze zusammengestellt und von Stephan Bathory, sowie später von Kai-

ſer Leopold beſtätigt. Sie bilden noch jetzt die Grundlage der Organiſation des Sachſenbodens.

An der Spitze ſteht die allgemeine Volksverſammlung, Universitas nationis saxonicae, welche die Oberleitung der Staatsgeſchäfte hat und unmittelbar unter dem Könige ſteht. Sie beſteht aus zwei und zwanzig frei erwählten Mitgliedern, welche alle Jahre am Katharinentage in Hermannſtadt zuſammenkommen und mehrere Wochen lang ihre Sitzungen halten. Der Vorſtand dieſer Verſammlung iſt das Oberhaupt der ſächſiſchen Nation, der ſogenannte Graf, was indeſſen ein bloßer Amtstitel iſt, denn der jetzige heißt Johann Wachsmann. Dieſer Graf der Sachſen wurde ehedem vom Könige erwählt, dann zur Zeit der ſiebenbürgiſchen Fürſten von den Sachſen ſelbſt, jetzt hat wieder der Kaiſer-König das Recht ihn zu ernennen. Er iſt Mitglied des Regierungsrathes, der in Kronſtadt ſeine Sitzungen hält, wacht über die Ausführung der königlichen Verordnungen und beruft die Reſtaurationen, d. h. die Verſammlungen, welche die Beamten ernennen, und beaufſichtigt die Verwaltung und das Finanzweſen; für die laufenden Geſchäfte hat er eine beſondere Kanzlei. Das Land der Sachſen wird in neun Stühle innerhalb der alten Grenzflüſſe und zwei ſpäter hinzugekommene Diſtrikte getheilt. Die Stühle ſind die von Hermannſtadt, Mediaſch, Müllenbach, Großſchenk, Reps, Leſchkirch, Reißmarkt, Broos oder Saßwaros, Schäßburg oder Segeswar, die Diſtrikte die von Kronſtadt und Biſtritz. Ihre Einwohner belaufen ſich im Ganzen auf 300,000, welche etwas über 600,000 fl. Conv. Steuern bezahlen. An der Spitze jedes dieſer Kreiſe ſteht ein Oberbeamter, der nach den verſchiedenen Oertlichkeiten Bürgermeiſter, Oberrichter oder königlicher Richter heißt und ſeinen Sitz im Hauptorte hat. Ihm iſt der Kreis- oder Stuhlrichter untergeordnet, dem die Rechtspflege obliegt. Wenn der Hauptort des Kreiſes eine freie Stadt iſt, ſo ſteht dem erſten Beamten ein Stadtrath zu Seite; ſodann hat jeder Kreis ſein Archiv, ſeine Kaſſe und ſeinen Steuereinnehmer. Den Beamten zur Seite oder ge-

genüber ſteht mit ſehr ausgedehnten Rechten ein Gemeinderath in jeder Stadt und jedem Flecken, der die Abgeordneten zum Reichstag oder zu der Volksverſammlung ernennt. In Streitfällen zwiſchen den königlichen Beamten und den Bürgervertretern entſcheidet die Nationalverſammlung.

Dieſe Theilung der Gewalt zwiſchen Beamten und Bürgern findet ſich auch in den Dörfern wieder. Hier ſtehen auf der einen Seite die Aelteſten, auf der andern die Richter und mehrere Geſchworene. Ueber ihnen ſteht ein Inſpector, der ſie mit der Oberbehörde des Stuhles in Verbindung ſetzt. Eine beſondere Verſammlung kommt jährlich zweimal in jedem Stuhl oder Diſtrikt zuſammen, um die Angelegenheiten des Kreiſes zu beſorgen. Sie beſteht aus zwei Abgeordneten jedes Dorfes und aus einer gewiſſen Anzahl von Deputirten aus dem Hauptorte, und wählt, allein oder unter Mitwirkung des Gemeinderaths, die Beamten des Stuhls. Der Gemeinderath erneuert ſich aus ſich ſelbſt, die Beamten des Dorfs wählt die Gemeinde, meiſt auf zwei Jahre. Außer den „freien Städten" gibt es nur wenige, welche unter den Stühlen ſtehen und an den Vorrechten der freien keinen Theil haben; ihr Magiſtrat wird von dem erſten königlichen Beamten ernannt, alle aber haben freie Gerichtsbarkeit. Steuerfreie gibt es nicht, überhaupt keinen Adel; die, welche einen Adelstitel führen, zählen als ungariſche Magnaten. Wir ſehen alſo hier an der türkiſchen Grenze die alte deutſche Bürgerfreiheit in ihren Grundzügen erhalten und mit der ariſtokratiſchen Verfaſſung einer Provinz vereinigt, welche ein Theil eines abſolut regierten Reiches iſt, eine Verbindung, welche wohl nicht zum zweitenmale vorkommt. Dieſe alt germaniſche Freiheit hat die Sachſen nicht nur in den blutigen Kämpfen von Jahrhunderten aufrecht erhalten, ſondern ſie bis heute die Bewahrer von Wiſſenſchaft, Kunſt, Alterthumskunde, Geſchichte, kurz von allem Edlen, an dieſer Schwelle der Cultur bleiben laſſen. Erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts hat die Regierung eine größere

Einmischung in ihre Verwaltung erlangt, ihre Rechtspflege blieb aber unverändert und hat durch das Verhältniß der Sachsen zum ganzen Land und zum Kaiser die Eigenthümlichkeit von fünf Instanzen, nämlich drei auf Sachsenboden: Ortsrichter, Stuhlamt, Nationalversammlung, von denen man noch an den siebenbürgischen Regierungsrath und endlich an den König Berufung einlegen kann.

Die Sachsen sind sämmtlich Lutheraner; ihre Geistlichen, die gebildetsten des Landes, studiren auf deutschen Universitäten; sie sind gut bezahlt, haben Grundbesitz und erhalten die Zehnten, müssen aber wegen der Ausdehnung ihrer Kirchspiele sich einen oder zwei Vicare halten. Nach dem Freiheitsbrief des Königs Andreas wählen die Bürger und Bauern selbst ihre Pfarrer. Wenn eine Pfarre erledigt ist, so entwerfen der Decan und der Syndicus des Bezirks im Verein mit dem Bürgermeister, dem Stuhlrichter und dem ältesten Gemeinderath eine Liste von sechs Candidaten, welche nach dem Gottesdienst, nachdem sich die Frauen und jungen Leute entfernt haben, verlesen wird. Jeder verheirathete Hausbesitzer geht zum Altare und gibt im Geheimen seine Stimme ab; der von der Mehrheit Gewählte wird von der Regierung bestätigt.

Die alten Dorfkirchen sind beinahe immer von festen Mauern umgeben, denn wie in Deutschland dienten die Kirchen und Kirchhöfe als Festungen, wohin bei den Einfällen der Tartaren die Bauern die Ihrigen und ihre Habseligkeiten flüchteten. Die Ungarn bewiesen nicht dieselbe Sorge für die Zukunft und sahen sich oft genöthigt, den Schutz dieser Festen aufzusuchen. Heutzutage hat die befestigte Umgebung der sächsischen Kirchen eine friedlichere Bestimmung. Man findet zuweilen, daß sie innen Nischen enthält, welche mit wohlverwahrten Thüren geschlossen sind und in welche die Bauern ihre besten Habseligkeiten aufbewahren. Im Allgemeinen wird der Reisende im Lande der Sachsen durch den größern Reichthum an alten Denkmälern, dem übrigen Siebenbürgen gegenüber, überrascht. In ihren Städten deuten alte Kirchen

und Mauern auf eine ruhmreiche Vergangenheit. Die beiden größten Städte, durch deren Aufblühen viele andre gelitten haben, sind Hermannstadt von 20,000 und Kronstadt von mehr als 30,000 Einwohnern. Trotz seiner geringern Einwohnerzahl ist Hermannstadt der wichtigste Punkt des Sachsenbodens, da es eine reine deutsche Bevölkerung enthält, während in Kronstadt alle Stämme Siebenbürgens vertreten sind.

Hermannstadt ist nie von den Türken erobert worden, jetzt sprengen aber die Bewohner selbst ihre festen Mauern, um die Stadt zu erweitern Der untere Theil der Stadt besteht aus schmalen, krummen Gassen, noch mehr verengt durch steile und enge Treppen und aus Häusern mit Giebeldächern, der obere Theil hat neuere Gebäude und anmuthige Spaziergänge. Die lutherische Hauptkirche ist die einzige, welche ihre gemalten Fenster behalten hat; sie besitzt außerdem schöne altdeutsche Gemälde und denkwürdige Gräber. Der Statthalter Siebenbürgens unter Maria Theresia, Bruckenthal, gründete eine öffentliche Büchersammlung von 18,000 Bänden, eine Gemäldegalerie, eine Sammlung von den Alterthümern und mineralogischen Schätzen des Landes, von Waffen und Münzen und bestimmte die Zinsen, 30,000 Gulden, zu deren Unterhaltung. Hier spielt im Sommer das deutsche Theater, welches im Winter nach Kronstadt geht. Hermannstadt hat eine schöne Lage, lebhaften Handel und einige Fabriken, und das benachbarte Dorf Heltau, von 3000 Einwohnern, ist fast ausschließlich mit der Verfertigung eines starken weißen Tuchs beschäftigt und sehr wohlhabend. Die Männer tragen dort ungarische Beinkleider und hohe Stiefel, ein Camisol von Leder und einen Mantel von weißem Tuch mit rothen Stickereien, einem viereckigen Kragen und weiten, langen Aermeln. Die Frauen tragen einen weißen Schleier auf dem Kopf und die Jungfrauen eine Art Tschako von schwarzem Sammt.

Die Gegend von Hermannstadt ist der Schauplatz vieler wichtigen Ereignisse gewesen; denn häufig drangen aus der Wallachei die Feinde in das Land. Durch dieses

Thor ſchickte der Sultan ſeine ſchrecklichen Janitſcharen, welche ebenſo von denen gefürchtet waren, welche ſie bekämpfen ſollten, wie von den Verbündeten, denen ſie zu Hülfe zogen. Dieſer Landſtrich war der erſte, welcher ſich dem Emmerich Tököly unterwarf, als dieſer das Fürſtenthum Siebenbürgen an der Spitze von Türken und unzufriedenen Ungarn beanſpruchte.

Der rothe Thurmpaß bietet von Hermannſtadt aus den Weg zur Wallachei. Die Aluta durchbricht hier in vielen Windungen die ſteile Bergkette zwiſchen Siebenbürgen und der Wallachei und hoch über ihr führt in den Felſen gehauen eine Straße, welche durch eine Schanze vertheidigt und durch eine Quarantäneanſtalt geſchloſſen iſt.

Der oben erwähnte, den Sachſen in der Mitte des von Andreas ihnen angewieſenen Gebietes entriſſene Landestheil liegt nach der Wallachei zu und iſt von Deutſchen, Wallachen und Magyaren bewohnt, von denen die letzten die wenigſt zahlreichen ſind. Im äußern Anſehen zeigt dies Land keine Abweichung vom Sachſenboden, es ſind noch immer die gleich gut bewirthſchafteten Felder, dieſelben Dörfer von gleichförmig guter Bauart, dieſelbe Sprache, Geſichtsbildung und Tracht. Dies Land iſt das Gebiet von Fogaraſch, das, nachdem es öfter ſeinen Beſitzer gewechſelt hatte, von wallachiſchen Woywoden an ſiebenbürgiſche Fürſten übergegangen war, endlich an Leopold I. fiel, deſſen Nachfolger 1764 die ſächſiſche Nation gegen 200,000 fl. auf 99 Jahre damit belehnte.

Kronſtadt, das 1789 nur 18,000 Einwohner zählte, hat jetzt über 30,000. Seine Lage iſt ſehr eigenthümlich. Es liegt in einem engen Gebirgskeſſel, den es faſt ganz ausfüllt, ſo daß faſt überall die Mauer an den Berg hinan gebaut iſt. So erblickt man überall über den Straßen, Plätzen und Häuſern grüne Abhänge, auf denen das Auge von dem blendenden Weiß der Mauern ausruhen kann. Dieſes Becken öffnet ſich nur nach Marienburg zu und von hier aus ſieht man die Stadt allmälig in die Höhe ſteigen, wie eine Inſel aus dem Meere, kommt man dagegen auf der Straße von Her-

mannstadt an, so sieht man plötzlich seinen Mauergürtel sich ausbreiten. Kronstadt hat ein eigenthümliches Aussehen. Seine Straßen sind voll von Leuten, nicht allein von allen Stämmen Siebenbürgens, sondern auch aus den benachbarten Ländern. Man merkt, daß man an der Grenze der Türkei ist. Lebhafte und gewandte Griechen gehen auf den Spaziergängen an ernsten Männern mit langen seidenen Kleidern vorüber, welche mit Würde ihre langen Pfeifen rauchen. Während der schönen Jahreszeit bleiben die Bojaren, welche die Bäder Siebenbürgens gebrauchen, mit zahlreichem Gefolge einige Tage auf der Durchreise hier. Die verschiedenen Trachten dieser Gäste, welche Geschäfte oder Vergnügen nach Kronstadt führen, geben der Stadt ein orientalisches Gepräge. Man wird mit türkischen Süßigkeiten und arabischem Caffee unter einem luftigen Kiosk beim Rauschen eines Springbrunnens bewirthet. — Weniger glücklich als Hermannstadt hat Kronstadt den meisten Antheil an den Leiden Siebenbürgens genommen, sowohl in den Kämpfen gegen die Ungläubigen, als in den Bürgerkriegen Siebenbürgens; 1236 und zum zweitenmale hundert Jahre später, wurde es von den Tartaren zerstört, Amurath II. eroberte es dreimal binnen sechzehn Jahren und führte alle Senatoren mit fort, auf die Belagerung durch den siebenbürgischen Kronbewerber Zapolya 1527 folgte nach drei Jahren eine Erstürmung durch die Türken, welche die Einwohner in die Sklaverei führten. Gegen den bekannten Gabriel Bethlen, gewöhnlich Bethlen Gabor genannt, führte der Bürgermeister Weiß, wie einst der kühne Bürgermeister Jürge Wollenweber von Lübeck gegen die Krone Dänemark, drei Jahre lang einen glücklichen Krieg. Es gelang ihm mehrere Städte zu erobern und 1611 den Fürsten von Siebenbürgen in Hermannstadt zu belagern, ja sogar den türkischen Pascha, Bethlen's Bundesgenossen, durch Ueberredung zur Rückkehr nach der Türkei zu veranlassen, endlich aber unterlag Weiß in dem ungleichen Kampfe und fiel in der Schlacht von Marien-

burg*). Nicht weniger als durch Kriegsnoth litt Kronstadt durch Pest, Erdbeben, Stürme und Heuschrecken, jetzt aber hat es diese bösen Tagen vergessen und ist der blühendste Ort Siebenbürgens, ein Hauptort für Gewerbfleiß, besonders Tuchfabrikation, und Handel. Nach der Wallachei führt es Wagen, Seile, Tuch, Eisen- und Kupferwaaren und Branntwein aus, nach Oestreich besonders Wolle. Außerdem hat die Stadt in ihren Mauern eins der besten und am meisten besuchten Lyceen, welche die Lutheraner in Siebenbürgen besitzen. Die Uebrigen sind in Hermannstadt, Schäsburg, Mediasch und Bistritz.

Die Studenten, welche man auf jedem Schritt in den Straßen begegnet, haben eine eigenthümliche Tracht. Sie tragen große Stiefel, schwarze Hosen und einen kurzen Rock von derselben Farbe, der auf der Brust mit langen silbernen Spangen zugeknöpft ist, welche so dicht bei einander stehen, daß sie sich fast wie ein Panzer ausnehmen. Um den Leib tragen sie einen Sammtgürtel und um die Schultern hängt ein schwarzer Mantel, der durch eine schwere silberne Kette festgehalten wird. Den Kopf bedecken sie mit einem breitrandigen Filzhut.

In der Mitte Kronstadts ist ein dreieckiger Platz; hier und in den benachbarten Straßen wird der Markt gehalten. Auf dem Platze selbst steht das Rathhaus, um 1420 gebaut und seitdem oft ausgebessert, und nicht weit davon, wie in altdeutschen Städten üblich, die lutherische Hauptkirche, von 1385—1425 in strengem Styl erbaut, außen von byzantinischem Ansehen, innen mit weitgesprengten Spitzbogen auf schlanken Pfeilern.

Wie in einer alten deutschen Reichsstadt hat noch jetzt jede Zunft ihre eignen Sitze, die mit ihren Wappen be-

*) Die Schlacht ging verloren durch die verrätherische Flucht der von den Deutschen in Sold genommenen wallachischen Reiter; das deutsche Fußvolk, Studenten, Handwerker und Bauern fiel bis auf den letzten Mann.

zeichnet sind; nur die türkischen Teppiche auf den Bänken erinnern an die Nähe des Morgenlandes*).

Wie erwähnt ist das deutsche Element nicht das einzige in Kronstadt. Die nicht unirten Griechen besitzen zwei wallachische Kirchen, deren eine 1751 die Kaiserin Elisabeth von Rußland bauen ließ, ein Beweis, daß schon damals die russische Politik ihr Auge auf diese Länder richtete.

Den schönsten Blick über Kronstadt hat man von der Zinne, einem Berg von etwa 1000 Fuß Höhe, welcher die Stadt von der Ostseite beherrscht. Anmuthige Fußpfade winden sich zwischen Bäumen hindurch und führen, ohne große Anstrengung nach dem Gipfel. Beugt man sich über die Felsen, welche die Spitze des Berges bilden, und blickt gerade hinab, so sieht man unter sich Kronstadt in seinem engen Thale. Dieses Thal, von Bergen eingeschlossen, wird auch nach der Seite der Ebene von Marienburg hin durch einen Hügel, den Schloßberg, begrenzt. Diesen engen Raum, in dem die Häuser zusammengedrängt sind, überschreiten in drei Richtungen die Vorstädte, an deren Bau man den Charakter der verschiedenen Bewohner von Kronstadt studiren kann. Die eine, von den Wallachen bewohnt, klimmt an den Bergen im Hintergrunde des Kessels hinauf; die kleinen, regellos zerstreuten Wohnungen verstecken sich halb hinter den Bäumen und verschwinden neben der gewaltigen, im russischen Styl erbauten Kirche der Kaiserin Elisabeth. Der von den Sachsen bewohnte Theil, welcher die alte Stadt heißt, erstreckt sich nach Hermannstadt hin in einer einzigen Reihe weißer, reinlicher Häuser. Am Ende dieser langen Gasse steht eine kleine byzantinische Kirche. Die dritte ungarische Vorstadt ist weder so regellos als die erste, noch so genau nach der

*) Der Dom hat die wichtige Inschrift: Anno 1141 Geyza, Avus Andreae Regis, Saxones evocavit in Transsylvaniam.

Linie gebaut, wie die zweite und heißt nach ihren zahlreichen Gärten Blumenau. Auf dem Schloßberg wurde schon 1211 von den deutschen Ordensrittern eine Burg erbaut, und als diese 1529 zerstört worden, errichteten die Kaiserlichen eine Feste 1553, welche in den Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts eine große Rolle spielte.

In der Nähe von Kronstadt nach der Wallachei hin liegt auf einem steilen Felsen das Städtchen Rosenau von 6000 Einwohnern. Andre deutsche Städte sind Broos*) oder Saßwaros (d. i. Sachsenstadt), 1199 erbaut, und Müllenbach, 1160 gegründet. Schäsburg oder Segeswar, eine der malerischsten Städte, 1199 erbaut. Es liegt am Kükülló oder Kokel auf einer Hochebene um einen steilen Felsen, den eine Burg krönt. Auch diese Stadt hat viel in den Kriegen gelitten. Ihre grauen Thürme zeigen noch die Spuren von Kugeln. Wenn der Feind sich zeigte, griffen die sächsischen Handwerker zu den Waffen, eilten auf die Mauern und jede Gilde vertheidigte einen Thurm. 1776 brannte die Stadt ab, wurde aber schon nach zwei Jahren wieder aufgebaut. Die Pest hat Schäsburg noch mehr verheert als der Krieg: 1709 raffte sie 15,000 Menschen weg; jetzt zählt die Stadt nur noch 8000 Bewohner, lauter Deutsche, dagegen strömen an Markttagen Magyaren, Wallachen, Armenier, Zigeuner und Griechen herein. Die gothische Hauptkirche von Schäsburg stammt aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Die wichtigste Stadt, welche die Sachsen im Norden von Siebenbürgen besitzen, ist die Hauptstadt des Nösnerlandes, Bistritz, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaut und von dreifachen Wällen umgeben, die so breit sind, daß der mittlere zu einem Spaziergang dient. Die Stadt liegt in einer schönen großartigen Gegend und ist von hübschen Gärten umgeben; sie bewahrt

---

*) Broos erhielt seinen Namen nach einer alten, jetzt verschwundenen Kirche des heiligen Ambrosius.

noch viel Alterthümliches, so haben die Häuser um den Markt Bogengänge, sogenannte Lauben, wie im Osten von Deutschland. Die Hauptkirche ist aus dem fünfzehnten, das Rathhaus aus dem sechszehnten Jahrhundert. Bistritz hat zahlreiche Belagerungen erlitten, besonders zur Zeit der Tartareneinfälle und der Kriege mit den Moldauern, wo seine Lage es immer den ersten Anfällen aussetzte. Die Zahl der Bewohner beläuft sich nur auf 7000, welche ihre Nationaltracht bewahren. Die jungen Mädchen tragen eine Haube von schwarzem Sammt mit langen Bänden, die fast bis auf die Erde herabfallen, die Bürgersfrauen dunkle Kleider und einen Kopfputz von schwarzer Seide mit Spitzen besetzt. Die Männer kleiden sich in ungarische Beinkleider, hohe Stiefel, einen schwarzen, an den Seiten offenen Oberrock und einen breiträndigen Filzhut. Die Bistritzer haben die Bleibergwerke des bekannten Rodna, eigentlich Rothenau*), angelegt. Vor dem Einfall der Tartaren war Rodna eine bedeutende Stadt. Eine zahlreiche Macht der Tartaren zog, von den Reichthümern der Stadt angelockt, drei Tage und drei Nächte lang still und heimlich durch Wälder, wurde aber durch die wachsamen Bürger von Rodna zurückgewiesen. Als aber diese nach deutscher Weise den Abzug der Feinde durch ein großes Gelag feierten, kehrten die wilden Reiter zurück, eroberten durch Ueberfall und verheerten die Stadt und zwangen 600 deutsche Krieger, bei ihnen Dienste zu nehmen. Noch jetzt sieht man in Rodna die Trümmer einer spitzbogigen Kirche, welche für die jetzige Bevölkerung der Stadt viel zu groß sein würde.

Die Bergwerke von Rodna sind gegen die übrigen des Landes unbedeutend. Sie liefern jährlich nur 2000 Ctnr. Blei. Die Silberbergwerke von Nagy-Banya wurden seit 1142 durch deutsche Arbeiter ausgebeutet.

Mediasch, Medwisch oder Megiesch am großen

---

*) Nach dem rothen Bleierz genannt.

Kokel, ist die älteste Pflanzstätte der Sachsen, schon 1146 erbaut und mit Mauern umgeben, deren Bau so eifrig betrieben wurde, daß sie schon 1150 den Feind zurückzuweisen vermochten Erst die Türken zerstörten sie. Nach Wiederherstellung ihrer Befestigungen wurde 1705 die Stadt von den Anhängern Franz Rakotzy's, unter Anführung des Grafen Forgatsch belagert, aber nur mit Hülfe eines der von Ludwig XIV. den Aufständischen zu Hülfe geschickte Offiziere, des Ingenieur Damoiseau, nach mehreren zurückgeschlagenen Stürmen erobert.

Jetzt umschließen die Mauern von Medwisch einen viel zu großen Raum, denn die Bevölkerung hat sich bis auf 5000 Seelen vermindert. Alle sächsischen Städte gewähren denselben Anblick: eine Mauer mit Zinnen, einige alte Kirchen und wenig Menschen; da aber die Nation sich nicht vermindert, so kann dies nur daher kommen, daß die Leute jetzt, wo sie den Schutz der Mauern nicht mehr bedürfen, lieber in die offenen Dörfer ziehen. Ein benachbartes Dorf, Bendorf, das jetzt 800 Einwohner zählt, gibt ein Beispiel, welche Unfälle früher die Bevölkerung des offenen Landes betrafen. Es wurde im siebzehnten Jahrhundert so oft verheert, daß sich 1653 nur noch ein einziger Bewohner darin fand. Als dieser starb, brachten die Bauern der Nachbarschaft den Beamten des Stuhls die Glocken und die Kirchengefäße, welche man in Erwartung besserer Tage aufbewahrte. — Folgendes sind die Gründungsjahre der sächsischen Städte, soweit sie genau bekannt sind: Medwisch 1146, Müllenbach 1150, Hermannstadt 1160, Clausenburg 1178—1192, Schäsburg 1198, Broos 1199, Bistritz 1206 oder 1220.

Gehen wir nun zu einer Schilderung der Sachsen im Allgemeinen über, so lassen sich die Nationen Ungarns so vergleichen. Der Wallache liebt das Nichtsthun, er erwirbt kaum das, was er braucht, um nicht zu verhungern. Der Magyar arbeitet tüchtig, um sich sein und seiner Familie Auskommen zu sichern, aber sobald er sieht, daß er das ganze Jahr mit Ehren auskommen kann, ist er zufrieden, denn er will sich nicht bereichern. Ziemlich

daſſelbe iſt es mit dem Seckler. Der Sachſe begnügt ſich damit noch nicht; hat er das Nothwendige erlangt, ſo will er das Ueberflüſſige haben und wenn er Gewinn zu hoffen hat, ſchreckt er vor keiner Thätigkeit zurück.

Erblickt man die wohlgebauten Dörfer der Sachſen, ihre weißen Häuſer mit den grünen Läden, ihre Felder von Kartoffeln, welche die übrigen Bewohner Siebenbürgens nicht bauen, ihre reinliche, wohlhäbige Tracht, endlich ihre friſchen Geſichter und blonden Haare, ſo ſieht man ſich von der türkiſchen Grenze nach Süddeutſchland verſetzt. Die Zimmer des Hauſes ſind groß, luftig und hell, der Hausrath genügend, alles Geſchirr glänzt ſpiegelblank und nie fehlt die Familienbibel. Mann und Frau wetteifern an Thätigkeit und die Hausfrau hilft nicht ſelten beim Pflügen.

Mehrfach ſind die Urſachen, weshalb die Sachſen ſo unverändert geblieben ſind. Einmal das abgeſonderte Gebiet, von dem jeder Grundbeſitz eines Fremden ausdrücklich geſetzlich ausgeſchloſſen war, ſodann die ausgebildete Gemeindeverfaſſung, die ſie mitbrachten, endlich die Reformation, indem die Deutſchen Lutheraner wurden, die Ungarn Katholiken blieben oder der Lehre Calvin's folgten. In beſtändiger Verbindung mit der geiſtigen Bewegung Deutſchlands, mußten die Sachſen nothwendiger Weiſe den übrigen Siebenbürgenern voranſchreiten, die ſich nur ungern dem Einfluß Oeſtreichs unterwarfen. Sie errichteten im Lande die erſten Buchdruckereien und gründeten die wichtigſten Fabriken. Seit dem ſechszehnten Jahrhundert erweiterte ſich ihr Verkehr mit Deutſchland durch die Verbindungen, welche die proteſtantiſchen Fürſten von Siebenbürgen mit Holland und Brandenburg anknüpften, beſonders Gabriel Bethlen, welcher der Schwager des Kurfürſten von Brandenburg wurde. Die lutheriſche Bibel hat das Verdienſt, die hochdeutſche Sprache neben der Mundart bei den Sachſen erhalten zu haben und die Kenntniß des Hochdeutſchen wird mit fortſchreitender Bildung immer allgemeiner. Manche nehmen drei, andre ſieben Abarten des ſächſiſch-ſiebenbürgiſchen Dia-

lekts an. In der Mundart von Hermannſtadt lautet das Vaterunſer folgendermaßen: „Foater auſer dir dau biſt em Hemmel, geheligt werde deing Numen, zaukomme aus dein Rech, dein Well geſcheih aff Jerden, als wey em Hemmel, auſer däglich Briut gaff aus heigd, ond vergaff aus auſer Schuld, wei mir fergien auſeren Schuldigern.“

Der Urſprung der Sachſen iſt bekanntlich zweifelhaft und wahrſcheinlich kamen dieſe Anſiedler aus ſehr verſchiedenen deutſchen Landen. Das eben angeführte Bruchſtück weiſt auf weſtfäliſche Herkunft hin, welches Land bekanntlich einen Theil des urſprünglichen Sachſengebiets bildete. Bis zum Jahre 1317 heißen ſie **Teutones, Teutonici hospites, Flandrenses**, erſt 1317 kommt der Name Sachſen in Urkunden vor. Die Stiefel, welche gefaltet ſind, um ſie hinaufziehen zu können, wie ſie die ſiebenbürgiſchen Frauen tragen, ſind eine niederländiſche Fußtracht. Indeß hat jetzt der Name Sachſen die Oberhand gewonnen.

Als die Sachſen in Siebenbürgen zugelaſſen wurden, wollten die Könige ihnen den Handel des Landes überlaſſen. Andreas II. ermächtigte die Sachſen alle Jahrmärkte zu beſuchen, um durch ſie die Juden zu verdrängen, welche nicht die Redlichkeit der Deutſchen hatten. Seitdem ſind ſie Kaufleute geblieben und daher rührt ihre Gleichheit. Hätten ſie Siebenbürgen als Krieger beſetzt, ſo würden aus den Hauptleuten ſich Adelige ausgebildet haben. Die Sachſen ſind Herren des Handels auf ihrem eignen Gebiete, aber ſie überlaſſen den Juden und den Armeniern das übrige Siebenbürgen, weil ſie nur innerhalb des ihnen überlaſſenen Landes wohnen. Wenn man ihr Gebiet durchreiſt, ſo findet man ſchon auf den Landſtraßen die Spuren einer bedeutenden Handelsbewegung. Schwer beladene Frachtwagen fahren auf gut gebauten und unterhaltenen Wegen, ſchöne bedeckte Brücken führen über die Alt, ja der Reiſende trifft ſogar auf Handwerksburſchen, die wie in Deutſchland auf der Wanderung ſind, den Ranzen auf dem Rücken und dem Reiſenden die Mütze hinhaltend. Die Sachſen ſind durch Wohlſtand für

ihre Thätigkeit belohnt worden. Seit ungefähr einem Jahrhundert concentrirt sich der Handel, welche früher auf alle sächsischen Städte vertheilt war, hauptsächlich in Kronstadt und Hermannstadt, und in Folge davon haben die übrigen abgenommen.

Auch die siebenbürgischen Sachsen sind in die magyarische Sprachbewegung hineingezogen worden. Schon der Reichstag von 1837 sprach den Wunsch aus, daß die seit der Regierung des Hauses Oestreich in Gebrauch gekommene lateinische Sprache durch das Magyarische ersetzt werden möge. Der Reichstag von 1841 setzte diese Frage von Neuem an die Tagesordnung. Die Ungarn erinnerten daran, daß ihre Sprache mehrere Jahrhunderte lang die amtliche des Landes gewesen sei, und verlangten nicht nur die Abfassung der Gesetze in ungarischer Sprache, sondern machten den Sachsen selbst einen deutschen Text streitig. Die Verhandlung war sehr lebhaft. Zwei sächsische Abgeordnete, welche nicht gegen die ungarischen Ansprüche gestimmt, wurden zurückberufen, zwei andre, welche die Rechte der Sachsen entschieden vertheidigt hatten, von ihren Wählern nach ihrer Rückkehr höchst ehrenvoll empfangen.

Neunter Abschnitt.

Die Wallachen.

Die Wallachen sind in Siebenbürgen die ältesten Bewohner des Landes, ein Volk großer Erinnerungen, da sie nicht nur einst ein Reich von 8 Millionen gebildet, das die Wallachei, Moldau, Bessarabien, die Bukowina, Theile von Bulgarien und Siebenbürgen umfaßte, als es von den Magyaren zerstört wurde, sondern auch, weil sie sich selbst Rumanu, Römer, nennen, so daß man nie

weiß, ob ſie von den alten Römern oder von ihren wallachiſchen Vorfahren reden. Wirklich halten ſie ſich für Nachkommen der Römer, deren Sprache wunderbarer Weiſe gerade in dieſem barbariſchen Winkel ſich ſo treu erhalten hat, daß von allen Töchterſprachen des lateiniſchen die wallachiſche ihr am nächſten ſteht. Die magyariſchen Eroberer ſetzten ſich nicht in einem beſondern Theile des Landes feſt, wie in Ungarn. Sie breiteten ſich über alle Gegenden des Landes aus, ohne ſich jedoch mit den Ureinwohnern deſſelben zu vermiſchen. Der Grund dieſer Trennung, die noch heute beſteht, iſt ein religiöſer. Das Chriſtenthum drang ſehr frühzeitig zu den römiſchen Anſiedlern Daciens. Man findet in Siebenbürgen Inſchriften aus dem Jahre 274, über denen ein Kreuz ſteht. 390 wird von einem Nicolaus, Biſchof von Dacien, geſprochen. Unter dem Einfluß von Byzanz ſtehend, hatten die Wallachen den griechiſchen Glauben angenommen, und die Magyaren fingen bei ihrer Ankunft in Siebenbürgen ebenfalls an, ſich zu dieſer Kirche zu bekennen.

Die byzantiniſchen Geſchichtſchreiber berichten, daß das Haupt dieſer Krieger, Gyula, in Conſtantinopel getauft worden ſei; bei ſeiner Rückkehr habe er das Bisthum Fejerwar geſtiftet. Während die Magyaren von Siebenbürgen den Glauben der Beſiegten annahmen, pflanzten ihre Stammgenoſſen in Ungarn das Banner des römiſchen Katholizismus auf. Als der heilige Stephan ſeine Krone von Rom empfing, ſollte er die ſiebenbürgiſchen Krieger dem byzantiniſchen Einfluß entziehen und es gelang ihm. Von da an entſtand eine Spaltung zwiſchen den Magyaren] und den Wallachen, deren Angeſehenſte zu den Reihen der Herren des Landes übergingen, aber das Volk entſagte ſeinem Glauben nicht, und hing deſto feſter an ihm, jemehr ſeine Prieſter beraubt und verfolgt wurden. Indem der Wallache ſeine Religion beibehielt, hat er auch ſeine Sitten und ſeine Sprache bewahrt. Noch heute iſt dieſe ganz romaniſch und jene haben alte Gebräuche aufbewahrt, welche bei andern romaniſchen Völkern ganz verloren gegangen ſind. Manche heidniſche

Namen, wie Florica, Flora, Daïna und Daïnitia, Diana, ſind unter den Frauen ſehr verbreitet. Den erſten Sonntag des Maies feiern die wallachiſchen Bauern noch durch Ueberlieferung als Feſt der Flora; ſie begeben ſich auf die Wieſen und in den Wald, bekränzen ſich mit Blumen und Laub und kehren tanzend in das Dorf zurück. Bei der Annäherung des Sommers pflanzen ſie vor ihren Hütten eine lange Stange auf, mit einem Buſch von Baumzweigen oder Heu, die ſie Armindenu nennen. Dieß ſoll eine römiſche Sitte ſein, indem die angeſiedelten Krieger den Anfang der Jahreszeit der Kämpfe durch Aufrichtung der arma Dei Martis feierten.

Noch bis zu Joſeph II. gab es bei den Leichenbegängniſſen allgemein bezahlte Klageweiber und nach altrömiſcher Sitte wurde den Geſtorbenen ein Stück Geld, urſprünglich das Fährgeld für Charon, in den Mund geſteckt. Dieſer Gebrauch iſt noch nicht allgemein abgeſchafft. Erwähnenswerth iſt noch, daß die Wallachen nie Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfen, ohne einige Tropfen davon auf die Erde zu ſprengen, was ganz an die römiſche Libation erinnert.

Auch ihre Tänze ſind römiſchen Urſprungs, einer davon ſoll den Raub der Sabinerinnen darſtellen, ein andrer an den Tanz der ſaliſchen Prieſter erinnern, welche unter Anführung eines Vates Waffentänze aufführten. Heut zu Tage noch tragen die wallachiſchen Tänzer wie die Römer zwei mit kupfernen Knöpfen beſetzte Riemen kreuzweiſe über die Schultern geſchlungen, deren einer das Schwertgehäng vorſtellt; ſtatt des Schwertes ſchwingen ſie einen Stock, ihr Anführer heißt Vatoſ und auch die Zeit dieſes feierlichen Tanzes iſt die des heiligen Tanzes der Salier, im April. Andre Tänze haben einen ſehr wilden, leidenſchaftlichen Charakter, alle aber zeigen ihre Eigenſchaft als urſprüngliche heilige oder kriegeriſche Tänze dadurch, daß die Männer die Hauptrolle dabei ſpielen.

Der Tanz iſt das hauptſächlichſte Vergnügen der ſiebenbürgiſchen Bauern. Alle Sonntage gehen ſie in die Schenke des

Dorfes und ſpringen nach der Geige des Zigeuners. Die guten Tänzer werden hoch geſchätzt und finden leicht eine Braut, denn die Mädchen rechnen darauf, auch im Eheſtande ebenſo eifrig fortzutanzen. Es gibt auch zuweilen Tänzer von Profeſſion, junge Bauern, welche truppweiſe die Dörfer durchziehen, um zu tanzen. Sie gelten für vom Teufel beſeſſene und bei lebendigem Leibe der Hölle verfallene Leute, was neben ihrer Geſchicklichkeit im Tanz viel Theilnahme hervorruft. So ziehen ſie müßig durch's Land, führen überall auf freier Straße Tänze auf und ſchließen oft ſtatt mit der Hölle ihre Laufbahn mit einer Heirath, wo ſie dann von ihrem frühern Stande nichts behalten, als einen feinen Anſtand und viele Gewandtheit.

Kaum aus der Sklaverei erlöſt und armen und unwiſſenden Prieſtern unterworfen, beſitzen die Wallachen die ganze Abergläubigkeit eines halbciviliſirten Volks. Die Menſchen, deren Augenbraunen in der Mitte zuſammenſtoßen, ſind ihnen verdächtig; ſie haben den böſen Blick. Am Dienſtag und Freitag beſitzen die böſen Feen eine übernatürliche Macht. Bei der Annäherung des Abends, wenn dieſe Macht auf eine Zeitlang zu Ende geht, verdoppeln ſie ihre Anſtrengungen, den armen Sterblichen zu ſchaden. Auch vermeidet man in einigen Gegenden nach Sonnenuntergang auszugehen, um keine Händel mit der Fee vom Dienſtag Abend zu bekommen. „Hol' Dich die mar ſara" (mater sacra), iſt eine der üblichſten Verwünſchungen.

In den Archiven der Geſpannſchaften findet man Protocolle von Hexenprozeſſen mit ſchrecklichen Einzelheiten. Hauptſächlich waren es Wallachen, die der Zauberei angeklagt wurden, wenn ſie z. B. ein großes, auffallendes Muttermaal auf dem Körper hatten. Da die Richter überzeugt waren, daß ſolche vom Teufel gezeichneten Stellen unempfindlich ſeien, ſo wurden zahlreiche Proben angeſtellt, um der Gefühlloſigkeit der Beſeſſenen gewiß zu ſein.

Am 23. Juli 1728 verbrannte man in Segedin in

Ungarn 6 Zauberer, darunter einen Greis von 82 Jahren, der Amtmann der Stadt gewesen war. Bis 1689 verurtheilte man in der Umgebung von Arad und Gyula die Hexen nach der Wasserprobe; wenn sie schwammen, so wurden sie hingerichtet, indem das reine Element die Schuldigen nicht aufnähme. Das Beste, was die Angeklagten zum Beweis ihrer Unschuld thun konnten, war also, sich selbst zu ertränken. Erst 1785 unter Maria Theresia dachte die östreichische Regierung daran, diesen Hinrichtungen ein Ende zu machen. Sie verbot den Richtern, ohne Bevollmächtigung von der Hofkanzlei, einen Prozeß wegen Zauberei einzuleiten. Wenn die wallachischen Bauern fürchten, daß Zauberer unter ihnen sind, so stellen sie Abends so viel Töpfe voll Milch in die Kirche, als Kühe im Dorfe sind. Während der Nacht wird, wie sie glauben, die Milch in dem Topfe des Zauberers sauer.

In ihre Religion tragen die Wallachen dieselben abergläubischen Ansichten über. Wenn ein Gewitter ausbricht, so läuten sie die Kirchenglocken, um den Blitz fern zu halten. Dem Popen liegt es ob, die mit Hagel drohenden Wolken zu vertreiben; gelingt es ihm nicht, so macht man ihm Vorwürfe. Die Kirchenfahnen und den Popen an der Spitze ziehen sie in das Feld, um das neue Getreide zu segnen. An den Wegen stehen große rothe Kreuze mit allen Passionswerkzeugen; wenn sie vorübergehen, ziehen sie den Hut ab und knien zuweilen nieder. Der Christus am Kreuze ist fast immer die Arbeit eines wallachischen Künstlers. Es gibt Dorfbildhauer, welche ihrem Werke den Nationalcharakter geben und Christus mit rasirtem Kinn, prächtigem Schnurbart und langen, schwarzen Haarflechten darstellen. Die wallachischen Kirchen sind malerisch, niedrig aus Holz erbaut mit spitzen Schindeldächern, denen der Regen einen silberartigen Glanz gibt. Daneben steht ein hölzerner Glockenthurm mit hoher Spitze. Mit der Zeit wächst Moos zwischen den Balken und wilde Pflanzen wuchern auf dem Dache. Zuweilen ist an der Seite noch ein Bogen-

gang und eine ziemlich kunstvoll geschnitzte Thür schließt das Feld, welches die Kirche umgibt. An einem der Pfeiler ist ein Brett befestigt, auf das in der Charwoche, wo die Glocken ruhen, geschlagen wird, um den Gottesdienst anzukündigen. Gewöhnlich ist das Innere der Kirche düster erleuchtet; die Wände sind mit grellen Heiligenbildern und fratzenhaften bunten Darstellungen des jüngsten Gerichts ausgeschmückt, wobei die Erklärung mit cyrillischen Buchstaben steht. Besonders in der Darstellung des jüngsten Gerichts haben die Bauernkünstler mannigfache Gelegenheit, bildlich sich für das Unrecht zu rächen, das auf Erden ihnen wirklich angethan wird.

In einem Winkel der Kirche stehen Krücken zur Unterstützung der Greise während des Gottesdienstes, da Niemand sitzt. Vor dem Altar erhebt sich der Iconostas, die Bilderwand, der vergoldete, bemalte und mit Figuren bedeckte Schirm, welcher den Priester von der Gemeinde trennt.

Das wallachische Volk ist geistvoll und lebhaft; es liebt die Poesie und die Musik. Es ist nichts Seltenes, Bauern Verse hersagen zu hören, zuweilen improvisiren sie sogar. Im Frühling verfertigen sie sich Flöten aus Weidenruthen, wie die virgilischen Hirten und bringen es oft recht weit in dieser Kunst. Die wallachischen Lieder athmen nicht die männliche Trauer der magyarischen Melodien; sie sind weicher in ihrem Schmerz und sprechen die Schwermuth eines lange geknechteten Volks aus.

Die Faulheit des männlichen Wallachen ist seiner Bedürfnißlosigkeit gleich, desto arbeitsamer aber ist die Frau. Sie säet mit ihm, sie bereitet die Speisen, webt seine Kleider und spinnt sogar im Gehen. In den seltenen Augenblicken, wo die Besorgung ihrer Wirthschaft sie nicht in Anspruch nimmt, stickt sie ihre kunstreichen Hemden. Dieses unaufhörliche Mühen macht sie bald verblühen und zu schnell verliert sie die Schönheit, welche sie ihrer Abstammung verdankt. Die wallachischen Bäuerinnen haben oft den eigenthümlichen Typus, den man bei den italienischen Frauen findet. Wenn man sie die Hü-

gel hinansteigen sieht, während sie mit strenger Anmuth ihre Gefäße von etrurischer Form tragen, so denkt man unwillkürlich an alte Bildsäulen. Nur das gestickte Hemd, der Pelz und die rothen Stiefel geben diesen Romanen etwas Morgenländisches.

Der wallachische Bauer verheirathet sich sehr frühzeitig; er beeilt sich, eine thätige Gehülfin sich zu verschaffen, die ihn von der unbequemen Arbeit erlöst. Sobald er zwei oder drei Schweine, einen Ochsen, überhaupt nur etwas besitzt, so bietet er seine Hand einer Schönheit des Dorfes an. Ein Edelmann schenkte eines Tages einem jungen Burschen, der ihm seine verlorene Uhr wiedergebracht hatte, 20 fl. Kaum hatte er das Geld in Händen, so lief er hin, um sich eine Kuh zu kaufen und eine Frau zu suchen. Die Mitgift eines Mädchens besteht meist aus 2—3 von ihr selbst gestickten Hemden und einem Koffer von 3 Fuß Länge, der ihre ganze Habe enthält. Die Zahl der Hemden ist nicht gleichgültig, denn aus ihr ergibt sich nicht nur der Reichthum, sondern auch der Fleiß der Frau. Wenn daher ein junger Bursche sich eine Braut sucht, so geht er geradezu nach ihrem Koffer und sieht, was darin ist. In einigen Dörfern haben die Bauern die Ceremonie der Brautwerbung sehr vereinfacht. Die Mütter hängen nämlich während des Carnevals die von ihren Töchtern gestickten Hemden, Kissen und Handtücher an Stangen vor dem Zimmer auf. Die jungen Burschen betrachten von der Schwelle aus die entfalteten Reichthümer und treffen entweder ihre Wahl oder kehren wieder um. Eine wallachische Heirath geht mit großen Feierlichkeiten vor sich. Die Eltern des Bräutigams holen die Braut in einem mit 4 Ochsen, deren Hörner mit Blumen bekränzt sind, bespannten Wagen ab. Die Zigeuner des Dorfs eröffnen geigenspielend den Zug; einer der Verwandten derselben trägt ihre Mitgift an einer Stange und die Freunde des Bräutigams schießen fortwährend ihre Flinten ab.

Die Wallachen sind sehr freundlich und gesprächig. Wenn man gegen Abend durch ein wallachisches Dorf

geht, so begegnet man immer Bauern, die mit einander plaudernd vom Felde zurückkehren. Sie grüßen den Vorübergehenden mit dem gewöhnlichen: Sara buna, guten Abend! Die Frauen, welche ihre Männer erwartend, vor den Thüren der Hütten spinnen, stehen auf, wenn angesehene Leute vorübergehen, ohne jedoch ihren Rocken bei Seite zu legen. Wie bei den Männern herrscht bei ihnen der Gebrauch, die Hand zu küssen, um ihre Achtung zu bezeugen.

Die Einfachheit der Lebensanschauung der Wallachen verräth sich noch in einer Menge von Gebräuchen, die man nur bei Naturvölkern kennt. Sie bereiten sich Bäder nach Art der nordamericanischen Indianer, indem sie ein Loch in die Erde graben, erhitzte Steine hineinwerfen und diese mit Wasser benetzen. Wenn ein Bauer mit einem Nachbarn ein Geschäft abschließt, so gibt er seinem Kinde ein Paar Ohrfeigen, um ihm die Erinnerung des Geschehenen besser einzuprägen.

Die Wallachen sind sehr gastfrei, geben jedem Bettler von ihrer Armuth ab und freuen sich besonders, wenn der Gutsherr sich herabläßt, ihr Lieblingsgericht, die Mamaliga, zu kosten. Sie stellen an den Rand der Landstraßen Krüge mit Wasser, auf welche sie wohl ein Stück Brod legen, für die Reisenden. Sie gaben dieser Sitte den Namen Pomane (pro manibus), für die Abgeschiedenen, denn sie hoffen, daß die, welche sie verloren haben, in der andern Welt weder Hunger noch Durst leiden werden, wenn sie selbst die Lebenden erquicken.

Die Schattenseiten des wallachischen Charakters sind nebst ihrer Faulheit und der daraus entspringenden Unordnung und Unreinlichkeit ihre Liebe zum Branntwein und die aus ihrer Unterdrückung hervorgehende versteckte, nichts vergessende Rachsucht. Als im vorigen Jahrhundert der Adel sie zu schwer bedrückte, nahmen sie eine grausame Rache in der Empörung von 1784, wo sie weder Alter noch Geschlecht verschonten. Dieser Aufstand wurde durch zwei Bauern, Namens Hora und Kloschka hervorgerufen und erreichte eine drohende Höhe, bis er

endlich durch ein Aufgebot des ungariſchen Adels unterdrückt wurde. Die Bilder der Häupter, welche unter dem Henkerſchwert fielen, findet man noch in manchen Hütten der Wallachen.

Die Wallachen ſind nicht kriegeriſch, aber einmal angeworben, werden ſie gute, ausdauernde Soldaten.

Die wallachiſchen Bauern haben eine maleriſche Tracht, auf die ſie viel halten und die in ihren Einzelheiten der Mode unterworfen iſt. Ihre Jacken ſind vielfach geſtickt und verziert; ihre Beinkleider ſind entweder weit von Leinen oder eng von Tuch; die Füße bekleiden Sandalen. Die Stutzer der Dörfer brennen ihre Haare mit heißen Spindeln und ſchlagen das Geſchenk eines ſchwarzen Mantels aus, wenn ein weißer gerade Mode iſt. In Biſtritz wohnt ein Hutmacher, der die Moden der Bauern genau kennt. Wenn ein Wallache in ſeinen Laden tritt, nennt er nur den Namen des Dorfs und der Kaufmann bringt ihm einen Hut, wie man ihn in ſeiner Gegend am liebſten trägt. Auch die Tracht der Frauen iſt nicht in allen Gegenden dieſelbe. Es iſt Sitte, daß die Jungfrauen ihr Haar nur in einen einzigen Zopf flechten, an deſſen Ende ſie ein Band oder eine Münze befeſtigen. Auch das Haar ſelbſt ſchmücken ſie mit Geldſtücken, mit Blumen und Pfauenfedern. Zuweilen legen ſie um die Stirn ein Diadem mit Glasperlen beſetzt. Das Tuch, mit dem ſich die verheiratheten Frauen den Kopf bedecken, hat im Süden die Form eines Turbans, anderswo wird es als Schleier getragen, überall aber mit Anmuth. Ein Hauptſtück ihres Anzugs iſt die farbige Leinwandſchürze. Anſtatt der ſchweren rothen und gelben Stiefel tragen ſie zuweilen Sandalen. Trotz der ihnen aufgebürdeten Laſt ſind die Frauen, ſelbſt wenn ſie von ermüdender Arbeit zurückkehren, doch munterer als die trägen Männer.

Die Hütten der wallachiſchen Bauern umgeben Hecken, welche ſie oft künſtlich zu flechten wiſſen. Vor dem Eingang iſt ein Scheit Holz in den Boden geſchlagen, welches als Fußtritt dient, um die Hecke zu überklettern;

dieß macht ihnen weniger Mühe als das Oeffnen der Thüre. An den Ecken der Hütte, deren Dach von Stroh und sehr hoch ist, ragen die runden Balken hervor, welche das Mauerwerk tragen. Diese Hütten haben keinen Grundbau und indem man unter die Schwellen, welche den ganzen Bau tragen, Walzen legt, schafft man sie mit einigen Paaren Büffel weiter. Im Innern ist ein erhöhter Herd, der ein Viertel des ganzen Raums einnimmt; nackte Kinder wärmen sich an der Flamme und laufen einen Augenblick darauf hinaus, um sich auf dem Eis des Baches zu tummeln. Heiligenbilder mit geweihten Kerzen schmücken die Wände nebst Tellern von Steingut und gestickten, zierlich in Falten gelegten Handtüchern. Ein sehr hohes, mit gestickten Kissen bedecktes Bett bildet mit einem Tisch und einigen hölzernen Stühlen den gesammten Hausrath der Hütte. Die hölzerne Bettlade glänzt in allen Farben, die buntesten Blumen, die prunkendsten Vögel sind darauf vorgestellt. Der unentbehrliche Koffer, den die Frau bei ihrer Heirath mitbringt, ist ebenfalls mit Malereien geschmückt. Die Wallachen, wie die Süditaliener, bemalen sogar das Holz ihres Sattels und das Joch ihrer Büffel. Sie lieben vor Allem die lebhaften Farben und stellen sie, ohne Rücksicht auf die Harmonie, zusammen.

Die wallachischen Bauern zeigen im Ganzen den Typus der Südländer, doch haben einige blonde Haare und blaue Augen und scheinen von den deutschen Stämmen abzustammen, welche an der untern Donau wohnten. Die Leinenkleidung, welche sie noch heute tragen, ist die der Dacier auf der Trajansäule, ihre Sprache dagegen ist ein italienischer Dialekt und sie selbst nennen sich Rumani. Außer griechischen und slavischen sind ihrer Sprache auch ungarische Worte beigemengt. Sie geben den Gebrauch der cyrillischen Buchstaben jetzt auf und fangen an mit lateinischer Schrift zu schreiben. In ihrer Sprache erscheint in Kronstadt die **Gazzetta di Transsilvania.** Folgendes sind Beispiele von der Art, wie lateinische Worte im Wallachischen verändert werden. **Omu (homo),**

Menſch; capu (caput), Kopf; degetu (digitus), Finger; umeru (humerus), Schulter; frumoso (formosus), ſchön; amaru (amarus), bitter; sanatate (sanitas), Geſundheit; albu (albus), weiß; arbore (arbor), Baum; frate (frater), Bruder; venatoriu (venator), Jäger; argentu (argentum), Silber u. ſ. w.

Bibliothek

der

Länder- und Völkerkunde.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von

Dr. W. Stricker.

Drittes Heft:

Ober- und Mittel-Italien

von

Dr. W. Stricker.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Ober-

und

Mittel-Italien.

Nach eigener

Anſchauung und den beſten Quellen

geſchildert

von

Dr. W. Stricker.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Ober- und Mittel-Italien.

Von

Dr. W. Stricker.

Vorbemerkung.

Während die bisher geschilderten Länder Mexico, Ungarn und Siebenbürgen zu den weniger bekannten gehören, ist dagegen über Italien durch unzählige Schriften eine solche Menge von Kenntnissen auch unter denen verbreitet, welche das Land nie besucht, daß hier eine andere Art der Behandlung nöthig wird. Diese Kenntnisse erstrecken sich besonders auf Gebiete, welche ohnehin dem Plane unsers Unternehmens ferner liegen, betreffen vorzüglich die Naturschönheiten, Kunstwerke, Alterthümer des Landes, kurz seine ästhetische Seite und auch dieß vorzugsweise in Bezug auf seine größern Hauptstädte und deren Umgebungen. Abgelegenere Theile des Landes sind weniger bekannt und das eigentliche Staatsleben ist Vielen ebenfalls ein fremdes Gebiet, obgleich es gerade jetzt, wo eine innere politische Entwickelung des Volks von Rom aus sich zu gestalten scheint, von besonderer Wichtigkeit wird. Zu diesen Momenten, welche zugleich auch eine vollständige Uebersicht der Geschichte des Landes verbieten, tritt das subjective Element hinzu, indem der Verfasser zu verschiedenen Malen (1839, 1840, 1844) in dem Lande, das er zu schildern versucht, längere Zeit hindurch sich aufgehalten hat.

Politische Parallele zwischen Deutschland und Italien.

Das deutsche und italienische Volk bieten in ihrer Lage scheinbar große Aehnlichkeit dar als Nationen, welche durch ihre staatliche Zerrissenheit im Rathe der Völker den Rang nicht einnehmen, der ihnen ihrer Bildung und Anzahl nach gebührt, und den sie früher auch wirklich behauptet, zwei Völker also, welche mehr auf Vergangenheit und Zukunft, als auf die Gegenwart angewiesen sind, wenn sie zu einem erhebenden Nationalgefühl gelangen wollen. Und dennoch bei genauerer Betrachtung, welche tiefgreifenden Verschiedenheiten! Zunächst fehlt in Italien gänzlich die religiöse Scheidung, der tiefste Riß der deutschen Einheit, indem seit 300 Jahren in jedem Augenblick das deutsche Volk Zeugniß ablegt, daß es weit empfänglicher für religiöse, als für politische Aufregung ist. Dafür fehlt aber in Italien jedes politische Band. So locker das des deutschen Bundes auch ist, so eng gezogen die Grenzen der Befugnisse des Bundestages sind, so ist doch gesetzlich eine Centralbehörde vorhanden, welcher im Volksbewußtsein die Erinnerung an den Reichsverband noch größeren Nachdruck verleiht, und nach außen eine Einheit durch gemeinsames Heerwesen kundgegeben. Dieser Verband wird für die

Mehrzahl der Staaten durch den Zollverein, für einzelne durch Münz- und Postverträge, durch gemeinschaftliche Obergerichte verstärkt. In Italien fehlen auch die ersten Anfänge eines solchen Bundesverhältnisses. Jeder Staat hat sein eignes Postwesen, Münz- und Zollsystem.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die größten deutschen und italienischen Staaten in ihrer politischen Stellung zu paralleliſiren, vor Allem, weil jener religiöse Gegensatz fehlt, und die Machtverhältnisse unter der weit geringeren Zahl von Staaten nicht so verschieden sind, als in Deutschland, wo Lichtenstein zu Oestreich wie 1 : 6000 sich verhält. Oestreichs Stellung zwar ist klar, denn es bildet Theile beider Staatensysteme und zwar in Italien als italienischer Staat. Bei der Hinneigung der Lombarden zu Frankreich wird ihrem lebhaften Nationalgefühl geschmeichelt, z. B. indem man das Franzensdenkmal in Wien einem Mailänder übertrug, der für vieles Geld ein schlechtes Werk lieferte und sich nicht einmal die Mühe gab, mit dem Lebenslauf seines Helden sich bekannt zu machen, während man Schwanthaler oder einen deutsch-östreichischen Bildhauer damit hätte beauftragen können. Die amtliche Sprache in dem lombardisch-venetianischen Königreich ist überall die italienische, während im Elsaß für die französischen Behörden gar kein Deutsch existirt und die Elsässer auf den Gebrauch ihrer Muttersprache auch gar nichts halten.

Man kann schwanken, wem man in Italien die Rolle Preußens anweisen soll. Der zweite Staat an Größe ist freilich Neapel, aber durch den kriegerischen Geist seiner Bevölkerung ist Sardinien jenem weit ähnlicher.

Diese Vergleichung gewinnt an Wahrheit, wenn wir uns erinnern, daß Sardinien, wie Preußen, zwei Nationalitäten umschließt, daß es sich aus einem kleinen armen Land (Savoyen) durch kriegerischen Geist zu seiner jetzigen Größe entwickelt und seine reichste Provinz (Genua), wie Preußen seine Rheinlande, 1815 erlangt hat, wenn wir endlich seine Hauptstadt betrachten, die durch regelmäßige Bauart, ebene Lage und militärisches Ansehen das Abbild

von Berlin ist. Und dennoch welche Verschiedenheit! Während die deutsche Handelsflotte, die dritte der Erde, ohne allen Schutz ist, während Preußen, der Zerstörung seiner hülflosen Handelsmarine im Jahre 1806 uneingedenk, mit der ohne Nachkommen gebliebenen Amazone selbst erregte Hoffnungen täuscht, während selbst die preußischen Stände bei bloßer Erwähnung einer preußischen Seemacht ungläubig lächeln, besitzt Sardinien, besitzt Neapel eine ganz stattliche Flotte, welche gegen die Barbaresken schon gute Dienste geleistet, und selbst der Pabst ist seemächtiger als Preußen.

Wir hörten neulich den Nothschrei aus Canton, wir sehen in allen halbwilden südamerikanischen Staaten bei jedem Bürgerkrieg unter den Fremden allein die Deutschen schutzlos preisgegeben und doch bedarf es, um hier unsägliches Unheil zu verhüten, keiner großen Flotte, sondern weniger bewaffneten Schiffe.

Der Vergleich Toscana's mit Sachsen ist alt, weil durch die Verhältnisse nahe gelegt. Gleiche Bevölkerungszahl, ähnlicher Volkscharakter, den friedlichen Gewerben und Künsten mehr zugewandt, als dem Kriegsruhm, eine milde, ohne Soldatenspielerei der Bildung und dem Wohlstand des Volkes ihre Aufmerksamkeit zuwendende Regierung, endlich eine verhältnißmäßig große, angenehm gelegene und mit Kunstschätzen angefüllte Hauptstadt, der Lieblingsaufenthalt der Fremden, ist beiden gemein. Vermehrt wird die Aehnlichkeit dadurch, daß in beiden Staaten eine Handelsstadt der Hauptstadt an Größe wetteifernd zur Seite steht, an Reichthum sie überflügelt. Es wäre Spielerei, wollten wir Neapel mit Baiern, Modena mit Kurhessen, Parma mit Weimar vergleichen, wir wenden uns daher zur Vergleichung des politischen Gewichtes der Deutschen und Italiener, jedes Volk im Ganzen betrachtet. Man schmeichelt den Deutschen damit, sie seien im engern Rathe der Völker mit zwei Stimmen unter fünf vertreten. Abgesehen aber davon, daß Oestreich oft gar andere Interessen vertritt und bei seiner gemischten Bevölkerung vertreten muß, als die deutschen, ist es nicht zu verkennen, daß ein Staat ohne Flotte, und ein anderer, der auf

ſeine an Schiffen ſchwache Seemacht, die mit unzuverläſſigen Italienern bemannt iſt, ſo wenig vertrauen kann, wie dieß die Bandiera'ſche Unterſuchung gezeigt hat, nur den zweiten Rang einnehmen nach Seemächten, wie England, Frankreich und Rußland, indem die deutſchen Mächte nur da wirklich mitwirken können, wo an ihren eignen Grenzen gekämpft wird. Im Gefühl dieſer Schwäche hat ja auch Oeſtreich ſich von der Schutzherrſchaft über das ihm ſo nahe gelegene und ſo wichtige Griechenland ausſchließen und ſeine Hauptader, die Donau, durch Rußland ſich ruhig unterbinden laſſen. Italien freilich ſpielt nicht einmal zum Schein eine Rolle im Völkerrath, und der vorherrſchende Einfluß in Italien war bisher der öſtreichiſche, obgleich in der neueſten Zeit darin eine Veränderung vorgegangen iſt. Durch die Menge ſeiner italieniſchen Unterthanen und ſeine ſtrategiſch-wichtige Stellung, durch die Rettung des monarchiſchen Princips in Sardinien, Neapel und dem Kirchenſtaat in den zwanziger und dreißiger Jahren, durch ſeine Verwandtſchaft mit Toscana, Modena und Parma herrſchte Oeſtreich eine Zeit lang unbedingt, beſonders da der Pabſt nur durch ſeine Gnade und Hülfe als Landesherr exiſtirte. Seitdem es aber dem König der Franzoſen gelungen iſt, den König von Neapel mit ſeiner Illegitimität zu verſöhnen und trotz ſeiner öſtreichiſchen Gemahlin bei der burboniſchen Hauspolitik zu betheiligen, ſeit der Papſt Pius IX. angefangen hat, ſtatt auf öſtreichiſche Bajonnette auf die Liebe ſeines Volkes ſich zu ſtützen, kann Oeſtreich nur noch auf Toscana, Parma und Modena rechnen; die Zuneigung des Volkes hat es nie beſeſſen, vielmehr wendet ſich deſſen Gemüth, ſo weit es nicht von den Träumen eines politiſchen Primates des Papſtes oder einer allgemeinen italieniſchen Republik eingenommen wird, entſchieden Frankreich zu. So ſehr die Franzoſen auch durch vielfache Beleidigung des italieniſchen Nationalgefühls, durch Gelderpreſſung und Plünderung der Kunſtſchätze, durch die Conſcription, deren Opfer in Spanien, Rußland und Deutſchland für fremde Intereſſen ihr Blut vergießen mußten, ſich in Italien verhaßt ge-

macht, so trug doch ihre Herrschaft einen wesentlich andern Charakter in Italien als in Deutschland. Vor Allem war Napoleon ihr Landsmann, er redete zu ihnen in ihrer Sprache, er hatte die Einheit des größten Theils des Landes hergestellt und den alten Namen desselben wieder zu politischer Geltung gebracht, er war König von Italien, in Deutschland nur Beschützer des rheinischen Bundes. An die Spitze des Königreichs Italien hatte er den ausgezeichneten Vicekönig Eugen gestellt, er betrachtete das Land als Eigenthum und beschenkte es mit den großartigsten Werken allgemeinen Nutzens. Er stellte die ersten fahrbaren Alpenstraßen her, führte große Bauwerke in Mailand auf, sorgte in großartiger Weise für die Erhaltung der Alterthümer in Rom und selbst Mürat ahmte dieß Bestreben in Neapel nach. Diese großen Denkmale haben die Erinnerung an einzelne Kränkungen und Beraubungen überdauert und die wiederhergestellte Pfaffenherrschaft, welche außer im Kirchenstaat auch in Neapel, Sardinien und Modena unumschränkt waltet, läßt die Mehrzahl des Volks aller Stände die französische Zeit zurückwünschen.

Außer den eigentlich italienischen Staaten gibt es auch Italiener unter englischem Scepter (in Malta und den jonischen Inseln) und sie bilden einen Theil der Schweiz (im Kanton Tessin), wie die Deutschen, sowie auch Theile der deutschen Nation unter französischer und russischer Herrschaft stehen. Die Auswanderung ist gegen die deutsche sehr unbedeutend, denn wo es keinen strengen Winter gibt, kennt man nicht die nackte Noth, welche jährlich so viele Tausend Deutsche über das Weltmeer treibt zu den Landen englischer, also germanischer Nationalität. Die Italiener gehen meist nach den romanischen Staaten Südamerika's und bilden im Orient die Vermittler abend- und morgenländischer Gesittung.

Die Staatsform der italienischen Staaten ist, mit Ausnahme des Freistaats von San Marino, welcher etwa den Umfang von weiland des heiligen römischen Reichs freien Städten Giengen oder Isny hat, die unumschränkt monarchische; auch besitzt Italien die schöne Erfindung

eines Halbſouveräns, wie Deutſchland in ſeinem Grafen Bentink, in dem Fürſten von Monaco, der zur Bequemlichkeit der Reiſenden ſein Duodezgebiet mit eigenen Zollſchranken umzogen hat. Da Italien nicht durch eine Volkserhebung, ſondern rein durch äußere Einflüſſe von der franzöſiſchen Fremdherrſchaft befreit wurde, ſo hat das Staatsleben auch dadurch keinen Aufſchwung erfahren und nirgends iſt dem Volk für die Rettung der Throne Einfluß auf die Regierung eingeräumt worden. Oeſtreich beſitzt dagegen in ſeinen deutſchen Staaten Landſtände, welche nur durch eigene Schuld zu der Nichtigkeit heruntergekommen ſind, aus der ſie jetzt, wie es ſcheint, ſich zu erheben verſuchen; in Preußen hat die Einrichtung der Provinzialſtände ſeit 1840 an Bedeutſamkeit fortwährend zugenommen, alle übrigen Staaten, mit Ausnahme einzelner kleinen Ländchen, beſitzen Verfaſſungen mit beſchließender Stimme der Stände, kurz es iſt in allen Staaten Deutſchlands ein geſetzliches Organ vorhanden, wodurch das Volk auf den Gang der Regierung einwirken oder derſelben wenigſtens ſeine Wünſche offenbaren kann, und es hängt von der politiſchen Bildung des Volkes ab, wie kräftig es dieß Organ will ertönen laſſen. Daher kann der Deutſche ſich der Hoffnung überlaſſen, er werde die Herrſchaft des Geſetzes, Freiheit und Macht auf dem Wege der geſetzlichen Reform erreichen, während in Italien, wenn der Fortſchritt nicht, wie gegenwärtig im Kirchenſtaate, von der Regierung ſelbſt ausgeht, eine Beſſerung nur durch Revolution zu erreichen iſt. Dazu kommt, daß das Gemeindeleben, welches in Deutſchland auch in den ſchlimmſten Zeiten nicht ganz unterdrückt war, in den ehemaligen ſtolzen italieniſchen Republiken ganz darniederliegt. An Umwälzungsverſuchen hat es denn auch ſeit dem letzten Vierteljahrhundert nicht gefehlt, aber immer erlagen ſie der öſtreichiſchen Macht. Selbſt in dem Fall, daß Oeſtreich anderweitig beſchäftigt wäre, iſt kein Erfolg einer allgemeinen italieniſchen Revolution abzuſehen, weil die Abneigungen der einzelnen Staaten, Stämme und Städte, jahrhundertelang gefliſſentlich ge-

nährt, noch mit derselben Stärke, wie im Mittelalter, fortbestehen.

Nicht einmal eine gemeinsame Literatur und ein allgemein italienisches Universitätswesen stellt in Italien, wie in Deutschland, die ideelle Einheit des Volkes her. In Deutschland kommt es alltäglich vor, daß ein Badener die Hochschule Berlin besucht und ein Ostpreuße Heidelberg, daß ein Professor von Kiel nach Tübingen, von Heidelberg nach Königsberg berufen wird; ein Band verbindet die deutschen Buchhändler noch über die deutschen Grenzen hinaus und ein Erzeugniß der Leipziger Presse ist zu demselben Preise in Petersburg, Christiania, Mailand und Bern zu haben. In Italien dagegen trägt der schamlos betriebene Nachdruck, gegen den kein Gesetz schützt, die hohen Eingangszölle auf Bücher (besonders in Neapel), der Mangel jeglicher Verbindung zwischen den Buchhändlern selbst desselben Staates und die Strenge der Censur die Schuld, daß kein Buch mit Sicherheit außerhalb des Verlagsorts zu erhalten ist, und daß der Verfasser, weit entfernt, auf Honorar rechnen zu können, glücklich sein muß, einen Buchhändler zu finden, der nur den Druck eines Werkes auf eigene Kosten wagt.*) Durch diesen Censurdruck gibt es durchaus keine politische Presse in Italien; die außerordentlich wenigen Zeitungen, welche erscheinen, sind fast sämmtlich Regierungsblätter, und dürfen, weit entfernt, über Regierungsmaßregeln zu urtheilen, selbst auswärtige Nachrichten nicht mittheilen, wenn sie unangenehm („mißliebig") sind.**) Die wichtige Zwanzig-

---

*) Mittermaier, italienische Zustände S. 273. Schubert, Staatskunde I. Bd. IV. Thl. S. 117. 312. 451. 601 ff.

**) 1846 erschienen italienische Zeitschriften im lombardisch-venetianischen Königreich 51, in Sardinien 23, in Parma, Modena und Lucca 11, in Toscana 14, im Kirchenstaat 20, in beiden Sicilien 52, zusammen 171, außerdem in der welschen Schweiz zu Lugano und Maglioso, in welsch Tyrol zu Roveredo, im östreichischen Küstenland zu Triest, ferner in Paris und Batavia. 1845 war die Zahl für

bogenfreiheit gibt es nicht, kurz aus dem italieniſchen Cenſurkerker führt durchaus kein Ausweg. Der römiſche Inder war lange berüchtigt, bis er in Deutſchland ſein würdiges Seitenſtück gefunden hat, auch muß man — der Wahrheit die Ehre — bekennen, daß der geiſtreiche Gedanke des Verbots ganzer Verlagsfirmen nicht dem Gehirn eines römiſchen Inquiſitors entſproſſen iſt.

Was nun das zweite Hauptbildungsmittel des Volkes, den Schulunterricht, betrifft, ſo muß man freilich mit Seufzen erkennen, daß ganz Europa noch weit vom ewigen Frieden entfernt iſt, denn während in keinem Staate am Kriegsweſen geſpart wird, geſchieht für den Volksunterricht, ſelbſt in den freien und reichen Ländern England und Frankreich, ſo wenig, daß nebſt Schottland und Schweden Deutſchland noch immer den erſten Rang behauptet, und wie ärmlich iſt ſelbſt hier, beſonders in Preußen, Hannover und Baiern, das Loos der Volksſchullehrer, welche Eröffnungen haben in dieſer Hinſicht die letzten Jahre über den „Staat der Intelligenz" gebracht, der immer auf ſeinen Volksunterricht ſtolz war! Im ſüdlichen Italien nun exiſtirt ein Volksunterricht gar nicht; am meiſten iſt hierfür noch in den öſtreichiſchen Provinzen, in Sardinien und Toscana geſchehen.

Die Rechtspflege war in den traurigſten Zeiten Deutſchlands der einzige Troſt und Hoffnungsanker, denn die große Mehrzahl der Richter war wohl immer dem Geld unzugänglich, höchſtens in politiſchen Sachen durch Furcht beſtechlich, und in vielen deutſchen Staaten, wie beſonders in Preußen, hat die Zufriedenheit mit einer red-

---

Lomb.-Ven. 53, für Sard. 30, für die Herzogthümer 13, für Tosc. 16, für den Kirchenſt. 32, für beide Sic. 61, zuſammen 205, wozu außer Italien noch Zeitſchriften in dieſer Sprache zu Corfu, Malta, Fiume, Conſtantinopel, Montevideo kamen. — Die Zahl der deutſchen Zeitſchriften beläuft ſich auf 18—1900; über die außer Deutſchland erſcheinenden vergl. Stricker, die Verbreitung des deutſchen Volks, S. 128.

lichen und tüchtigen Verwaltung jahrelang die politischen Wünsche des Volks, seine Sehnsucht nach Erfüllung früherer Verheißungen in den Hintergrund gedrängt. Mit dem Vertrauen auf die Unbestechlichkeit der Richter steht es dagegen in Italien sehr schlecht und von der Unfähigkeit der Verwaltung legt der heutige Zustand der Insel Sicilien ein himmelschreiendes Zeugniß ab. — In der neuesten Zeit sind auf eine merkwürdig ähnliche Weise die beiden Männer, welche seit ihrem Regierungsantritte jeder sein Volk über die Grenzen seines Staates hinaus anregten, Friedrich Wilhelm IV. und Pius IX., in den Vordergrund getreten, indem jener als der mächtigste Monarch Deutschlands durch das Patent vom 3. Februar dem Verfassungsprincip beigetreten ist und diesem auf solche Weise nebst der Herrschaft über die Herzen der Völker auch das materielle Uebergewicht in Deutschland gesichert, diese Phase von Deutschlands Entwickelung also abgeschlossen hat; Pius IX., indem er durch Einberufung berathender Volksabgeordneten einem neuen Princip in Italien die Bahn eröffnet, und so einerseits sein Gewicht als geistliches Haupt des Landes wie als weltlicher Fürst vermehrt, andererseits mehrere der übrigen Herrscher zur Nachfolge auf diesem Wege angeregt hat.

Erſter Abſchnitt.

Das Königreich Sardinien.

I. Savoyen.

Das Herzogthum Savoyen, das franzöſiſche Stammland des ſardiniſchen Königshauſes, geographiſch zu bezeichnen theils als das Land der Iſère-Quellen, deren bedeutendſter Zufluß die Arc iſt, theils als das Südgeſtade des Leman-See's und als das linke Ufer der mittleren Rhone, welche von hier mehrere Zuflüſſe, beſonders die Arve, erhält, dehnt ſich in einem Flächengehalt von 186½ Geviertmeilen zwiſchen drei Bergketten aus, ſoweit nicht Leman und Rhone Waſſergrenzen bilden. Die Cottiſchen Alpen bilden die Grenze gegen Frankreich, die Grajiſchen gegen Piemont, die Penniniſchen gegen das Wallis. Der höchſte Gipfel des letztgenannten Gebirgskamms, der Montblanc von 14,764 Pariſer Fuß, iſt zugleich der höchſte Berg Europa's, und nimmt mit ſeinen Gletſchern und Schneehörnern gegen zehn Geviertmeilen ein, welche der vegetativen Natur faſt ganz entzogen ſind, da ſelbſt noch in dem nur 3170 Fuß hoch liegenden, viel beſuchten und beſchriebenen Chamouny-Thale der Winter die Dauer von acht Monaten hat.

Savoyen hat mehr als eine halbe Million armer, aber fleißiger und gutmüthiger Bewohner, die den Wandertrieb der Schweizer und Tyroler besitzen und nicht nur politisch, sondern auch sprachlich durch die Grajische Bergkette von den italienisch redenden Piemontesen scharf geschieden werden. Am leichtesten zugänglich ist das Land von Norden her von Genf, über das Altona von Genf, das einst von den savoyischen Herzögen zum Schaden dieser Stadt dicht vor ihren Mauern angelegte, seit 1815 aber selbst der Genfer Republik einverleibte Carouge. Bei St. Julien erreicht man die Grenze und berührt Annecy, an dessen schönem See man eine Zeit lang hinfährt. Vorher überschreitet man bei la Caille zwischen Cruseilles und Alonzier eine neue, großartige Drahtbrücke, nach dem Namen des jetzigen Königs Karl Albert genannt, welche in einer Länge von 600 Fuß über eine schauerliche Schlucht sich hinspannt, in deren Tiefe, auch 600 Fuß tief, der Waldbach Usses braust. Der nächste denkwürdige Punkt ist Aix, dessen warme Schwefel- und Alaunquellen schon von den Römern als Aquae Gratianae benutzt wurden, sowie diese Stadt auch jetzt noch ein vielbesuchter Badeort ist, in dessen Nähe der liebliche Alpensee von Bourget liegt. Von hier hat man noch zwei Stunden nach Chambéry, der Hauptstadt des Landes, von 14—15,000 Einwohnern, deren größte Merkwürdigkeit das eigenthümliche Denkmal des Generals Boigne ist, der im Dienste der Engländer von 1778 bis 1799 glücklich in Indien focht und sein bedeutendes Vermögen seiner Vaterstadt zu gemeinnützigen Zwecken vermachte.

Die Straße läuft von hier in südlicher Richtung fort, erreicht bei Montmeillan die Isère, welche sie bis zum Einfluß der Arc begleitet, um dann in dem Thale derselben bis Lans-le-Bourg am Fuße des Montcenis fortzulaufen. Dieses ganze Thal ist sehr einförmig; neben der Arc, welche ihrem Namen getreu in fortwährenden Bogensätzen von Wasserfall zu Wasserfall ihre bläulichweißen Wellen fortwälzt, zieht sich die wohlgebaute Straße hin. Das mäßig breite Thal zeigt guten Anbau, bewaldete

Vorberge und dahinter ſchroffe Felſen und wo eine raſche Wendung des Thals weitere Ausſicht erlaubt, auch wohl die fernen Schneerieſen. Aermliche, aber reinliche und feſtgebaute Orte verſchiedener Größe, deren bedeutendſter St. Jean de Maurienne, nehmen oft die ganze Breite des Thales ein. In Lans-le-Bourg ſteht zur Raſt vor der Fahrt über den „Berg“ ein von Napoleon urſprünglich zur Unterkunft ſeiner Offiziere großartig, aber für die hohe Lage des Fleckens ſehr unzweckmäßig erbautes ſteinernes Gaſthaus, mit hohen, geräumigen Zimmern, großen Fenſtern und gewaltigen, kaum zu erwärmenden Steinkaminen. Die Montcenisſtraße wurde 1805 von Napoleon in einer Länge von $4^1/_2$ Meilen und einer Breite von 18 Fuß mit dem Koſtenaufwand von faſt vier Millionen Gulden erbaut. Ihre größte Höhe beträgt 6360 Pariſer Fuß über dem Meer, während der höchſte Gipfel des Montcenis bis zu 11051 Fuß anſteigt. Sie hat vierzehn Zufluchtsörter (Refuges) und auf der Höhe des Bergs, der Hochebene ſeitwärts des Gipfels, ein Hoſpitium, in deſſen Nähe man Trümmer von Befeſtigungen ſieht, womit Napoleon ſein Werk zu ſichern gedachte, und einen kleinen klaren, forellenreichen See zwiſchen felſigen Ufern. Weiterhin, an einer Stelle, wo der Weg mühſam einer Felſenwand abgewonnen und noch dazu auf einer Brücke über die quer ihn durchſchneidende Schlucht eines Bergſtroms geleitet iſt, erhebt ſich ſeitwärts, von der Straße durch eine tiefe Kluft getrennt, auf kahler, die Heerſtraße weithin beherrſchender Höhe die gewaltig neue Feſte Eſſeillon mit mehreren Batterien übereinander die ganze Umgegend beherrſchend und noch durch ein abgeſondertes Blockhaus dicht neben der Straße verſtärkt. Hat man den Weg von Norden her bis zur Höhe in ſchneidender Kälte, zwiſchen fußtiefem Schnee mühſelig von ſechs Pferden dahin geſchleppt und von Straßenleuten begleitet, um den im Schnee umſinkenden Wagen im Nothfall zu ſtützen, glücklich zurückgelegt, ſo beginnt nun die raſche Abfahrt mit zwei Pferden die Windungen der ſchönen Straße hinab, deren ganzen Lauf man überſieht, in das immer ſüdlicher und ſommerlicher

werdende Land. Immer mehr verschwindet der Schnee, zuerst von der Straße, dann aus ihren Gräben, endlich bleibt er nur auf den Höhen über den Häuptern des Reisenden sichtbar. Die gesegnete Ebene Piemonts liegt seinen Blicken offen, leichtere Gebäude erscheinen, von südlicher Vegetation umgeben und die Stadt Susa hat schon ganz den italienischen Charakter. Hier ist schon vollkommene Ebene, durch die man über das Schlachtfeld von Rivoli nach Turin gelangt.

II. Piemont.

Man hat zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland die Liebhaberei der Städtevergleiche gehabt und ging von dem passenden Elbflorenz auf Leine-, Ilm-, Spreeathen über, bis die Sache in's Lächerliche fiel und abkam. Treffender wäre wohl der Vergleich Spree-Athens mit Turin, das dann, da Berlin größer ist, Po-Berlin zu nennen wäre. Die Aehnlichkeit liegt einerseits in dem Aussehen der Stadt selbst, in ihren breiten, geraden Straßen und regelmäßigen Plätzen, die mit kleinen Steinen schlechter als irgend eine andere Hauptstadt Italiens gepflastert sind, in ihrer ebenen Lage, ihren Backsteinhäusern und ärmlichen Kirchen, wo Stuck den Marmor ersetzt, was besonders auffällt, wenn man aus dem gediegenen Genua kommt, das seine Marmorpracht so häufig in engen Gassen versteckt; andererseits in dem Umstand, daß Turin die Hauptstadt des kriegerischsten Staates von Italien ist, daher ewige Paraden, dieselbe Menge und noch größere Mannigfaltigkeit von Uniformen, als in Berlin, da die Jäger eigenthümlich aufgeputzt sind mit breitrandigen runden Hüten und vielem Schnurbesatz. Um die Aehnlichkeit noch größer zu machen, ist fast gleichzeitig mit dem preußischen auch im sardinischen Heere der Waffenrock eingeführt worden, doch ist die französische Kopfbedeckung, das Käppi, angenommen. Die Besatzung besteht

aus 9000 Mann, das ganze sardinische Heer, das streitbarste unter den italienischen, im Frieden aus 28,000, im Krieg aus 64,500 Mann, wovon 6 Reiterregimenter auf dem Festland (Küraſſiere, Dragoner, Husaren), welche größtentheils mit hannover'schen Pferden beritten sind. Die schönste Ansicht der Stadt hat man von der auf einem Hügel jenseits des Po dicht am Fluß gelegenen Kapuzinerkirche. Die am Fuß desselben gerade an der schönen Pobrücke gelegene Vorstadt hat eine in Nachahmung des Pantheon 1822 von der Stadt zur Feier der Rückkehr des Königs erbaute Kirche, Gran Madre di Dio, jenseits der Pobrücke aber in der eigentlichen Stadt eröffnet sich der prachtvolle Victor-Emmanuels-Platz, ein längliches Viereck, von Bogengängen umgeben. Von hier aus führt die schnurgerade Po-Straße zum Schloßplatz, auf dem der Palazzo Madama steht, das alte Schloß der piemonteſischen Fürsten, ein unansehnliches Gebäude von Backsteinen, an den Ecken mit runden Thürmen versehen und von einem trocknen Graben umgeben, es umschließt aber einen köstlichen Schatz, die vortreffliche, lange nicht genug bekannte Sammlung von Gemälden italienischer, niederländischer und spanischer Meister. Desto prächtiger, aber auch eben so leer an eigentlichen Kunstwerken ist das an denselben Platz stoßende jetzige königliche Schloß, wo im Thronsaal und in mehreren Zimmern Thüren, Decke und Wandbekleidung aus vergoldetem Erz bestehen. Ein dritter Hauptplatz ist der von S. Carlo mit Marochetti's vortrefflicher Reiterstatue von Emmanuel Philibert, dem Sieger von S. Quentin und Herzog von Savoyen, in dem Augenblick aufgefaßt, wo er das Schwert in die Scheide steckt, eins der vorzüglichsten Kunstwerke dieser Art und durch unzählige Nachbildungen, besonders auf Standuhren, auch in Deutschland bekannt.

Das Gebäude der Akademie der Wissenschaften enthält die Sammlung römischer, phönizischer und mauriſcher (beides von der Insel Sardinien) und ägyptischer Alterthümer, welche letzteren von dem sardinischen Generalconsul in Alexandria, Drovetti, der auch das Ver-

liner ägyptische Museum gesammelt hat, zusammengebracht wurden.

Die Universität, ein stattliches Gebäude in der Po-Straße, ist größtentheils mit ausgezeichneten Lehrern besetzt. Die Abweisssteine ringsum tragen ausgehauene Lorbeerkränze, als Anspielung auf die akademischen Würden. Die ganze Po-Straße ruht auf Arcaden und hat eine so gleichförmige Stirnseite, als ob sie nur Ein Haus wäre, und unter den Hallen sind überall Kaufläden. Kirchen, Klöster, Krankenhäuser, Universität, Privathäuser, Theater unterscheiden sich von außen nicht im mindesten von einander. Das königliche Theater, von etwas schwerfälliger Pracht ist nur im Carneval offen, sonst das Theater Carignan.

Turin ist reich an großartigen und größtentheils neu eingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten. Es besteht ein allgemeines Krankenhaus von 430 Betten, das auch zum klinischen Unterricht und zu sonstigen wissenschaftlichen Zwecken benutzt wird, ein Hospital von 100 Betten des geistlichen Ritterordens von S. Moriz und S. Lazarus, ein Militärhospital, ein Irrenhaus für 3—400 Geisteskranke, eine Entbindungsanstalt mit Findelhaus, ein großes Versorgungs- und Waisenhaus: la Carità für 1600 Menschen, nebst mehreren Besserungsanstalten eine halbe Meile vor der Stadt ein 1838 in Kreuzform erbautes großes Zuchthaus für 200 männliche Sträflinge und endlich eine Anstalt, die in ihrem Entstehen lebhaft an die Begründung der Franke'schen Stiftungen in Halle erinnert, die **piccola casa della divina Providenza.** Veranlaßt 1837 durch einen Vorfall, bei welchem sich zeigte, wie häufig der Arme zu Grunde geht, weil viele Anstalten darüber streiten, welche von ihnen schuldig ist, ihn aufzunehmen; in's Leben gerufen von dem edlen Canonicus Cottolengo († 1842), der sein Vermögen der Anstalt opferte; begonnen in einem kleinen Häuschen, in welchem zur Verpflegung von Kranken, die sonst nirgends unterzubringen waren, einige Betten eingerichtet wurden, steht jetzt die Anstalt wie eine kleine Stadt da, in welcher gegen 1200 Hülfsbedürftige aller

Art Unterstützung finden; ohne gesicherte Einkünfte lebt sie von Tag zu Tag und hat wie die Francke'schen Stiftungen in ihrer Geschichte eine Reihe der rührendsten, als zuverlässig nachgewiesenen Züge aufzuweisen, wo Cottolengo nicht mehr wußte, wie er den folgenden Tag seine Anstalt erhalten sollte und wo plötzlich unerwartet die reichste Hülfe kam.

Turin hat von seiner ebenen Lage nebst vielen Nachtheilen den Vortheil, daß das Wasser der Dora im Sommer Abends gestaut werden kann und dann die Canäle der ganzen Stadt durchfließt, den Staub löscht und die Luft kühlt, ohne die Straßen unwegsam zu machen. Um diesen Vorzug, wie um das nahe bei der Stadt hochgelegene Kloster Superga mit seinen Königsgräbern und der wundervollen Aussicht auf das gesegnete Piemont und die weißen Alpenriesen Monteviso, Montcenis und Montegineyra mag Berlin seine südliche Schwester beneiden. Die ehemaligen Wälle, vor denen am 7. Sept. 1706, als Prinz Eugen und der alte Dessauer die Linien des überlegenen französischen Belagerungsheeres erstürmten, auch deutsches Blut floß, sind mit Ausnahme der Citadelle in schattige Spaziergänge verwandelt, an welche zahlreiche Kaffeehäuser stoßen. Seinem ganzen Aussehen nach ist Turin mehr eine französische als eine italienische Stadt; die erstere Sprache wird wenigstens ebenso häufig, als italienisch gesprochen, und selbst die piemontesische Mundart, wonach z wie s, c wie s oder weiches sch, u wie ü klingt, neigt dahin. — Unser Führer in Turin war ein Waldenser. Er erzählte, daß ein wohlthätiger Sonderling, ein alter reicher englischer Oberst, Namens Beckwith, sich ganz in den Waldenserthälern niedergelassen habe und durch Geld und Fürsprache diesen bedrängten Protestanten beistehe. Er erzählte auch viel von Bedrückungen, vom Wegfangen der Kinder, welche katholisch erzogen werden, von zudringlichen Bekehrungsversuchen. Alle diese Dinge sind ganz natürlich in einem Lande, wo laut einem Gesetze vom Jahr 1837 kein Notar Geschäftsverhandlungen zu Gunsten von Protestanten aufnehmen darf, selbst nicht einmal Kauf-

verträge, bei welchen Protestanten betheiligt sind, denen außerdem sogar das Recht genommen wird, irgendwie als rechtsgültige Zeugen auftreten zu dürfen, wenn es nicht ausschließlich ihre Verhältnisse unter einander betrifft; wo man ganz offen erklärt, daß die geistliche Gewalt über jedem Gesetze steht, wo selbst der holländische Gesandte einem Niederländer, dessen minderjährige protestantische Tochter man in's Kloster verlockt hatte, sein Kind nicht wieder schaffen konnte; ja er konnte nicht einmal bewirken, daß der Vater mit seiner Tochter ohne Zeugen reden durfte, um sich wenigstens zu vergewissern, ob sie den Schritt freiwillig oder genöthigt thue.

Die Waldenser, seit dem dreizehnten Jahrhundert hier angesiedelt, haben sich unter den heftigsten Verfolgungen während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, die mit erneuter Wuth und mit gesteigerter Grausamkeit im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts*) wiederholt wurden, kräftig behauptet und bewohnen gegenwärtig noch 26 Ortschaften, theilweise mit Katholiken vermischt, während sie um das Jahr 1655 noch 33 Ortschaften ausschließlich für sich hatten. Aber sie nehmen gegenwärtig in der Bevölkerung nur ganz außerordentlich wenig zu, indem im Jahr 1789 ihre Zahl 19,650 Köpfe betrug, welche bis 1835 nur auf 20,523 gestiegen war, was eine jährliche Zunahme der Bevölkerung von einem Zehntel Prozent ergibt. In dem Thale Lucerna wohnen 10800 Waldenser und 900 Katholiken in sieben Dörfern, in dem Thale Perosa oder Pérouse 2500 Waldenser und 60 Katholiken in drei Dörfern, die übrigen, mit 1000 Katholiken untermischt, in 14 Ortschaften des Thales S. Martino. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht; ihre größten Orte Torre (La Tour), Villar und Bobi haben auch Tuchfabriken. Sie haben 13 Kirchen und ebensoviel Prediger, welche Moderatori heißen und 75 Schulen, die jedoch nur im Winter geöffnet sind. Die Geistlichen studiren in Lausanne, Genf, Montauban, Straß-

*) Möhrlen, Geschichte der Waldenser. Basel 1844. S. 82.

burg und Berlin, wo Friedrich Wilhelm III. für zwei Studenten ein Stipendium geſtiftet hat; die Schullehrer werden meiſt in Lauſanne gebildet. — Die Waldenſer wurden bekanntlich 1180 durch Petrus Valdus aus Lyon geſtiftet und litten in den folgenden Jahrhunderten die furchtbaren Verfolgungen der Albigenſer mit, vor denen ſie in die Wälder Piemonts flohen. 1630 raffte eine Seuche viele von ihnen, beſonders die Geiſtlichen, fort, worauf franzöſiſch-ſchweizeriſche Prediger ihre Kirchenverfaſſuug ähnlich der calviniſtiſchen einrichteten. Neue Verfolgungen ergingen über ſie 1655, 1686 und 1697; viele flüchteten nach England, Holland und Brandenburg*), Darmſtadt und Würtemberg, wo ihnen Land eingeräumt wurde; bei Stuttgart erbauten ſie Pérouſe in Erinnerung an die frühere Heimath. Die übrigen, welche in ihren Thälern blieben, erlangten auf Fürbitte von Preußen, Holland, England und der reformirten Schweiz 1725 einige Ruhe, die immer unvollkommen und unſicher blieb. Obgleich die Waldenſer nach dem Zeugniß aller Parteien immer zu den beſten, fleißigſten, treueſten, ſittlichſten Bürgern gehörten, obgleich ſie noch 1706 bei der Vertheidigung von Turin gegen die Franzoſen die beſten Dienſte geleiſtet, und dafür keinen Sold, nur Brod verlangt, ſo wurden ſie dennoch im December 1730 während der furchtbarſten Kälte aus einem ganzen Thale vertrieben und erfreuten ſich eigentlich nur während der franzöſiſchen Herrſchaft 1798—1814 unverkümmert der ihnen von Sardinien zugeſicherten Gewiſſensfreiheit. In dem **Maison des Vaudois** werden die unterrichtet, welche katholiſch werden wollen, und in jedem Kirchſpiel wurde eine katholiſche Kirche geſtiftet. Im Mai 1840 wurde noch eine neue Miſſion in La Tour errichtet, welche auch an Kindern von zehn bis zwölf Jahren ihre Künſte verſuchen darf, ohne daß den Eltern ein Einreden geſtattet wäre.

Noch zu einem andern Rückblick in religiöſer Beziehung

---

*) W. Dieterici, die Waldenſer und ihre Verhältniſſe zu dem brandenburg-preußiſchen Staat. Berlin, 1831.

gibt Turin Veranlaſſung. Sardinien hielt nämlich vor hundert Jahren vier Regimenter deutſcher, ſchweizeriſcher und franzöſiſcher proteſtantiſcher Miethstruppen. Das Regiment La Porte, welches aus franzöſiſchen Flüchtlingen beſtand, verweigerte die Kniebeugung ſo gänzlich, daß ſelbſt die Soldaten auf dem Poſten nicht niederknieten, wenn das Venerabile vorbeigetragen wurde. Nachgiebiger waren das Rehbinder'ſche und Schulenburg'ſche Regiment, das erſtere jedoch erſt, als Rehbinder durch den Einfluß ſeiner italieniſchen Frau und viele ſeiner Leute durch das verſprochene Geld katholiſch geworden waren, auch dem Regiment ſein proteſtantiſcher Geiſtlicher genommen worden war. Dagegen nahmen dreizehn Offiziere von Rehbinder's Regiment lieber ihren Abſchied, als daß ſie etwas gethan hätten, was mit ihrem Gewiſſen nicht vereinbar war. Das vierte Regiment, das Hackbret'ſche, ging einen Mittelweg; die gemeinen Soldaten auf der Wache knieten vor dem Venerabile nieder, die Offiziere entfernten ſich vorher. Der Vergleich mit naheliegenden Ereigniſſen ergibt ſich von ſelbſt und zu beachten iſt nur, daß hier die Rede iſt von Miethstruppen, die freiwillig Dienſte nahmen in einem ganz katholiſchen Lande, und alſo keinen Anſpruch auf Beachtung ihres Glaubens machen durften, nicht von Bürgern eines faſt zum dritten Theil proteſtantiſchen Staats, denen auf's Feierlichſte Religionsfreiheit verſprochen iſt und die dem Kriegsdienſt ſich nicht entziehen können.

Von Turin führt die Straße über die anſehnliche Stadt Aſti nach Aleſſandria, von den Lombarden gegen Friedrich den Rothbart angelegt, und von Napoleon ſeit 1802 als Hauptfeſtung gegen Oeſtreich mit dem Aufwand von zwölf Millionen Gulden umgebaut.

Von hier aus führt der Weg ſüdlich über die Schlachtfelder von Marengo und Novi und überſchreitet auf einer neuen, ſehr maleriſchen Gebirgsſtraße die ſüdliche Berggrenze von Piemont, die Seealpen, welche es von Ligurien ſcheiden. Vorher müſſen wir aber einige Worte über die nördlichſte Gebirgsgrenze von Piemont, über die

Penniniſchen Alpen, ſagen, deren berühmteſte Berge ſind: der große St. Bernhard, 1800 von Napoleon mit ſeinem Heer und allem Geſchütz auf Saumpfaden überſchritten und ſeitdem von der ſardiniſchen Regierung mit einer fahrbaren Straße verſehen, 7668 Fuß hoch, das Matterhorn (Monte Cervino) von 13,854 Fuß, der Monte Roſa von 14,222 Fuß, an deſſen ſüdlichem Abhang in ſardiniſchem Gebiet 7000 Deutſchredende wohnen, und endlich der Simplon von 6174 Fuß, von deſſen Straße ſogleich die Rede ſein wird. Die Deutſchen am Monteroſa wurden von Sauſſure entdeckt, der 1796 zuerſt über vier deutſche Gemeinden am Fuße jenes Berges Kunde gab, über Macugnaga, Alagna und die beiden Greſſonay, und als eine auffallende Erſcheinung die in dieſen Dörfern herrſchende deutſche Sprache bezeichnete. Welden, der erſte Deutſche, der über jene Gegenden aus eigener Anſchauung ſchrieb, fügte 1822 Rima hinzu, Schottky entdeckte 1836 Rimella und Iſſime und 1839 Alb. Schott*) als achte Gemeinde Gabi. Als Ergebniß ſehr gelehrter und anziehender ſprachlicher und geſchichtlicher Unterſuchungen erklärt Schott dieſe Deutſchen für Burgunder, welche durch ihre einſamen Wohnſitze ſich unvermiſcht erhalten haben und theilt als Sprachprobe die Gleichnißrede vom verlornen Sohn in ihrer Mundart mit. Die Bewohner dieſer Gemeinden haben große Anhänglichkeit an ihre Heimath und wenn ſie auch in der Schweiz oder in Deutſchland ſich eine glänzende Stellung errungen haben, ſo kehren ſie doch gewöhnlich im Alter in ihre einſamen Thäler zurück. Durch die Bemühungen der Kirche und des Staates, welche das Italieniſche begünſtigen, iſt übrigens das Deutſche aus dem öffentlichen Verkehr ſchon ſehr verdrängt, und in den äußern Gemeinden faſt nur noch häusliche Sprache. Als Schriftſprache exiſtirt es überhaupt kaum. Der Grund, der dieſe 7000 Menſchen, die einzigen ihres Stammes, bewog, an dieſer

*) A. Schott, die deutſchen Colonien in Piemont, 1842 bei Cotta.

Stelle die Alpen zu überschreiten, scheint die Ausbeute der Goldbergwerke des Monterosa gewesen zu sein, womit noch jetzt einige Arbeiter beschäftigt sind; also auch hier treffen wir die Deutschen als Bergleute. (Vergl. Ungarn S. 44.)

Die Simplonstraße wurde von dem Consul Bonaparte 1801 begonnen und bis 1805 in einer Länge von vierzehn Stunden mit einem Kostenaufwand von 9,000,000 Gulden zwischen Brieg in Wallis und Domo d'Ossola erbaut. Sie hat 611 Brücken, wovon 22 größere, zehn durch Felsen gehauene Gallerien, deren ausgedehnteste 600' Länge besitzt, neun Zufluchtshäuser, ein altes und ein neues Hospiz. Zu ihren schönsten Punkten gehören die Windungen von Brieg aus, welchen Ort man immer von demselben Standpunkt, aber stets aus größerer Höhe erblickt, die Fahrt auf der Hochebene von dem Wirthshaus zu Persal nach dem Dorf Simpeln mit einer ansehnlichen neuen Kirche, wo man allmälig aus der Bergeinsamkeit auf ein ausgedehntes Gelände mit grünen Matten gelangt, dann die Hinabfahrt durch ein schauerliches Felsenmeer nach dem finstern Gondothale, wo neben der schäumenden Doveria unter überhängenden Felsen nur die Straße noch Platz hat, nach Gunz oder Gondo, dem letzten deutschredenden Ort, und nach dem sardinischen Grenzdorf Isel oder Isella, das schon in der Ebene liegt. Zwischen diesem Punkt und Domo ist nur noch ein schöner Punkt, an der letzten Höhenstufe die berühmte Brücke von Crevola, welche eine weite Aussicht über die fruchtbare Ebene gewährt. Von Domo führt die Straße an den langen See, **lago maggiore**, und so bietet sich eine Verbindung mit Mailand dar, indem man von Baveno das Dampfschiff nach Magadino benutzen und von da über Lugano und dessen See nach Como reisen kann.

III. Genua und Nizza.

Wenden wir uns zu dem Uebergang der Seealpen zurück, um nach Genua hinabzusteigen! Genua ist be-

kanntlich oft mit Neapel verglichen worden, es macht aber bei Vergleichung der Genueſer Gegend und der Umgebung von Neapel einen großen Unterſchied, ob man von Süden oder von Norden nach Genua kommt, denn von Turin oder Mailand aus iſt es die erſte, wahrhaft italieniſche Stadt und macht in ſeiner amphitheatraliſchen Lage, mit den in reicher Vegetation gelegenen Landhäuſern nach dem Leuchtthurm hin, den gewaltigen Dämmen, die den geräumigen Hafen umſchließen, einen großartigen Eindruck; kommt man aber von Süden, ſo erſcheint die graue Farbe der Häuſer todt, der Golf beſchränkt und unbelebt gegen den neapolitaniſchen und vor Allem vermißt man den Veſuv. Am meiſten ſchaden der Anſicht ſowohl als Ausſicht der Stadt die hohen Mauern des Frei- und Kriegshafens, welche ſich vor der ganzen Ausdehnung von Genua hinziehen und die Hafenſtraße, ſonſt die ſchönſte aller Seeplätze, zur traurigſten machen. Fahrbar ſind außer dieſer nur wenige Straßen: Balbi, Carlo Alberto, nuova (neue), nuovissima (neueſte) und wohl keine war es zur Zeit Fiesco's, obgleich dieſen Schiller durch die Stadt galoppiren und ſeinen Rappen „mit hochmüthigem Huf das Volk zurücktreiben" läßt. An Fiesco finden ſich hier noch zahlreiche Erinnerungen, die der Deutſche, ſeinem großen Dichter zu lieb, gern aufſucht. Dicht am Meere liegt das ehemalige Thomasthor, durch welches Doria entfloh, und geht man zwiſchen den alten ungeheuren Wällen deſſelben hindurch, ſo gelangt man bald nach der herrlichen, am Meere gelegenen Villa Doria, einem Geſchenk der Republik, mit großem Palaſt, alterthümlich angelegtem Garten, worin ein Brunnen mit Doria's Bildſäule als Neptun. Dieſes Landhaus gehört jetzt dem Fürſten Pamfili-Doria in Rom, der herrliche Marmorpalaſt Doria in der Stadt dagegen iſt jetzt Jeſuitencollegium, alſo von Neuem der Sitz der Herrſcher dieſes Landes. — Ganz oben auf den Bergen am äußerſten Ende der Stadt liegt die Fieſchina, eine von Fiesco's Wittwe geſtiftete große Erziehungs- und Verſorgungsanſtalt für 400 arme Mädchen, welche beſonders ſchöne künſtliche Blumen verfertigen. — Die Straßen

und Gassen von Genua ziehen sich steil, oft als Treppen, den Bergabhang hinauf. Viele sind überbrückt, so daß eine Straße über der andern wegläuft. Die größte Brücke ist die von Carignano, wie sie mit niederer Schmeichelei nach der jetzigen Dynastie genannt wird, obgleich die Brücke, wie die nahe gelegene Kirche, auf Kosten der Familie Sauli erbaut wurde. Diese Kirche, nach dem Muster der Peterskirche in Rom ausgeführt und mit schönen Bildwerken von Puget geziert, ist die höchste in der Stadt und gewährt von ihrer Kuppel eine herrliche Aussicht. Dieses Beispiel des genuesischen Reichthums steht nicht allein; auch die Familie Lommellini hat eine herrliche, von Marmor und Vergoldung glänzende Kirche S. Annunziata gestiftet und mit Werken ausgezeichneter Künstler geschmückt. Zeugniß davon geben ferner die Paläste Serra, mit einem ganz, auch an den Marmorsäulen vergoldeten, Spiegelsaal, Filippo Durazzo mit unvergleichlich schöner Treppe aus weißem Marmor, Marcello Durazzo, für sieben Millionen Gulden erbaut, dann vom König von Sardinien zu seiner Residenz für eine Million angekauft, mit eigner Kirche, einem Theater für 500 Personen, einer Marmorterrasse mit Aussicht auf's Meer, die um den ganzen Hof herumgeht; Familienbildnissen von Van Dyck, Gemälden von Titian, Rubens, Rembrandt, mit einem eignen Zimmer für die Bildnisse von drei Dogen aus dem Hause Durazzo, — der vierte ist aus so alter Zeit, daß kein Abbild von ihm vorhanden ist — und bei aller dieser Pracht besteht das Treppengeländer aus einer roth und weiß angestrichenen schmutzigen Stange aus Tannenholz. Auch die Universität, das große Hospital Pammatone, welches 1839 mit dem Aufwand von 126,229 Gulden 7345 Kranke verpflegte, und das Armenhaus vor dem Carbonara-Thor, 1655 gestiftet, welches 1839 mit dem Aufwand von 176,800 Gulden 2086 Personen verpflegte, sind wohl die prächtigsten Gebäude ihrer Art, die es irgendwo gibt, mit Portalen und Treppen, Bildwerken (worunter Arbeiten von Johann von Bologna und Michel Angelo) und Statuen der Wohlthäter

aus carrariſchem Marmor, obgleich dieſer Prunk der Beſtimmung eines Armen- und Krankenhauſes ſchlecht entſpricht.*) Ueberhaupt ſtehen die Genueſer den Venetianern weit nach in geſchmackvoller Verwendung ihrer Schätze, was beſonders auffällt, wenn man die Dogenpaläſte beider Städte vergleicht, indeß war der genueſiſche nicht immer ſo armſelig, als er jetzt erſcheint; den großen Rathsſaal ſchmückten Bildſäulen großer Genueſen, welche 1797 von den Republikanern zertrümmert wurden und jetzt durch allegoriſche Figuren von Stroh, mit Leinwand überzogen, erſetzt ſind, welche ſchon bei Gelegenheit eines Balles, den Napoleon hier gab, aufgeſtellt wurden.

Die Feſtungswerke der alten Republik ziehen ſich in gewaltiger Höhe und Feſtigkeit über die Hügel hinter der Stadt. Außer denen am Meer ſind ſie jetzt nichts mehr nütze und eine Baſtion davon, Acqua sola, iſt mit Bäumen bepflanzt und der beliebteſte Spaziergang, wo es jeden Abend um Ave Maria von Menſchen wimmelt. Die neuen Befeſtigungen, zu deren vollſtändiger Vertheidigung 12000 Mann gehören, ziehen ſich, durch 14 geſonderte Caſtelle verſtärkt, hoch über der Stadt auf den Bergen hin und ſind ſo ausgedehnt, daß man 6—8 Stunden braucht, um auf ihnen hinzugehen, ein Weg, der ſich reichlich belohnt, denn nach der einen Seite auf die Stadt und das Meer, nach der andern auf eine tiefe Schlucht eröffnen ſich immer neue und ſchöne Ausſichten. Etwas tiefer liegen noch einige Caſtelle, deren etwas zweideutige Stellung gegen die Stadt gerichtet ſcheint. Große Liebe für Piemont iſt auch hier nicht zu erwarten, denn nur durch die Vorſpiegelungen der engliſchen Emiſſäre, welche der Stadt die alte Unabhängigkeit verſprachen, wurden die Genueſen vermocht, gegen Napoleon aufzuſtehen, der Wiener Congreß aber machte ſie dem Lande unterthan, mit dem

*) Ueber die Univerſität und die übrigen Heil- und Wohlthätigkeitsanſtalten von Genua vergl.: W. Stricker, Dr., Reiſehandbuch für Aerzte und Naturforſcher. 2. Aufl. Erlangen, 1845. S. 114.

sie jahrhundertelang in Feindschaft gelebt und auf das sie immer verächtlich herabgesehen hatten. Zwischen den alten und neuen Befestigungen liegen in weitem Raume Oelpflanzungen, Weinberge und Gärten, zwischen denen zahlreiche Landhäuser, Kirchen und Klöster zerstreut sind. Besonders belebt sind die engen Wege, die sich dazwischen durchziehen, am Sonntag Morgen. Aus allen Gängen, von allen dunkeln Treppen kommen Kirchengängerinnen, in ihre weißen Schleier gehüllt, — eine in allen Ständen noch ziemlich allgemein verbreitete Nationaltracht, eben so schön, als die Weiber der niedern Classe in ihrem Tuch mit großen bunten Blumen, in welches sie sich fast ganz einhüllen, häßlich erscheinen. Die unzähligen Wege, welche nach jenen Höhen führen, bieten immer neue überraschende Fernsichten auf Stadt und Hafen.

Kommt man im Sommer nach Genua, so wird man manches eigenthümliche Schauspiel dort finden, z. B. das Tagestheater, Teatro diurno, was mit Sonnenuntergang schließt, und wo die Zuschauer nur durch eine Leinwand vor der Sonne geschützt im Freien sitzen, während die Bühne in einem Bretterhaus ist. Etwas Aehnliches bietet das Tivolitheater in Hamburg, wo aber unserem regnerischen Klima zu Liebe an den Seiten bedeckte Gallerien sind. Auf dem Domplatz von Genua sieht man zuweilen andere Schauspieler: Scharlatane in eleganter Kleidung, welche nach langen Vorträgen über ihre Kunst vom Wagen herab dem muthigen Patienten einen Zahn ausreißen, indem er seinen Hinterkopf in den offenen Wagenschlag hineinlehnen muß, worauf sie dann ihre Zahntincturen verkaufen. „Doctor Dulcamara" ist keine Uebertreibung, sondern ein Abbild derselben. Im Juni sind sehr viele Festlichkeiten, welche sich meist an das Johannisfest anknüpfen, da Johannes der Täufer Genua's Schutzheiliger ist. Es muß gesagt werden, daß mit einziger Ausnahme des rein militärischen Piedigrotta- (oder wie die Schweizersoldaten sagen: Behietigotte-) Festes in Neapel, womit die Neapolitaner die einzige Heldenthat, die ihnen je widerfahren ist, den unbedeutenden Ueberfall der Oestreicher

bei Velletri 1734 verewigten, daß mit dieſer einzigen Ausnahme es in Italien nur religiöſe Feſte gibt, daher bei der Menge der Feſttage und der Sinnlichkeit des Volks die kirchlichen Ceremonien, welche ſchnell abgemacht werden, ſehr in den Hintergrund treten und ſich alles um Schaugepränge und Unterhaltung dreht, ſo daß das Ganze oft ſehr carnevalmäßig ſich ausnimmt. So waren bei der Frohnleichnamsprozeſſion alle Straßen Genua's gekehrt und auf beiden Seiten mit Stühlen beſetzt, oben gegen die Sonne mit Tüchern bedeckt und die Häuſer an den Fenſtern mit rothen Teppichen behängt. Die Prozeſſion ging von dem mit rother Seide ausgeſchlagenen und auch an den Fenſtern roth verhängten Dome aus, unter Glockengeläute, Trommelwirbel und heiterer Janitſcharenmuſik. Die Damen an den Fenſtern warfen wie bei'm Carneval mit Ginſterblüthen und ſprenkelten mit dieſem Goldregen den ſchwarzen Haarkranz manches Franziskaners gelb, ſo daß der Pater ſich oft ſcheinbar den Schweiß abwiſchte, um das Lachen zu verbergen, oder ſchalkhaft hinaufblickte.

Am Abend des Johannistags fand Abends eine große Prozeſſion ſtatt. In allen den engen Gaſſen, durch die ſie zog, waren die Häuſer mit Teppichen behangen, mit farbigem Seidenzeug und Goldfranzen bordirt, es waren Baldachine von Sammt und Altäre, mit Tauſenden von Wachslichtern und künſtlichen Blumen geziert, und am Ende jeder Straße ein Triumphbogen errichtet. Die Hauptperſonen waren zwei gar hübſche Kinder: ein kleiner Knabe als Johannes, gepudert, mit einem Schaaffelle bekleidet, die Arme und Beine nackt, und mit unzähligen goldnen Ketten, Armbändern, Uhren — ein kleiner Anachronismus — behängt, und ein kleines Mädchen als Maria, welches ebenſo gekleidet und geſchmückt war. Trotz des windigen Wetters waren Abends in den Straßen am Hafen große Feuer angezündet, denn hier weiß man nichts von Feuersgefahr.

Obgleich Genua von einer Bevölkerung von 120,000 Einwohnern im Jahr 1790 auf 100,000 herabgekommen iſt, ſo blieb es doch nach Livorno die erſte Handelsſtadt

Italiens. Genua besaß 1830 von der Zahl sämmtlicher Seeschiffe der Häfen des sardinischen Festlandes zwar nur zwei Fünftel, aber von Schiffen langer Fahrt (über 100 Tonnen) sechsmal mehr als die Häfen Savona, Chiavari, Spezia, Nizza und Oneglia zusammengenommen (514 gegen 86) und von Schiffen zwischen 60—100 Tonnen das Doppelte jener Häfen (145 gegen 69). Auch an der Vermehrung der sardinischen Handelsflotte jährlich um etwa ein Sechzigstel hat Genua den hauptsächlichsten Antheil. Indeß ist 1844 gegen das vorhergehende Jahr ein merklicher Rückschritt eingetreten in Folge davon, daß Nizza zum Freihafen erklärt wurde, eine Schwankung, die sich bald wieder ausgleichen wird. Der Gesammtverkehr betrug 1842: 121,440,000 fl., nämlich 72,000,000 fl. Einfuhr und 49,440,000 fl. Ausfuhr; 1843: 133,440,000 fl., nämlich: 73,920,000 fl. Einfuhr und 59,520,000 fl. Ausfuhr. 1844 verminderte sich der Handel mit Kaffee, Zucker, Cacao, Häuten, Wolle und Baumwolle bedeutend gegen das Vorjahr.

Derselbe rührige, nach Gewinn strebende Geist der Genuesen, welcher ihre Stadt zum ersten Handelsplatze Italiens machte und sie, als die Verwaltungskunst noch in der Wiege lag, zu Finanzmännern an so vielen Häfen Europa's werden ließ, führte die Genueser auf die Erfindung des Zahlenlotto, welches noch heute, nachdem es fast überall abgeschafft worden, in Italien und in den beiden größten katholischen Staaten Deutschlands als eine moralisch und materiell verderbliche Geldquelle fortbesteht. In Genua*) nämlich waren die acht Governatori, welche mit dem Dogen den innern Rath oder die Signoria ausmachten, nicht auf Lebensdauer, sondern nur auf zwei Jahre gewählt, und zwar so, daß alle sechs Monate zwei von ihnen abtraten, während zwei andere aus dem großen Rath durch das Loos gewählt wurden. Da nun ein Governatore wenigstens 40 Jahre alt sein mußte, so betrug die Anzahl der Wahlfähigen im großen Rath, ob-

*) Das Lotto. Eine Denkschrift. Nördlingen 1841.

gleich er aus 400 Männern beſtand, doch nicht über 120 Perſonen. Die Namen derſelben wurden im Jahre zuvor gedruckt und befanden ſich in Aller Händen. Am Wahltage aber zog ein Knabe — der reichlich mit Reliquien behängt war, um den Einwirkungen des Satans vorzubeugen — aus einem Topf, in dem die Namen der Wahlfähigen auf Zetteln geſchrieben ſtanden, zwei heraus, deren Eigner ſofort in die Signoria traten. Man benützte ſchon lange die Ziehungen der Governatori, um auf den Namen derſelben Wetten anzuſtellen, aber im Jahr 1620 traf ein gewiſſer Benedetto Gentile die Einrichtung, daß bei ihm, wie bei einem Bankhalter, Jedermann auf zwei Namen der Wahlfähigen eine kleinere oder größere Summe ſetzen konnte; die beiden Treffer zahlte er nach einem gewiſſen Verhältniß vervielfacht heraus, während die 118 Nieten zu ſeinem Vortheil fielen. Wer einen Namen errieth, gewann einen Eſtratto (Auszug), wer beide, eine Ambe. Bald fand man auch an andern Orten Geſchmack an der trefflichen Einrichtung. Als Herr Benedetto längſt vom Satan erwürgt war, wie das Volk glaubte, verbeſſerte man ſeine Erfindung. An die Stelle jener Namen ſetzte man bloße Zahlen. Man fügte noch den Terno hinzu, in neueren Zeiten auch den Quaterno und jenen räthſelhaften Quinterno, der ſich nirgends blicken läßt und nur in den Träumen der Spieler lebt. So entſtand die Zahlenlotterie, die überall fortwucherte. Beſonders im ſüdlichen Italien erfüllt das Lottoſpiel fortwährend die ganze Seele des niedern Volks, nährt ſeinen Aberglauben und verſchlingt ſeine kleinen Erſparniſſe. Jedes denkbare Ereigniß hat ſeine Nummer und wird Veranlaſſung, in's Lotto zu ſetzen, Glücksnummern werden geträumt und errathen, und beſonders Geiſtliche und Fremde gerathen leicht in den Ruf, dieſes zu können, wo es ihnen dann ſchwer fällt, den zudringlichen Bitten des Volks ſich zu entziehen. Auch durch äußeren Pomp wird von den Regierungen dieſes Verderben gefördert, als wenn es nicht genug wäre mit den verführeriſchen Einladungen an den unzähligen Geſchäftszimmern des Lotto. In Rom wird

am Tage des Auszugs der Balkon des Palastes von Monte Citorio festlich geschmückt und mit aufgespannter Leinwand vor der Sonne geschützt. Vor dem Obelisk zieht eine Wache auf. Ein Prälat, in violettem Gewande, verliest die 90 Nummern. Ein Waisenknabe im Chorrock schlägt unter Trompetenton ein Kreuz, zeigt seinen zugeknöpften Aermel und holt aus dem Gefäße die Zahl, die mit lauter Stimme ausgerufen wird. Die Erwartung auf allen Gesichtern macht einer fast allgemeinen Täuschung Platz, nur die wenigen Gewinner jubeln laut und es liegt in der Natur der Sache, daß der so öffentlich gewordene Gewinn, wenn er nicht sehr bedeutend ist, dem Glücklichen nicht zu Gute kommt, indem er sich der Zumuthung nicht entziehen kann, die wenigen Thaler mit seinen guten Freunden zu verjubeln. So fällt der eigentliche Gewinn der Regierung, den Lottopächtern und Weinschenken zu. — In Baiern betrugen von 1841—44 die Einsätze der Spieler mit Inbegriff des Stempels 16,338,021 fl., wovon 40 vom Hundert wieder gewonnen werden, die Betriebskosten betragen $6^1/_2$ vom Hundert, die reine Einnahme des Lotto in der gedachten Zeit 5,339,166 fl. Es gibt 444 Collekten; jeder Collekteur gewinnt 5 vom Hundert von den bei ihm gemachten Einsätzen. In Oberbaiern kommen bei 99 Collekten auf den Kopf 2 fl. 58 kr. Spielgeld, in der Pfalz bei 20 Collekten 20 kr. Da der geringste Einsatz $3^1/_2$ Kreuzer beträgt, so spielen sogar Almosenempfänger. (Ueber den schädlichen Einfluß des Lotto in Oestreich vergl. Grenzboten 1847, Nr. 25.)

Die Küste von Genua nach Nizza, Riva di Ponente, ist wegen ihrer Abwechselung, ihres reichen Anbaues und ihrer üppigen Vegetation weit berühmt. Der Pflanzenwuchs ist, weil die Seealpen, dicht an der Küste herstreichend, dieselbe vor allen Nordwinden schützen, ganz der Zone von Neapel gleich (mittlere Temperatur zu Neapel + 16,8, Genua + 16,4, Nizza + 15,5), sogar noch reicher an Palmen, von denen ganze Pflanzungen hier vorkommen, als die der neapolitanischen Gegend. Man unterscheidet überhaupt drei Gebiete der Vegetation in

Italien: das von Oberitalien mit Parma und Modena, das von Mittelitalien, Toscana, Lucca und den Kirchenstaat begreifend, und das am Felsenthor von Terracina beginnende süditalienische oder neapolitanische, das eigentliche Vaterland der Orange, Citrone, des Oleanders, der Myrte, Palme, Aloe, des Cactus, der Feige, des Oelbaums. Eine höhere Steigerung dieser Zone, indem zwar wenig neue Gewächse hinzutreten, die Pflanzen aber noch größer werden, bietet Sicilien dar. Zu der süditalienischen Zone gehört nun auch noch die Küste von Genua nach Ost und West, die borromäischen Inseln und einzelne geschützte Punkte am Comer- und Gardasee.

Vielleicht die schönste Strecke dieser gerühmten Küste ist der Theil bis zu dem Seehafen Savona, wo man bald auf's Meer, bald in's Innere des Landes die schönsten Aussichten hat.

Von da an treten die Gebirge dem Meere näher und nun hat die Küste und die an ihr hinziehende Straße ganz regelmäßig folgende Bildung. Die Alpen streichen nahe am Meeresstrande hin und senden fast in gleichen Zwischenräumen Ausläufer zum Meer, welche Vorgebirge bilden; zwischen je zwei Bergen ist ein muldenförmiges Thal. Man fährt nun einen Felsen hinauf und entfernt sich zugleich vom Lande, während man bei'm Herabfahren in der Richtung nach der Küstenlinie zu sich bewegt; nun kommt man in ein Thal, das mit Oelbäumen bepflanzt ist, in welchem ein größeres Städtchen oder ein Fischerdorf liegt. Die niedrigste Stelle des Thals nimmt stets eine Fiumare ein, ein breites, nicht überbrückbares flaches Flußbett voller Steine, das, im Frühjahr mit Alpenschneewasser erfüllt, zum verheerenden Strome anschwillt, während in den übrigen Jahreszeiten nur ein schmales Bächlein sich durch den Sand windet. Man fährt nach diesem Thal wieder einen Berg hinauf, dann hinab und so geht es fort bis zu dem reizenden Mentone, welches unbeschreiblich lieblich in seinen Orangengärten liegt. Nun ersteigt man in $3^1/_2$ Stunden die gewaltige Höhe der Turbia, sieht unter sich auf seinem Vorgebirg Monaco

liegen, dann die phantastisch ausgezackte Halbinsel von Villafranca und fährt endlich nach Nizza hinunter.

Ein Theil der Küste mit Monaco und Mentone, etwa eine halbe Geviertmeile mit 7500 Einwohnern, gehört dem halbsouveränen Fürsten von Monaco, der in Paris residirt und in seiner Hauptstadt, die von 300 Sardiniern besetzt ist, einen Statthalter hält.

Die hauptsächlichsten Städte dieser Küste sind außerdem: Savona, Finale, Albenga, Oneglia, S. Remo, Ventimiglia, Villafranca und Nizza.

Savona mit 14,000 Einwohnern hat fast nur Zwischenhandel mit sardinischen und toscanischen Hafenplätzen; die Zahl der einlaufenden Schiffe, etwa 2000 jährlich von 60,000 Tonnen Gehalt, besteht zu $^{24}/_{25}$ aus Nationalschiffen.

Albenga, eine kleine, finstere Stadt mit kaum einer fahrbaren Straße, war bis 1805 ein Freistaat.

Oneglia und die kleinen Hafenplätze seines Bezirks sehen jährlich 10—1200 Schiffe von 30—35,000 Tonnen einlaufen, S. Remo und Bezirk 6—700 Fahrzeuge. Neben dem alten verfallenen S. Remo, das mit engen, düstern, schmutzigen, oft überbauten Gassen sich einen steilen Berg hinaufzieht, bildet Ventimiglia, das sich jenseits einer Fiumare, über die eine lange Brücke führt, gar stattlich darstellt, mit reinlichen, gut gebauten Häusern und bis zur Höhe des Berges, auf dem ein Castell liegt, fahrbaren Straßen einen schroffen Gegensatz. Im Hafen von Villafranca (11—12,000 Einwohner) laufen etwa 600 Schiffe von 12,000 Tonnen ein.

Nizza liegt im Thale neben dem Schloßberg mit dem zerstörten Castell, statt dessen von ferner Höhe die Feste Montalban herabdroht, eine alte höckerige Stadt, umgeben von den großartigen neuen Vorstädten, welche zum Winteraufenthalt zahlloser Kranken und Schwächlichen dienen, aber im Sommer ist es ein öder, langweiliger und durch große Hitze unangenehmer Aufenthalt. Der Hafen von Nizza ist nach Genua der geräumigste der ligurischen Küste und seine Lebhaftigkeit hat dadurch, daß er 1844 zum Frei-

hafen erklärt wurde, sehr gewonnen. Um 1830 liefen jährlich gegen 2000 Schiffe von 100,000 Tonnen, 1843 dagegen 3847 Schiffe von fast 200,000 Tonnen ein und der Gesammtwerth des Verkehrs stieg, durch den starken Getreidehandel von 18 Millionen Gulden im Jahre 1842, auf 30 Millionen im Jahre 1843.*)

Außer den gewöhnlichen Ausflügen von Nizza nach Cimiez, mehreren Grotten und einigen schönen Küstenpunkten hat sich in neuerer Zeit noch ein höchst interessanter dargeboten, nach der Margaretheninsel mit den algierischen Kriegsgefangenen, welche jenseits des Grenzflusses Var bei dem durch Napoleons Landung im Jahr 1815 bekannten französischen Hafenstädtchen Cannes liegt. Das Eiland dehnt sich lang und flach aus und stießt scheinbar mit der Spitze von Antibes zusammen. Zwei alte Seeleute, deren einer mit auf Elba gewesen war, ruderten uns in einer Stunde hinüber. Sowie das Land näher rückte, traten die hellen Mauern der Festung hervor, und als wir dicht herangekommen waren, sahen wir die weißverhüllten Gestalten der Kabylen, welche, von französischen Soldaten begleitet, Wasser hinauf trugen. Wir wurden ohne alle Schwierigkeiten in die Festung eingelassen und bekamen einen sehr freundlichen, gesprächigen Unteroffizier zum Führer, der uns zuerst in einen von Pallisaden umgebenen Hof brachte, an den auf der einen Seite die Baracken der Spahis, auf der andern die Kaserne des weniger geachteten Fußvolks stoßen. In jeder Beziehung war zwischen beiden Truppengattungen ein Unterschied bemerkbar. Sauberkeit der Kleidung, Anstand der Haltung, Höhe des Wuchses zeichnet die Reiter vor den Fußgängern aus. In der Mitte des Hofes, in einem durch Stricke von jeder profanen Berührung abgeschlossenen Raume saßen fünf Marabuts würdevoll und ernst; einer las, die Brille auf der Nase, im Koran. Ringsum im

*) Ueber Nizza als Krankenaufenthalt vergl.: Ernsts, Nizza und Hyeres in medizinisch-topographischer Beziehung. Bonn, 1839. S. 1—308.

Hofe saßen schachspielend, rauchend oder dahinbrütend und in's Meer hinausschauend die Krieger umher; andere standen in stolzer, aufrechter Haltung an der Thüre ihrer Wohnstätte und betrachteten die Fremdlinge, ohne eine Miene zu verziehen, oder sie wandten sich lächelnd und einen kurzen Kehllaut ausstoßend zu einem Nachbar, worauf sogleich der frühere Ernst wieder eintrat. Einer wollte mit unserm Begleiter auf etwas plumpe Weise scherzen, was dieser sehr ernst zurückwies, wahrscheinlich damit nicht etwa auf diese Weise ein Befreiungsversuch eingeleitet werde. Einmal hat einer dieser Afrikaner bei'm Baden zu entschwimmen gesucht, wurde aber von dem Boote, das Nacht und Tag die Insel beobachtet, eingeholt, noch ehe er das Land erreichte. Man kann sich keine herrlicheren Männergestalten denken, als die da standen, malerisch in ihre Burnus gehüllt, aber auch keine wilderen, bösartigeren Gesichter. Die Meinung Mor. Wagner's (vergl. dessen „Reisen in die Regentschaft Algier" 1841), daß die Kabylen Mischlinge der Araber und der germanischen Vandalen seien, welche vor den Griechen Belisar's in den Atlas geflüchtet, bestätigte die Gesichtsbildung der meisten. Es ist nicht der feine, orientalische Schnitt des arabischen Stammes, sondern breitgedrückte Nasen und aufgeworfene Lippen erinnern an nordeuropäische Völker, nur die dunkle Hautfarbe und das unheimlich glühende Auge an die heiße Sonne Afrika's. — In einem andern Theile des Hofes waren einige mit Holzspalten beschäftigt, darunter mehrere Neger in der neuägyptischen, blau und rothen Tracht. Der malerische Burnus zeigt sich bei dieser Arbeit sehr unbequem. Vor jedem Arthieb mußte er auf die Schulter zurückgeworfen werden und fiel in demselben Augenblick, wie die Art, wieder vorn herab. In einem abgelegenen Theile des Hofes verrichteten Mehrere, auf dem Boden kauernd, ihre Gebete und Abwaschungen. — Wir traten in den Aufenthaltsort der Spahis. Sie schlafen auf dem Boden auf Matratzen; leider haben sie kein arabisches Geräthe mitgebracht; Pfeifen, Trinkgeschirre, Schachspiele, alles ist französisch. Die Fußtruppen waren

in ihrer finstern Wohnung gerade mit Kaffeekochen beschäftigt, als wir sie besuchten, und boten uns freundlich davon an. Sie trinken ihn, wie überhaupt die Südländer, unfiltrirt und zwar kochend heiß, was ihren Zähnen nicht zu schaden scheint. Die Gefangenen sind gut gehalten, haben reichliche Lebensmittel, besonders viel Milch, und für ihre kleinen Bedürfnisse täglich 8 Sous. In diesem Theil der Festung ist auch der Kerker der eisernen Maske, jenes Caspar Hauser's des siebzehnten Jahrhunderts, welcher, auch abgesehen von den düstern Erinnerungen, die sich daran knüpfen, einen trüben Eindruck macht. Ein schmales, gewölbtes Gemach, erhält er sein Licht durch ein enges, nach dem freien, unermeßlichen Meere gerichtetes Fenster, welches in eine sechs Fuß dicke Mauer gebrochen und mit drei Gittern verwahrt ist, deren Stäbe sich so einander decken, daß man nicht einmal eine Kugel hindurchschießen könnte. Die Abtheilung der Weiber konnten wir nur von außen sehen; einige alte Frauen stürzten, als wir uns näherten, mit Kindern auf dem Arme heraus; größere Kinder, gar hübsche schmutzige Geschöpfchen mit dem rothen Feß auf dem Kopfe, steckten bettelnd die Hand zwischen den Pfählen durch. Jüngere Weiber, das Gesicht zur Hälfte mit dem üblichen Leinwandstreifen verhüllt, traten unter die Thür. Einer Schönheit wurden wir nicht ansichtig; sämmtliche Frauen waren fett, schlaff, bleich; ihr Schmuck bestand in Halsketten, buntem Besatz ihrer schmutzig-weißen Tunica's und Tätowirung der Wangen und des Vorderarms; die Männer haben nur das Zeichen ihres Stammes auf's Handgelenk geätzt. — In einer halben Stunde waren wir bei gutem Winde wieder in Cannes und noch an demselben Abend in Nizza.

Wir wenden uns nun zur Riva di Levante nach Lucca zu, welche bis Sarzana ehemals genuesisches Gebiet ist. Verläßt man Genua, so fährt man noch lange zwischen seinen buntbemalten Landhäusern fort, die mit Oelpflanzungen wechseln. Bei Rua hat man durch einen Tunnel einen herrlichen Blick auf Genua zurück, das gerade gegenüber auf der andern Seite des Busens in seiner ganzen

Ausdehnung glänzend erscheint. Wenn man die Reise mit dem Vetturin macht, so kommt man am Abend des ersten Tages nach dem in Cypressen, Pinien, Feigen- und Orangenpflanzungen herrlich gelegenen Sestri di Levante, und fährt am zweiten Tage über einen hohen Ausläufer der Apenninen, so daß die Luft um den Reisenden kühler wird. Hier macht die neapolitanische Vegetation goldgelb blühendem Ginster Platz, der die Felsenwände bekleidet; unter sich hat man das Meer aus dem Gesicht verloren und blickt auf ein Netz rauher, steiler Bergrücken, die von vielen kleinen Thälchen, wie von Narben, durchfurcht sind. Am Abend dieses zweiten Tages erreicht man la Spezia an dem berühmten Golfe gleiches Namens, vielleicht dem schönsten Hafen der Welt, der sehr tief, vollkommen sicher, mit einem durch das Castell S. Maria vertheidigten Eingang aus sieben einzelnen Buchten besteht und alle Kriegsflotten der Welt aufnehmen kann. Das nicht weit entfernte Sarzana, die Grenzstadt, kam unter dem Großherzog Cosmus I. durch Tausch an Genua, indem die Medicäer dafür Livorno erhielten, das seitdem zum ersten Handelsplatz Italiens sich erhoben hat.

Dieser östliche Theil der ligurischen Küste hat außer dem Golf von Spezia, um den sich die Häfen von Lerici und Porto Venere gruppiren, noch den Golf von Rapallo, Chiavari und Porto fino.

IV. Die Insel Sardinien.*)

Die Verbindung dieses Eilandes mit dem sardinischen Festland wird durch königliche Dampfschiffe unterhalten, die dreimal monatlich von Genua abgehen und zweimal nach Porto Torres, einmal nach Cagliari fahren. Läßt

---

*) Nach: A. de la Marmora, voyage en Sardaigne. Paris. Erste Aufl. 1826. Zweite Aufl. 1839. v. Arnim, Reise nach Sicilien und Sardinien. Berlin 1845.

man Corsica links, so hindert der Libeccio (Südwestwind), fährt man rechts, so hat man die Strömung der Straße von S. Bonifacio zu überwinden, daher entscheidet man sich erst an der Nordspitze von Corsica über die nach der Art des Windes einzuschlagende Richtung. Im Gegensatz zu den furchtbar wilden Küsten Corsica's bietet Sardinien auf der östlichen Seite eine angenehme Abwechselung von Flächen, Felsen und schönen Buchten dar. Das Innere ist gebirgig, ohne daß man eine Bergkette nachweisen könnte; es ist vielmehr ein Gebirgsland, wo Hochebenen, durch jähe Quereinschnitte getrennt, mit tiefen Flächen abwechseln. Die höchsten Gipfel sind der Monte Spada (Schwertberg) de Fonni von 5600, der Gennargentu (Janua Argenti, Silberthor) von 7000 und die Spitze Mugianedda de Tonara von 5250 Fuß Höhe. Die größte und zugleich fruchtbarste Ebene des Landes, Campidano genannt, liegt bei Cagliari.

Sardinien hatte zur Römerzeit drei Millionen Bewohner, 1700: 261,674, 1780: 423,514, 1821: 462,000. 1833 hatte die Zahl der Bewohner sich auf 495,000, 1839 auf etwa 512,000 gehoben und betrug am 1. Januar 1847: 543,207, nämlich 267,422 Weiber und 275,785 Männer oder 129,152 Familien, welche 113,681 Häuser in 367 Gemeinden bewohnten. Unter dieser Anzahl waren 8930 Wittwer und 29,013 Wittwen, und 5423 männliche und 943 weibliche Fremde, wovon blos 34 Akatholiken. Auf jede der 430 Quadratmeilen zählt man durchschnittlich 1263 Bewohner. Unter einer Bevölkerung von 412,357 Menschen im Jahr 1824 fanden sich unter andern 1600 adelige Familien von 6200, 16,500 Hirtenfamilien von 85,000 Menschen; 1857 Weltgeistliche und 1125 Mönche; 65,000 Menschen bewohnten Städte.

Die Geschichte der Insel zerfällt nach ihren Beherrschern in sechs Zeiträume.

I. Karthagische Herrschaft. Aus ihr stammen die räthselhaften Nurhags, ohne Kalk, aus großen, gehauenen Steinen erbaute abgestutzte Kegelthürme mit einer durch einen breiten Stein gedeckten niedrigen Thür. Diese

führt entweder zu einem Gang, oder sogleich zu einem dunkeln Zimmer, von dem aus eine Treppe zuweilen zu einem zweiten Stockwerk, immer aber auf die Höhe des Nurhags führt. Zwischen Comer und Pauli Latino sind die meisten; in Allem gibt es nach Arnim 3000, nach Ernst Förster nur 700. Die Bestimmung dieser Thürme ist noch streitig und ihr Name*) gibt keinen genügenden Aufschluß darüber. Wohnungen konnten sie nicht sein, da ihr Inneres ganz dunkel ist, für Gefängnisse oder Wachtthürme sind sie zu zahlreich; am wahrscheinlichsten waren sie dem Feuerdienst der Karthager gewidmet und wurden später zu Begräbnißplätzen benutzt.

II. Römische Herrschaft, seit dem zweiten punischen Krieg. Damals war Cornus, das heutige Corneto, die Hauptstadt.

III. Sarazenische Herrschaft, vom siebenten bis in die Mitte des elften Jahrhunderts. 670 wurde Sardinien zuerst von den Arabern erobert, aber erst gegen Ende des neunten Jahrhunderts wurden wenigstens die Küsten dieses Eilands von ihnen in dauernden Besitz genommen. Der Scheik Musa, der um's Jahr 1000 in Cagliari wohnte, griff von hier aus sogar Pisa an, das nur durch den Muth einer Frau, der Chinzia, gerettet wurde. Es wurde nun ein Kreuzzug gegen die Sarazenen gepredigt und im Jahre 1050 gelang es der vereinigten Seemacht der Genuesen und Pisaner, die Araber von der Insel zu vertreiben.

IV. Pisanisch-genuesische Herrschaft bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Genuesen setzten Richter ein, welche so mächtig und unabhängig wurden, daß sie zuweilen den Königstitel führten, und daß selbst Frauen zur Regierung kamen. So regierte Eleonore von Arborea, Tochter Peter's III. und Schwester Hugo's III., vermählt mit Brancaleone Doria, nach ihres

*) Nur ist phönizisch und heißt Feuer, kommt auch in andern Ortsbezeichnungen der Insel vor: Nurri, Nurallao, Nuraminis.

Bruders Tode vier Jahre allein und dann für deſſen Sohn Mariano bis zu ihrem Tode 1403.

V. Die ſpaniſche Herrſchaft dauerte von 1428 bis zum Frieden von Utrecht 1713. Die Könige von Aragon gelangten nach Beſtätigung der Carta de logu 1421 in den Beſitz der Inſel, nachdem ſie ſchon ſeit 1409 um ſie gekriegt hatten. Während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs zwiſchen Habsburg und Bourbon wurde ſie 1708 von den Engländern für das Haus Habsburg erobert, 1717 von dem Bourbon Philipp V. zurückgenommen und 1720 von Victor Amadeus II. aus dem Hauſe Savoyen gegen Sicilien eingetauſcht.

V. Seitdem iſt Sardinien bei dem ſavoyiſchen Fürſtenhauſe geblieben, das davon, da Kaiſer Friedrich II. 1154 die Inſel zu einem Königreiche erhoben, den Königstitel annahm und deſſen Regenten ſeit Victor Emmanuel dem Eiland größere Sorgfalt zuwenden. An der Spitze des Landes ſteht ein Vicekönig, der meiſt aus dem Militärſtande genommen wird und als luogotenente generale (oberſter Statthalter) der Verwaltung und Rechtspflege vorſteht, das Recht der Begnadigung hat und die Urtheilſprüche unterzeichnet. Als Generalcapitän befehligt er die Land- und Seemacht. Die erſtere beſteht aus 3300 Mann regelmäßiger Truppen, worunter 600 leichte Reiter, und der Guardia civica (Bürgerbewaffnung) von 10,000 Mann, wovon 4000 Reiter, welche 1792 die Inſel tapfer gegen die Franzoſen vertheidigten. Von Landjägern (Carabinieri) ſind 6 Compagnien auf 54 Stationen vertheilt. Außer drei feſten Plätzen Cagliari, Alghero und Caſtel Sardo ſind die Küſten der Inſel noch durch 67 feſte Thürme vertheidigt, die unter der Obhut von 4—500 Küſtenwächtern (Torrari) ſtehen und von dem Lande ſelbſt unterhalten werden. Zwei bewaffnete kleine Schiffe vervollſtändigen den Schutz der Küſte. — Der Vicekönig hat eine Schloßwache, dann noch zu ſeinem perſönlichen Dienſt 24 Hellebardiere und fährt ſtets vier- oder ſechsſpännig aus. Er führt den Titel: Eccellenza und empfängt ſtets vor dem königlichen Throne, zwiſchen einem Kammerherrn

und einem Stabsoffiziere stehend, erwiedert nie einen Besuch und muß überall als der Erste des Landes sich darstellen. Seine Gemahlin hat keinen Antheil an diesen Ehren, daher diese während der dreijährigen Amtsdauer ihres Gemahls gewöhnlich in Turin bleibt. Der Vicekönig besucht zweimal im Jahre mit dem obersten Gerichtshof und dem Generalstab die Gefängnisse, wobei jeder Gefangene ihm seine Klagen vortragen darf. Dieser Besuch heißt Sigiata. Dem Vicekönig steht ein Staatssecretär zur Seite. Die zweite Person des Landes ist der Vorsitzer des ersten Gerichtshofes (Audienza Reale), der den Namen Reggente führt, zugleich erster Rath des Vicekönigs ist und auch der großen Kanzlei vorsteht. Die Audienza, 1661 gestiftet, besteht außer dem Reggente in einem Vicepräsidenten und dreizehn Richtern; sie führt den Titel Eccellenza eccellentissima, ist Civil- und Criminalsenat; sie registrirt die königlichen Beschlüsse und kann dagegen Vorstellungen machen, sie hat die Uebergriffe der Geistlichen zu überwachen und erst durch ihre Beistimmung erhalten die Beschlüsse des Vicekönigs Gesetzeskraft. Nächst der carta de logu, welche 1495 die Gesetzgebung Eleonorens von Arborea für gültig anerkannte und die Grundlage der heutigen Gesetzgebung von Sardinien bildet, haben noch die Regie prammatiche von 1636, die königlichen Befehle (Editti) und vicekönigliche Verordnungen (Pregoni, Bitten) Gesetzeskraft. Ferner ist die Macht des Statthalters durch berathende Stände (Stamenti) beschränkt, wozu die Geistlichen, der Adel und die Städte (Stamenti reali) Abgeordnete schicken. Alle Adelige über 20 Jahre sind Mitglieder derselben. Der Adel steht allein unter der Audienza, hat keine persönlichen Leistungen und braucht sich auf gerichtliche Vorladungen erst nach 26 Tagen zu stellen; er wird in peinlichen Fällen nur von seines Gleichen gerichtet und im Falle der Verurtheilung zum Tode enthauptet, nicht gehängt.

Die Geistlichkeit der Insel ist sehr reich; sie steht unter drei Erzbischöfen: von Cagliari (mit 37,300 fl. Einkünften), Oristano und Sassari, und elf Capiteln,

deren reichſtes das zu Cagliari iſt. Man zählt 93 Mönchs- und 13 Nonnenklöſter, deren feſte Einkünfte aus Grundzinſen zuſammen auf 346,360 fl. ſich belaufen. Die Nonnenklöſter befinden ſich meiſt in den Städten und ſind gewöhnlich mit Erziehungsanſtalten verbunden. Von den Zeiten der ſpaniſchen Herrſchaft her hat ſich in den Nonnenklöſtern die cataloniſche und bei den Capuzinerinnen der ſtrengen Regel die caſtilianiſche Sprache erhalten. Das Mercedarikloſter in Cagliari zählt 32 Mönche, welche ſonſt Redemptoriſten waren, jetzt aber ein Schiffchen bewachen, welches eine Pilgerin 1370 an einem wollenen Faden in der Kirche aufgehangen hat und welches jedesmal den herrſchenden Wind anzeigen ſoll. Es iſt noch nicht lange, daß Redemptoriſten in Sardinien überflüſſig geworden ſind, denn noch jetzt leben in Cagliari zwei Frauen, die jahrelang in tuneſiſcher Gefangenſchaft waren und die Mutter des jetzigen Bey von Tunis iſt eine entführte Sardinierin. In der Nacht zum Aſchermittwoch des Jahres 1812 wurde das Eiland Antioco, ſüdweſtlich von Sardinien, von Tuneſern überfallen, die ſorgloſen Truppen niedergemetzelt und die Bewohner in die Sclaverei geſchleppt. In demſelben Jahre vertheidigte der Befehlshaber eines Thurmes, Sebaſtian Melis, der nur ſeinen Sohn und einen Kanonier bei ſich hatte, nachdem jener gefallen und dieſer außer Kampf geſetzt war, ſich noch zehn Stunden lang gegen die Angreifenden, welche vergebens die Thüre zu ſprengen und zu verbrennen ſuchten, bis ihm endlich aus den benachbarten Dörfern Hülfe kam.

Nach dem Adel und der Geiſtlichkeit ſind die Anwälte der einflußreichſte Stand. In den beiden Hauptſtädten Cagliari und Saſſari zählt man 150 Advocaten und 40 Procuratoren.

Der Stand der Heilkunde iſt noch ſehr niedrig. Nur wenige Dörfer haben Aerzte, gewöhnlich Wundärzte, deren Kenntniſſe ſich nicht über die kleine Chirurgie erſtrecken, deren Unwiſſenheit aber nicht geringer iſt als ihr Hochmuth. Obgleich ſie meiſt zugleich Barbiere ſind, ſo

ſtellen ſie ſich doch den Aerzten gleich*), deren Rechte ſie ſich anmaßen, und wiſſen durch ihre Feindſeligkeit gebildete Aerzte, an denen die Städte Ueberfluß haben, vom Lande abzuhalten. Um dieſem Uebel abzuhelfen, hat die Regierung Diſtrictärzte (medico di condotta) eingeſetzt, welche einen feſten Gehalt aus Gemeindemitteln beziehen. Jede der zehn Provinzen hat einen Geſundheitsrath, welcher im nördlichen Landestheil von der Obergeſundheitsbehörde von Saſſari, im ſüdlichen von der in Cagliari abhängt. Wegen der erwähnten niedrigen geſellſchaftlichen Stellung der Wundärzte und des mangelhaften Unterrichts darin auf den beiden Hochſchulen der Inſel ſteht die Chirurgie in der öffentlichen Meinung ſehr niedrig und ſelten widmet ſich ihrem Studium ein Jüngling aus den beſſern Ständen; indeſſen wird in dieſem Verhältniß wohl eine Aenderung bewirkt werden durch das Geſetz vom 1. November 1844, welches für den ganzen Umfang der Monarchie die früher getrennten Studien der Heilkunde und Wundarzneikunſt vereinigt. Auch die Apotheker haben geringe Kenntniſſe und beziehen ſelbſt ſehr einfache Mittel aus Genua, Livorno oder Neapel. Auch für ſie waren die Lehrmittel der Hochſchulen in Phyſik und Chemie ſehr ungenügend, ja der Lehrſtuhl der Naturgeſchichte in Cagliari iſt erſt ſeit zehn Jahren errichtet und die aus alten Kloſterbibliotheken zuſammengeſetzten Bücherſammlungen der beiden Univerſitäten bieten nur alte theologiſche und juriſtiſche Werke. Es gibt auf der Inſel nur vier Krankenhäuſer, in Cagliari, Saſſari, Oriſtano und Alghero, welche von barmherzigen Brüdern verſehen werden, auch beſteht in Cagliari ein Verſorgungshaus für unheilbare Frauen. Abhängig von dem Erzbiſchof von Cagliari beſtehen in allen Provinzen unter geiſtlichen Vorſtehern wohlthätige

*) Der Profeſſor Moris in Turin, welcher zum Behuf ſeines Werkes über die Flora der Inſel das Innere derſelben durchreiſte, ließ ſich in einem ſolchen Dorf raſiren. Da er ſich dabei gelegentlich als Arzt zu erkennen gegeben hatte, wollte der Barbier keinen Lohn annehmen, indem Collegen einander gefällig ſein müßten.

Vereine, welche in Cagliari zwei Anſtalten für Waiſenkinder beider Geſchlechter und in Saſſari ein weibliches Waiſenhaus unterhalten. Ein Findelhaus beſteht noch nicht; die Verpflegungskoſten der Findlinge werden theils von der Regierung, theils von den Gemeinden aufgebracht. — Das Protomedicat in Cagliari, aus einem Präſidenten und fünf Beiſitzern beſtehend, hat die Aufſicht über den mediziniſchen Unterricht, die Prüfungen der Medizinalperſonen, die Unterſuchung der Apotheken und der zur See eingeführten Heilmittel; Saſſari hat ein Viceprotomedicat. Die Geſundheitsbehörde zur Sicherung der Häfen gegen die Peſt von zwölf Mitgliedern beſteht unter dem Vorſitz des Vicekönigs aus Juriſten, Verwaltungsbeamten, Geiſtlichen, Land- und Seeoffizieren und Aerzten, und hat ſeine Beamten bis in die kleinſten Häfen. Quarantänen beſtehen in Cagliari, Alghero und für Saſſari bei Porto Torres. Auch an den Junten zur Beförderung der Kuhpocken-Impfung nehmen außer den Aerzten und Beamten Geiſtliche Theil, deren Einfluß bei dieſem Volk ſo mächtig iſt. Erſt 1828 wurde durch königliches Edict vom 8. Febr. die Impfung auf der Inſel allgemein vorgeſchrieben, worauf die Liſten von 1829: 18,230 Geimpfte nachwieſen.

Sehr zahlreich ſind die Heilquellen*) der Inſel, welche von den Römern ſchon benutzt wurden; man hat aber ihre Badegebäude verfallen laſſen und wo die Regierung neue Anſtalten erbauen ließ, wurden ſie nicht benutzt, da die Beſucher mehr durch einen außergewöhnlichen Fall von Heilung als durch den Rath der Aerzte zur Wahl der Heilquellen ſich beſtimmen ließen. — Fiebergegenden ſind die Gegend von Poſada und manche Strecken bei Cagliari; die ſchlimme Zeit dauert vom Juni bis zum October.

Unterrichtsanſtalten ſind die beiden Univerſitäten und zwei Jeſuitencollegien in den beiden Hauptſtädten (1837—38 mit 250 und 222 Schülern); die weibliche Jugend der höheren Stände wird in einer Anſtalt in Cagliari und in Nonnenklöſtern erzogen. Der

*) Unterſuchungen ſ. bei Marmora S. 108—111.

Volksunterricht ist noch so vernachlässigt, daß, wie im Mittelalter, hier noch der ganze schriftliche Verkehr großer Dörfer in den Händen von zwei bis drei Leuten ruht, welche allein lesen und schreiben können, was zu den ärgsten Mißbräuchen führt.

Ebenfalls auf einer niedrigen Stufe steht der Gewerbfleiß; er beschränkt sich auf die Verfertigung von grobem Tuch, wollenen Fußdecken (furesi), Leinwand, Töpferwaaren, auf Bereitung von Seesalz und Färberei mit den Blättern der Myrte. Aus der Wolle der Pinna marina (Steckmuschel) werden Halstücher und Handschuhe gewoben. Von größern Fabriken gibt es eine für Baumwolle zu Cagliari, eine für Seidenwaaren und eine für Maroquin zu Sassari.

Das Klima der Insel Sardinien ist ein Seeklima, das von dem genuesischen wenig abweicht, nur in den Gebirgsgegenden etwas rauher ist, daher im Ganzen die Insel dieselben Erzeugnisse wie die genuesische Küste, nur etwas später bringt. Die Sommer sind gewöhnlich sehr trocken. Der Ackerbau beginnt erst in neuester Zeit sich zu heben; fast bis auf den jetzigen König Carl Albert waren die Krone und die Klöster bis auf wenige Ausnahmen Besitzer des Bodens. Die spanische Verwaltung hatte das Lehnsystem geschaffen und von ihren 375 Lehnsträgern mußte wenigstens die Hälfte aus Spaniern bestehen. Verträge mit den Pächtern wurden nur auf ein Jahr abgeschlossen. Erst 1835 wurde das Land den Belehnten als Eigenthum zugesprochen, dagegen ihre Gerichtsbarkeit über die Pächter und die Frohndienste dieser aufgehoben, ihre Dienstleistungen an die Gutsherren aber festgestellt. Der Zehnte an die Geistlichkeit wird noch bezahlt. Zur Förderung des Ackerbaues wurde 1836 die Mustermeierei Vittore Emmanuelle in den ehemaligen Sümpfen von Luri und Samassi, drei bis vier Meilen von Cagliari, durch drei Franzosen und den Schweizer Ehrsam angelegt. 2500 Hektaren Landes wurden 1838 der Gesellschaft kosten- und abgabenfrei geschenkt. Es ist ein deutscher Meierhof, nach Thaer's Grundsätzen eingerichtet, nur

ohne Scheuern, welche in diesem Lande überflüssig sind, wo das Getreide, wenn es durch Ochsen (hier durch Dreschmaschinen ersetzt) ausgedroschen und durch den Abendwind gereinigt ist, sogleich versendet wird. Der Boden ist zum Weizenbau sehr geeignet, so fruchtbar, daß er keines Düngers bedarf, und dient abwechselnd als Weide und Feld. 1838—39 wurde der große Entwässerungscanal des Gutes von 24,600 Fuß Länge vollendet. Dabei erkrankten und starben viele fremde Arbeiter, die Sardinier blieben gesund. An der ganzen Anstalt sind 132 Personen angestellt. — Die Sicherheit der Felder wird in Sardinien durch eine eigenthümliche Einrichtung von bewaffneten Flurhütern, Baracelli genannt, aufrecht erhalten. Sie suchen die Räuber von Vieh und Ackergeräthschaften zu entdecken, und wenn dies nicht gelingt, so werden aus der durch Beiträge der Gemeinden gebildeten Baracellats-Casse die Verluste ersetzt. Zur Unterstützung des Ackerbaues bestehen in jedem District Hülfscassen, **monti di soccorso**, welche Vorschüsse an Geld und Saatkorn leisten.

Das Rindvieh dieses Eilandes ist klein, aber kräftig und lebendig, so daß man mit Ochsen im Trab fahren kann. Sie laufen frei auf den Feldern herum und erhalten blos frisches Futter. Butter und Kalbfleisch gibt es fast nicht, da es für grausam und gottlos gilt, Kälber zu schlachten. (Vergl. Merico S. 76.) — Von den sardinischen Pferden unterscheidet man drei Stämme, welche ihrer Größe nach verschieden sind. Sie zeichnen sich sämmtlich durch Kraft und Sicherheit in den Beinen, durch Ausdauer, langes Leben, große Gutmüthigkeit und Treue aus. Sie sind sehr genügsam und vertragen Stroh und Gerste besser, als Hafer und Heu. — Die Schweine wurden schon von den Römern geschätzt; die frei herumlaufenden kreuzen sich in den Wäldern mit den wilden. — Der Esel ist ein so wichtiges Thier, wie überall im gebirgigen Süden und bildet einen Theil der Ausstattung jeder Braut. — Wölfe und giftige Schlangen gibt es nicht auf dem Eiland; der Scorpion ist unschädlich, nur die Heuschrecken richten zuweilen Verheerungen an.

Die Küſten ſind reich an Fiſchen; beſonders bedeutend iſt der Thunfiſchfang.

Die Südfrüchte reichen nur für den eignen Bedarf der Inſel aus, dagegen wird Oel für etwa 100,000 fl. jährlich, Wein für 500,000 fl., Getreide für 600,000 fl. ausgeführt.

Die Wälder, früher wenig beachtet, liefern Kork und vortreffliches hartes Eichenholz, beſonders für die franzöſiſche Marine. (Werth der jährlichen Ausfuhr an Bauholz: 100,000 fl.)

Aus dem Mineralreich ſind die wichtigſten Erzeugniſſe Granit, Schiefer, viele Marmorarten, auch Cipollino, Trachyt, Baſalt, ferner an Metallen Silber, Blei (3000 Centner jährlich), Eiſen, das nicht gehörig ausgebeutet wird, ſo daß die Inſel trotz ihrer reichen Eiſengruben jährlich 12,000 Centner dieſes Metalls aus England und Schweden bezieht; endlich Spuren von Queckſilber bei Oriſtano, die nicht gehörig verfolgt ſind.

Die Volksmundart ſteht dem Lateiniſchen ſehr nahe; ſo lautet der Anfang eines Liedes auf den König: **Conservet Deus su re, Salvet su regu sardu** u. ſ. w. Andere Worte ſtammen aus dem Arabiſchen, manche aus dem Spaniſchen, viele ſind griechiſchen Urſprungs oder weiſen auf griechiſche Sitte hin, ſo **capudanni** (**capo d'anno**, Anfang des Jahrs), ſtatt September, weil die Griechen ihr Jahr mit dieſem Monat begannen, endlich iſt auch ein deutſcher Ausdruck, wahrſcheinlich durch die deutſchen Miethstruppen in ſardiniſchem Sold, hier eingebürgert: **setzesi** in der Bedeutung: ſetzen Sie ſich! Das Landvolk iſt ſehr dem Putz ergeben; der junge Bauer kennt bis zur Heirath kein Bett, Sonntags aber tanzen Mädchen und Männer in den prächtigſten Brokatkleidern, die Mädchen mit goldenen Halsketten und die Finger bis zu den Spitzen mit koſtbaren Ringen bedeckt, ihren Rundtanz bei'm Schall der Launedda. Dies iſt ein aus drei Schilfröhren, von verſchiedener Länge und mit mehreren Oeffnungen, zuſammengeſetztes Blasinſtrument, das wie eine Clarinette, manchmal auch mit der Naſe, geblaſen

wird.*) Die Tänze sind schön und eigenthümlich, besonders in Pirri. Der Kreis der Tanzenden bewegt sich um den Musikanten und bei Bildung der Runde darf nur der begünstigte Liebhaber seine Finger in die Hand des Mädchens verflechten, jeder Andere die Hand derselben nur leise berühren. Verletzungen dieser Sitte führen leicht zu Ermordungen, welche dann durch die hier wie in Corsica bestehende Blutrache zu einer Menge anderer Verbrechen führen. Die Verfolgten fliehen wechselseitig von einem Eiland zum andern, ein Umstand, der die Ausübung der Rechtspflege in Sardinien wie in Corsica sehr erschwert. — Die Bewerbungen um die Gunst der Mädchen finden, wie in der Schweiz und Tyrol, Abends durch das sogenannte Fenstern statt; sie werden jahrelang mit der größten Ritterlichkeit und Empfindsamkeit fortgesetzt und bleiben durch die vergitterten Fenster und Söller und die Aufsicht der Verwandten im Gegensatz zu jenen Ländern, wo der Kiltgang so üble Folgen für die Sittlichkeit hat, immer in den Grenzen des Anstands. Die Feld- und Stallarbeit verrichten die Männer allein. Die eigenthümliche Tracht der untern Volksclassen besteht für Männer aus einem langen Wamms mit Gurt, oben weiten, unten engern Hosen, hohen Stiefeln, phrygischer Schiffermütze und Kapuzenmantel; die Aermel des Wammses sind geschlitzt, wie auch bei den Weibern, welche ein ausgeschnittenes Leibchen und eine Art Turban tragen. In Sardinien ist nie die italienische Uhr üblich gewesen.

Nach den beiden Hauptstädten wird das Land in zwei Provinzen, Capo di Sopra oder di Sassari im Norden, und Capo di Sotto oder di Cagliari im Süden, getheilt. Cagliari, Caralis der Römer, phönizischen Ursprungs, befestigte Stadt an der Mündung der Malargia mit 30,063 (1847) Einwohnern und einem auf Felsen hochgelegenen Castell mit dem vicekönigl[ichen] Schloß, das eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die wohlbebaute Ebene

*) Im Jahr 1844 sah ich zu Foligno in einem Conzert einen „Professore" aus Ancona das Flageolett mit der Nase blasen. Str.

und das Meer gewährt, besteht aus drei Theilen: 1) Stampece, der Haupttheil, der Mittelpunkt des Lebens, Verkehrs und Reichthums. In der Straße S. Michele wird im Carneval ein eigenthümliches Pferderennen gehalten, wobei vier zugleich am Ziel ankommen müssen. 2) La Marina, Hafen- und Handelsquartier. Der Hafen ist schön, aber wenig besucht, weil das Eiland wenig Schiffe besitzt (zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch kein einziges), weil die Quarantaine selbst für Schiffe, die aus Algier kommen, mit ganzer Strenge fortbesteht, endlich weil auch im Zollwesen die Verwaltung des Festlandes von der der Insel gänzlich getrennt ist, und alle Waaren ohne Rücksicht auf ihren Ursprung, hier der Besteuerung unterliegen. 3) Villa nuova (Neustadt), einer Reihe von Landhäusern mit Anlagen. Auf dem Tagestheater sah v. Arnim hier Kotzebue's Johanna von Montfaucon aufführen.

Man zählt in Cagliari 20 Klöster und 38 Kirchen, unter denen nur die Kathedrale durch ihren Reichthum ausgezeichnet ist. Altar, Leuchter und Monstranzen sind von feinem Silber. Eine der letzteren hat Ludwig XVIII. hierher geschenkt, weil der Leichnam seiner Gemahlin, einer sardinischen Prinzessin, hier geruht hatte, ehe er in Paris beigesetzt werden konnte. Der Form nach sind die Kirchen immer noch Asyle für verfolgte Verbrecher; weder Polizei noch Militär darf dieselben betreten, doch wird die verlangte Auslieferung nie verweigert.

Für den höheren Unterricht besteht hier seit 1606 eine Universität, welche 1763 neu eingerichtet wurde und 1769 ihre eigne Druckerei erhielt, ein Jesuitencollegium und eine höhere weibliche Erziehungsanstalt. Im Schuljahre 1837—38 zählte die theologische Facultät drei Lehrer und 50 Studenten, die juristische fünf Lehrer und 66 Studenten, die medizinische fünf Lehrer und 10 Studenten, die chirurgische zwei Lehrer und 22 Studenten, die philosophische sieben Lehrer und 170 Studenten. Außerdem gab es noch fünf außerordentliche Professoren, so daß sich eine Gesammtzahl von 27 Docenten und 518 Studenten ergibt.

Digitized by Google

An akademiſchen Anſtalten beſtanden die Bücherſammlung, das phyſikaliſche Cabinet, die chemiſche Werkſtätte, eine zoologiſche und eine antiquariſche Sammlung, mit Alterthümern römiſchen und phöniziſchen Urſprungs, worunter ſich karthagiſche Idole auszeichnen, wie ſich deren auch im königlichen Muſeum in Turin finden und wie ſie Arnim a. a. O. abbildete. In Cagliari ſelbſt findet man außer Katakomben und Reſten eines Theaters wenig römiſche Bauwerke. Nach dem alten Turris Lybiconis oder Libiſſonis, dem Hafen Torres bei Saſſari, führte eine Römerſtraße; bei Oriſtano iſt noch eine Römerbrücke erhalten; bei Fordongiani mitten im Lande ſind Reſte eines Forum Trajani, zu Terra nuova am nördlichen Theil der Oſtküſte Trümmer römiſcher Waſſerleitungen.

Die zweite unanſehnliche Hauptſtadt Saſſari mit 22,883 (1847) Einwohnern hat ſeit 1765 neben ihrem Jeſuitencollegium auch eine unbedeutende Hochſchule, welche 1837 bis 38 in der theologiſchen Facultät 3 Lehrer und 48 Studenten, in der juriſtiſchen 5 Lehrer und 68 Studenten, in der mediziniſchen 3 Lehrer und 21 Studenten, in der chirurgiſchen einen Lehrer und 22 Studenten, in der philoſophiſchen 6 Lehrer und 120 Studenten, außerdem zwei außerordentliche Profeſſoren, auf 279 Studenten alſo 20 Lehrer zählte. An akademiſchen Anſtalten gab es nur eine Bibliothek, phyſikaliſche Sammlung und chemiſche Werkſtätte. Saſſari mit ſeiner Gegend erfreut ſich eines mäßigen Wohlſtandes; in dem benachbarten Orzieri fand Arnim unter 9000 Einwohnern nur 25 Bettler. In der Nähe iſt ein Park angelegt worden, und nach Alghero, einer Stadt von 8716 Einwohnern (1847) an der Weſtküſte mit ſehenswerther Tropfſteinhöhle, wird eine Straße gebaut. Die Heerſtraße nach Cagliari folgt größtentheils dem alten Römerweg und iſt mit guten Wirthshäuſern verſehen. Sie führt über Oriſtano, die dritte Stadt der Inſel, mit ſtarkem Weinbau. In Saſſari ſelbſt ſind die Gaſthäuſer ſchlecht und beſchränkt an Raum. Zu den beſten gehören Hôtel de France, leone d'oro und albergo sassarese mit zwei Gaſtzimmern. Statt des

Hafens Torres soll jetzt der **Golfo degl' aranci** zum Hafen von Sassari eingerichtet und mit dieser Stadt verbunden werden.

Der Gesammtwerth der Einfuhr und Ausfuhr der Insel Sardinien war 1840 etwa 4,800,000 fl., stieg 1841 auf 7,440,000, 1842 auf 8,520,000, wobei die Ausfuhr sich um etwa 330,000 fl. höher stellte, als die Einfuhr. Es war dieses günstige Ergebniß durch eine starke Ausfuhr von Getreide und Schlachtvieh, besonders nach Algier, bewirkt, 1843 aber sank durch den mittelmäßigen Ausfall der Ernte die Einfuhr auf 2,460,800 und in diesem Verhältnisse auch die Ausfuhr auf 3,720,960 fl., wovon für 1,920,000 fl. Manufacturwaaren; den Rest der Einfuhr bildeten kurze Waaren, rohe und gegerbte Häute, Metalle, Papier, gesalzene Fische, Glaswaaren, Kaffee und Zucker u. a. Colonialwaaren. Die Ausfuhr bestand in 7,300,000 Zollcentnern Getreide, 1,142,000 Centnern Olivenöl, 3,554,000 Centnern Käse, 38,000 Centnern Korallen, 160,000 Centnern Bleiglanz, 420,000 Centnern Thunfisch u. s. w.

In dem Jahre 1843 betrug die Schifffahrtsbewegung in sämmtlichen Häfen der Insel 1120 angekommene und abgegangene Fahrzeuge von 63,000 Tonnen, 1227 Schiffe von 91,000 Tonnen weniger als im Jahre 1842, was sich durch die verminderte Getreideausfuhr erklärt.

Zu Sardinien gehören noch 44 Inseln mit dem Flächengehalt von 8 Geviertmeilen, wovon 8 bewohnt sind. Auf dem Eiland Tavolara an der Nordostspitze wohnt ein Ziegenhirt ganz allein mit seiner Frau und heißt scherzhaft der König von Tavolara, eine Würde, die er auch dem König von Sardinien, als dieser bei seinem Besuche der Insel ihn rufen ließ, gegenüber geltend machte. Ein anderes Eremitenpaar von weniger hohen Ansprüchen bewohnt die Insel Santa Maddalena im Nordost von Sardinien seit 1840, ein englisches Ehepaar Namens Collins, das von einer sardinischen Magd bedient mit Jagd und Fischerei sich beschäftigt und nährt.

Zweiter Abſchnitt.

Das lombardiſch-venetianiſche Königreich.

Nördlich von den rhätiſchen oder graubündner, tyroler, noriſchen, carniſchen und juliſchen Alpen begrenzt, deren höchſte Gipfel ſind: Ortlerſpitze von 14,400, Vogelberg von 10,200, Oroberg von 9900, Septimerpaß von 7000, Splügen- und Bernhardinpaß von je 6000, Lukmanier von 5700 Fuß Höhe u. ſ. w., bietet dieſes Land dem nordiſchen Reiſenden, der nicht die Ueberfahrt von Trieſt nach Venedig wählt, verſchiedene Alpenſtraßen zum Zugang dar. Von Chur nach Mailand entweder über die 1825 vollendete Splügenſtraße von Thuſis über das 6451 Fuß hoch gelegene Dorf Splügen nach Cläven (Chiavenna) und ſo nach Colico am Nordende des Comerſee's, oder von Splügen nach S. Bernhardin über den Bernhardinberg und dann nach Bellinzona; von Innsbruck nach Mailand über das Wormſer oder Stilfſſer Joch, den Stelvio, deſſen höchſter Punkt die Franzhöhe von 8400 Fuß iſt.

Die 1830 eröffnete Gotthardſtraße beginnt bei Fluellen am Vierwaldſtätterſee, bis wohin die Poſt mit dem Dampfſchiff von Luzern geſchafft wird, durchſchneidet das Reußthal des Cantons Uri, beginnt bei Amſteg zu ſteigen, überſchreitet den Gotthard in einer Höhe von 6386 Fuß und geht über Bellinzona nach Mailand.

Die Splügenſtraße trifft demnach bei Colico mit der Stilfſſer, die Bernhardinſtraße bei Bellinzona mit der vom Gotthard zuſammen. Endlich führt von Innsbruck eine Straße über den Brenner nach Venedig oder durch die Veroneſer Klauſe nach Verona. Man wählt gewöhnlich im Sommer und um nach Italien zu gehen die Schweiz und Mailand, im Winter und um aus Italien zu gehen

Tyrol, denn der Weg über Splügen und Gotthard ist schon durch Schneefälle und Stürme gefährlich, wenn der über den Brenner noch gar nicht beschwerlich ist.

Geographisch läßt sich dies Land von 831 Geviertmeilen als der südliche Abhang der graubündner, tyroler und kärntner Alpen betrachten, als das Gebiet der untern Etsch, mehrerer kleinen Küstenflüsse, (wie der Brenta, Piave, des Tagliamento) und das linke Ufer des mittlern und untern Po, endlich als das westliche Ufer des Venediger Busens; politisch zerfällt es in zwei Statthalterschaften, Venedig und Mailand, deren Grenze nördlich der Gardasee, südlich auf einer kleinen Strecke der Po bildet; an der Spitze des Landes steht ein Vicekönig aus der kaiserlichen Familie, der seinen Sitz abwechselnd in beiden Hauptstädten hat. Die Statthalterschaft Venedig zerfällt in die Provinzen Venedig, Udine, Belluno, Treviso, Vicenza, Verona, Padua, Rovigo; die Lombardei in die Provinzen Mailand, Pavia, Como, Sondrio, Bergamo, Lodi, Cremona, Brescia, Mantua. Das Land ist (mit Ausnahme seines nördlichen Theils, in den sich zahlreiche Ausläufer der Alpen erstrecken) eine Ebene, reich bewässert durch Landseen, Flüsse und Canäle, sumpfig nur am Gestade des adriatischen Meers, besonders an der Pomündung, und bei Mantua. Nur eine vereinzelte Hügelkette vulkanischen Ursprungs erhebt sich im Südosten, das Euganeengebirge oder die paduanischen Berge, in einer Längenausdehnung von 16 und einer Breite von 9 Miglien, deren höchster Gipfel, Monte Venda, zu 1692 Fuß ansteigt. Hier liegen die berühmten Heilquellen: Monte Ortone, Recoaro, Abano u. s. w. und Petrarca's Geburtsort: Arqua, mit zahlreichen Erinnerungen an diesen Dichter.

Die größten Landseen sind der lange See, von dem jetzt nur das östliche Gestade noch Oestreich angehört, seit Sardinien den Strich des Herzogthums Mailand zwischen Sesia und Tessin und mit ihm die Inseln der Mailändischen Familie Borromeo der bedrängten Maria Theresia abdrang; ferner berührt der Luganersee das Mailändische mit mehreren seiner Spitzen, aber der Comersee gehört

gänzlich dem Lande an und mit Ausnahme seiner Nordspitze der Gardasee.

Der Comersee ist als der König der schweizer und italienischen Seen zu betrachten, da er das Großartige mit dem Lieblichen in seltener Weise vereinigt. Am Nordende sieht man dicht vor sich die Felsen und Schneehäupter der Alpen, während man nach allen übrigen Seiten die reichste südliche Vegetation um sich hat und Landhäuser, welche die bekanntesten Namen aller Völker Europa's tragen. Dabei gestattet die geringe Breite des See's immer, beide Ufer zu überschauen, seine Krümmung und die eigenthümliche Spaltung seiner Wasserfläche in zwei südliche Arme, die sich nach Como und Lecco strecken, gewährt ihm einen unerschöpflichen Reichthum an malerischen Ansichten. Man kann jetzt in einem Vormittage den ganzen See mit dem Dampfschiffe umfahren und dann sich eine Barke nehmen zu kleineren Ausflügen nach näheren Villen. Schon mangelt der Raum zu neuen Landhäusern, schon muß man die Grundlagen zu neuen Gebäuden in den See hinausrücken. Da sind zwei Landsitze der Taglioni, drei Villen der Pasta, die Villa d'Este, welche der Königin Caroline von England gehörte, die Villa Sommariva, gegenwärtig der Prinzessin Albrecht von Preußen gehörig, die besuchteste von allen, weil sie den Alexanderszug von Thorwaldsen enthält. Neben ihr werden vielfach besucht Villa Pliniana, dereinst der Aufenthalt der beiden Plinius, jetzt Eigenthum des Mailänder Fürsten Belgiojoso und seit neuester Zeit wieder von demselben bewohnt, Villa Tanzi mit reicher Vegetation, Villa Serbelloni mit der Aussicht auf die drei Arme des See's u. s. w.

Der Gardasee, der mit seiner von hohen Bergen umgebenen Spitze in Tyrol hineinragt, ist an seinem südlichen breiten und flachen Ende versumpft. Seine Breite beträgt 5—12, seine Länge 35 Miglien, seine Tiefe bis 900 Fuß. Sein Wasser ist reich an Fischen, sein Gestade an Oliven, Feigen, Citronen und Wein. Vom Südufer ragt in den See die zwei Miglien lange Halbinsel Sermione (Sirmio) mit den Trümmern von Catull's Land-

haus; hier liegt am Ausfluß des Mincio die Festung Peschiera mit einem Hafen.

Der Po wird bei Turin schiffbar, hat ein gelbes, schlammiges Wasser, was in Verbindung mit dem Mangel aller Flußbauten auf seinem obern Laufe, besonders im Parmesanischen und Modena'schen, und mit seiner versumpften Mündung sein Bett so erhöht, daß er schon eine bedeutende Strecke vom Meere entfernt zwischen Dämmen hoch über der Ebene dahinfließt, welcher Umstand im Interesse des Gewerbfleißes und des Ackerbaues benutzt wird.

Auch die Etsch, der zweitgrößte Fluß nicht nur des lombardisch-venetianischen Königreichs, sondern ganz Italiens, ermangelt noch aller Correktion in Tyrol, wo sie die Thäler versumpft und verschüttet, und auch ihre Mündung ist verschlämmt. Auf dem Südabhange der Alpen an zwei Zuflüssen der Etsch, dem Progno und Astico, finden sich Reste deutscher Bevölkerung unter dem Namen der dreizehn veronesischen und der sieben vicentinischen Gemeinden, wahrscheinlich deutsche Einwanderer aus der Zeit der Völkerwanderung, welche in dieser Einsamkeit sich unverändert erhielten, während im übrigen Land deutsche Sprache und Sitte seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gänzlich vor der italienischen zurückwichen. Später mögen sie durch Holzhauer und durch Bergleute, welche die Bischöfe von Trient in's Land zogen, verstärkt worden sein; die Umwohner erklären diese Deutschen für Nachkommen der Canopi, d. h. Knappen, Bergknappen. Etwa um dieselbe Zeit mag im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihr lebhafter Verkehr mit dem benachbarten Oberdeutschland aufgehört haben, da ihre Mundart der Sprache jener Zeit entspricht. Die dreizehn Gemeinden, ein armes Völkchen von 9000 Menschen, Hirten und Kohlenbrenner, haben die deutsche Sprache nur noch in den beiden höchsten und zugleich unfruchtbarsten Orten, Ghiazza und Campo fontano, im häuslichen Gebrauch beibehalten. Dagegen beträgt die Bevölkerung der sieben Gemeinden im Bezirk von Asiago eine Menge von 30,000 Menschen,

von denen nur die äußern Gemeinden den Gebrauch der deutschen Sprache gänzlich aufgegeben haben. Am meisten kommt sie als häusliche Sprache noch vor in Asiago, Roana, Canove und Rozzo und in einigen entfernten Weilern, wo wohl zum Besten von Weibern und Kindern auch der Seelsorger in und außer der Kirche sich mitunter derselben bedient. Beide bildeten, jede für sich, unter der Herrschaft Venedigs eine kleine, mannigfach bevorrechtete Republik. Kein Beamter wurde bei ihnen angestellt, der nicht ihre Mundart verstand, und der Pfarrer von Recoaro predigte ihnen deutsch. So wurde hier unter der Oberhoheit des italienischen Venedig die deutsche Sprache gepflegt, unter dem deutschen Oestreich geht sie unter. Die Männer sprechen jetzt alle nebenbei italienisch, Vornehmthuende, besonders von Asiago, nur dieses. In der Schule wird blos aus italienischen Büchern gelehrt, und Lesen und Schreiben kann sich der gemeine Mann überhaupt blos italienisch denken. Früher war die deutsche Mundart auch um Schio üblich und bei Feltre kommen viele deutsche Namen vor. Während die Namen der kleineren und neuen Orte deutsch sind, verrathen jene der Hauptorte, obgleich germanisirt, doch römischen Ursprung; es waren alte italienische Orte, welche, wie viele andere im Süden von Salurn längs der Etsch von den Deutschen besetzt wurden, nachdem sie von ihren früheren Bewohnern während der Kriege verlassen worden waren.

I. Mailand.

Mailand ist eine der wichtigsten Handels- und Manufacturstädte, besonders in Seidenwaaren *), von ganz modernem Ansehen, wovon die gründliche Zerstörung der

*) Die ersten Seidenzeug-Fabriken wurden 1341 in Mailand gegründet und blühten rasch auf, sanken aber mit dem Verfall des Venediger Handels und erhoben sich erst

Stadt durch Friedrich den Rothbart die Schuld trägt. Selbst in religiöser Beziehung ist sie gewissermaßen unabhängig von Rom, indem hier der Ambrosianische Ritus herrscht, wonach der Carneval länger dauert, als in der übrigen katholischen Welt, und andre Abweichungen vorkommen.

Die Zerstörung der Stadt durch die Deutschen hat ihrem alterthümlichen Ansehen zwar geschadet, ihrer Regelmäßigkeit aber nicht gerade aufgeholfen. Die Straßen ziehen sich in wildem Gewirr um den Dom, der 1162 verschont wurde, und es ist in keiner Stadt Italiens so schwer, sich zurechtzufinden, als hier, besonders da der starke Verkehr jedes Besinnen erschwert. Der einzige Leitstern bleibt für den Fremden im Mittelpunkt der Stadt die herrliche Hauptkirche, gewiß die schönste Kirche jenseits der Alpen, obgleich noch unvollendet. Auf der Stelle des alten Doms wurde 1386 unter den Visconti der Bau der heutigen Hauptkirche in deutschem Styl durch Heinrich Arter aus Schwäbisch-Gemünd, von den Italienern Gamodia genannt, begonnen, und lange in derselben Weise von andern Baumeistern fortgeführt, bis der Architekt Pellegrini im Auftrag des Erzbischofs Carl Borromeo (geboren 1538, Erzb. 1560, † 1584) zunächst an der Vorderseite den römisch-griechischen Styl in Anwendung brachte, an dessen Stelle indeß auf Befehl des Cardinals Friedrich Borromeo 1646 die alte Bauweise wieder eingeführt wurde. 1790 warf man die Neuerungen Pellegrini's mit Ausnahme der Fenster und Thüren herunter und unter Napoleon brachte man seit 1605 den Bau nach dem ursprünglichen Muster zu Stande, wie wir ihn jetzt sehen. Schön und erhebend ist das Innere, aus fünf hohen Schiffen bestehend, mit gemalten Fenstern, über alles entzückend aber die Aussicht von dem Dache, wo man in einen Wald von Thürmen und Bildsäulen eintritt, welche

---

wieder unter Maria Theresia. Gegenwärtig verarbeiten 2000 Webstühle (worunter 700 Jacquard'sche) mit 4500 Arbeitern jährlich etwa 10,000 Pfund gezwirnte Seide.

letzteren sich bereits auf fünftausend belaufen. Aus dem Dache, das, wenig abschüssig und treppenförmig mit Marmor geplattet, einen bequemen Spaziergang gewährt, erhebt sich ein Mittelding zwischen Thurm und Kuppel, 336 Fuß hoch. Man überblickt von hier zunächst das ungeheure Kirchendach selbst, von dessen Höhe sich vielfach verzierte Bogenstützen zu den Seitenschiffen herabsenken, dann tief unten die ungeheure Stadt, um welche die fruchtbare Ebene bis zu der schweizer Alpenkette sich hinzieht.

Nicht weniger unverkennbar als Kaiser Friedrich's I. Hand, wenn gleich nicht zerstörend, sondern aufbauend und in der Mitte seiner Entwürfe unterbrochen, sind die Spuren Napoleons. Ihm verdankt die Stadt den Ausbau des Domes, dem er auch einen freien Platz schuf, das Amphitheater, den Simplons- oder Friedensbogen, der jetzt freilich einsam und zwecklos am Ende des Uebungsplatzes steht und zum Hohn auf seine Bestimmung nicht einmal von Wagen passirt werden darf, während Napoleon gerade durch ihn die Simplonstraße quer über den Exercierplatz führen, das dort stehende alte Castell der Visconti, jetzt Caserne, abbrechen und eine breite Straße durch das Gassengewirr der Stadt gerade auf den Dom zu bahnen wollte. Eigentlich war dieser Bogen, den Napoleon unvollendet hinterließ, ein Denkmal der Schlacht bei Marengo; nach seinem Sturz aber wurde er beim Ausbau zur Verherrlichung der Jahre 1813—1815 benutzt, was sehr leicht anging, da die in antiker Tracht allgemein gehaltenen Reliefs von Schlachten und Friedensschlüssen jede beliebige Deutung durch Inschriften zulassen

In dem Brera, wo auch die 1838 neu eingerichtete k. k. lombardische Akademie der Wissenschaften und Künste ihren Sitz hat, in einem ehemaligen Jesuitencollegium ist die städtische Gemäldegallerie aufgestellt, besonders reich an Werken der lombardischen Schule; hier findet man auch viele abgelöste Fresken des lieblichen Bernardino Luini, so wie man in der neuesten Zeit die Trümmer des berühmten Abendmahls von Leonardo da Vinci von der Wand der Sakristei der Kirche S. Maria

delle Grazie getrennt und hierhergebracht hat, wo eine neben dem Original aufgestellte Nachbildung dem Verständniß jenes zerstörten Meisterwerks nachhilft. Eine kleinere Sammlung von Gemälden, sodann von Handzeichnungen, Modellen und andern Kunstwerken, auch merkwürdigen Handschriften enthält die ambrosianische Bibliothek.

Die bedeutendste Privatgallerie besitzt der Herzog von Litta, in der sich ein merkwürdiges altdeutsches Bild befindet. Eine große Holztafel stellt den trojanischen Krieg dar, wie er sich in den Bearbeitungen des Mittelalters gestaltet hatte, nebst andern Theilen der griechischen Sagenlehre. So findet man hier die Geschichte des Oedipus wie er ausgesetzt und wie von den Boten, denen er übergeben war, ein Reh getödtet wird, um Lajos das Herz zu bringen, endlich wie er von Hirten gefunden wird; ferner den Kampf Jason's mit dem Drachen wegen des goldenen Vließes. Dieß Alles nimmt nur Eine Seite des Bildes ein; bei Weitem den größten Theil der Tafel umfaßt der trojanische Krieg. In der Mitte des Hintergrundes liegt Troja, sehr fein ausgeführt als mittelalterliche deutsche Stadt, mit Kanonen auf den Thürmen und Storchnestern auf den in spitze Giebel ausgehenden Dächern. Viele Menschen sehen aus den Fenstern und naiver Weise erblickt man durch die Fensteröffnungen auch einzelne in den Betten liegend. Die einzelnen Gruppen sind immer durch sehr saftig gemalte Bäume und Gebüsche getrennt, welche auch zuweilen zur Verhüllung dessen dienen, was der Maler nur andeuten wollte. Bei jeder Gruppe findet sich die Erklärung derselben in deutscher Sprache auf einem viereckigen Schildchen beigeschrieben. Den Vordergrund des Bildes nimmt die Geschichte des Paris ein; zuerst seine Liebe zur Nymphe Oenone. Paris mit seiner Herde begegnet Oenone „eine Getin" (eine Göttin) an einem Bach, — schreibt ihre Namenszüge in einen Baum, — beide in Liebe gesellt. Dann kommt das Urtheil des Paris, wobei er geharnischt vor den drei Göttinnen sitzt, hinter ihm steht Mereur, vor ihm Amor; dann heißt es: „Venus führt Parisen heim und kleidet ihn prächtig." Den Mit-

telgrund füllt nochmals das Urtheil des Paris, doch ist er hier als Hirte dargestellt; dann die Jugendliebe der Deidamia und des Achill, welcher nach seinem Vater immer „Pelius" (Peleios) heißt. Es folgt Kampf des Hector und Paris, das Gastmahl der drei Göttinnen mit Priamus und seinem Hofe, mit beigeschriebener Erklärung: „Als Hector mit Pelius dem jungen König den Bräutigam um Paris willen in Streit gerathen und ihn erstochen haben wollt, bleibt leben auf der Weiber Pitt" (Bitte). Der „Bräutigam" bezieht sich auf die nachhomerische Sage, daß Achill mit des Priamus Tochter Polyxena verlobt gewesen sey. Dann kommt noch, „wie Hector drei Könige erschlägt;" er zieht einher mit großem Heergefolge, worunter auch Hercules zu Pferd in eiserner Rüstung. Gleichzeitig brennt Troja und das hölzerne Pferd wird in die Stadt gezogen.

Die Anstalten von Mailand für wissenschaftliche und wohlthätige Zwecke sind mannigfach und großartig. Nicht nur besteht hier die Lombardische Akademie der Wissenschaften und Künste mit 40 wirklichen und 20 Ehrenmitgliedern, von der die Sternwarte, ein botanischer Garten und mehrere Sammlungen abhängen, sondern auch die höhern Lehranstalten haben naturwissenschaftlichen Unterricht und außerdem bestehen zahlreiche naturgeschichtliche Privatcabinette und Privatlehranstalten. Unter den Krankenhäusern zeichnet sich das allgemeine Krankenhaus von 1400 Betten aus, ein zweistöckiges Gebäude mit einem Haupthof und 8 Nebenhöfen, von Säulengängen umgeben, mit eignem Waschhaus, Schlacht-, Backhaus, Mühle und einer schönen Apotheke, welche für alle Armenanstalten der Stadt dient. Die Bildnisse der Wohlthäter der Anstalt hängen auf den Gängen, in ganzer Figur, wenn sie 100,000, im Brustbild, wenn sie 50,000 Lire geschenkt haben. Mit dem Hospital ist eine Irrenanstalt und ein Entbindungs- und Findelhaus, welches auf dem Land 6000 Kinder unterhält, verbunden, so daß die ganze Anstalt 2000 Betten umfaßt. Außerdem gibt es Waisen- und Armenhäuser, eine Taubstummenanstalt ꝛc.

Digitized by Google

Im Jahre 1841 hatten die lombardischen Provinzen auf 400 Geviertmeilen eine Gesammtbevölkerung von 2,538,695, 1844 von 2,613,345 Seelen, welche sich so vertheilten:

Mailand, Stadt	153,587,	Provinz	412,154,	zusammen	565,741,
Brescia	„	35,040,	„	313,082,	„	348,122,
Cremona	„	28,395,	„	171,749,	„	200,144,
Mantua	„	26,164,	„	234,202,	„	260,366,
Bergamo	„	32,614,	„	331,140,	„	363,754,
Como	„	17,575,	„	382,169,	„	399,744,
Pavia	„	24,898,	„	140,659,	„	165,557,
Lodi nebst Crema	18,124,	„	197,517,	„	215,641,
Sondrio, Stadt	4,599,	„	89,677,	„	94,276.

Unter dieser Bevölkerung gab es im Schuljahre 1842—43: 350,255 schulpflichtige Kinder zwischen 6 und 12 Jahren, nämlich 177,125 Knaben und 170,130 Mädchen, 3779 Kinder mehr, als das Jahr zuvor. Es bestanden in 2227 Gemeinden 2239 Schulen für Knaben und 1623 für Mädchen, so daß nur 22 unbedeutende Gemeinden keine Knabenschulen und 660 keine Mädchenschulen haben. Für die Knaben gibt es außerdem noch 2230 Wiederholungsschulen zu weiterer Fortbildung und in jeder der neun Provinzialhauptstädte besteht eine höhere Lehranstalt, auf Staatskosten gegründet. Religiöse Erziehungshäuser waren 1842: für Knaben 60 mit 2109 Schülern, für Mädchen 103 mit 4497 Schülerinnen, Privatelementarschulen für Knaben 212 mit 5881, für Mädchen 419 mit 11,148 Kindern; außerdem mehrere Lehrerseminare.

Im Jahre 1841 kamen in der Lombardei 104,661 eheliche und 4026 uneheliche Geburten vor, also 1: 26, in Mailand gab es 1831: 1551 uneheliche auf 4455 eheliche (1: 2,87), 1836: 1708 auf 3742 (1: 2,19), 1841: 1855 auf 4690 (1: 2,52). Die Sterblichkeit der in den Findelhäusern erzogenen Kinder, welche nicht alle unehelich sind (in Brescia wurden 1839: 114, 1840: 130, in Mailand 1842: 980 von ihren Eltern zurückgefordert), ist sehr bedeutend. In Brescia starben in dem Zeitraum von 1799 bis 1818: 13,013 Kinder von 19,062,

welche in der Anstalt waren; von 1819 bis 1828 starben 1816 in der Anstalt und 1071 bei Kostleuten auf dem Lande. In Como starben jährlich von 100 ausgesetzten Kindern in der Anstalt 16, unter den auswärts verpflegten 3. In Mailand wurden 1842 schon in der Drehlade (Ruota) 70 ausgesetzte Kinder todt gefunden, 600 starben in der Anstalt, 782 auf dem Lande bei den Wärterinnen. (Ueber die großartigen Wohlthätigkeitsanstalten in Como, Pavia, Brescia u. s. w. vergl. Mittermaier's italienische Zustände, S. 207—211.)

II. Venedig.

Die Statthalterschaft Venedig umfaßt 431 Geviertmeilen, welche 1844: 2,160,000 Einwohner zählten.

Die Stadt Venedig geht durch die Mailänder Eisenbahn einer neuen Blüthe, aber durch die großartige Lagunenbrücke zugleich dem Verlust ihrer insularischen Eigenthümlichkeit entgegen. Wenn gleich Venedigs Handelsverkehr den seiner glücklichen Nebenbuhlerin Triest noch nicht wieder erreicht hat, so besaß sein Hafen doch im Jahre 1841 an eigenen Fahrzeugen: 87 Schiffe von langer Fahrt, 80 große Küstenfahrer (für das ganze Mittelmeer), 23 kleine Küstenfahrer (für das adriatische Meer) und 86 Fischerbarken. In demselben Jahre liefen 210 Schiffe langer Fahrt mit einer Ladung im Werth von 4,166,307 fl., 3059 große Küstenfahrer mit 11,028,031 fl. Werth und kleine Küstenfahrer mit 2,323,223 fl. Conv.-M. in dem Hafen von Venedig ein, und aus demselben fuhren 157 große Schiffe mit 2,949,730 fl. Werth der Ausfuhr und 1320 Küstenfahrer mit 8,179,631 fl. Werth. 1844 kamen an 4919 Schiffe von 362,217 Tonnen (in Triest 8355 Schiffe von 493,306 Tonnen), und fuhren ab 4101 Schiffe von 313,828 Tonnen (in Triest 8338 Schiffe von 486,818 Tonnen). Wenn gleich bald eine Landverbindung mit Venedig hergestellt sein wird, so wird

sein Anblick vom Lande her doch immer höchst eigenthümlich bleiben. Schon ehe man nach Mestre gelangt, sieht man die Häuser der Stadt, rechts vom Wege, vom Horizont des Meeres her schimmern. In Mestre schifft man sich auf einem Canale ein, fährt zwischen immer flacher und öder werdenden Ufern an der Festung Mestre vorbei, welche diesen Zugang vom Lande her deckt, in die Lagunen und durch einen mit Pfählen bezeichneten Canal in etwa einer Stunde nach Venedig. Neben diesem Fahrwasser sind die Lagunen so seicht, daß mitunter Schilf und Gras hervorragt. Man kommt an zahlreichen, theils befestigten, theils mit Magazinen, Lazarethen, Klöstern u. s. w. besetzten Inselchen vorbei; die Verordnungspfähle stehen im Wasser und in kleinen Nachen belästigen Bettelmönche die Reisenden. Die Stadt, in weitem Halbkreise aus dem Wasser hervorragend, tritt nun immer näher, bis man in den großen Canal einfährt. Hier sind vor den Häusern etwa 10—12 Fuß breite geplattete Fußwege. Anfangs stehen am Canal höchst bettelhafte Häuser, bald aber zeigen sich die berühmten Marmorpaläste, entweder ganz öde, die leeren Fensterhöhlen, die wüsten Zimmer nicht einmal durch Läden verdeckt, oder die größte Armuth zur Schau tragend, indem zerrissene Wäsche über die prächtigen Söller herabhängt. Die Gondeln sind wegen ihrer Form und Farbe schon oft mit Särgen verglichen worden, die Aehnlichkeit wird dadurch noch schlagender, daß sie mit schwarzem Tuch überzogen und an den Ecken mit Messing oder Silber beschlagen sind. — Um eine Uebersicht von Venedig zu erhalten, besteige man den Marcusthurm auf dem Marcusplatze, welcher nebst der gleichnamigen Kirche und dem Dogenpalaste zu oft beschrieben worden ist, als daß hier etwas darüber zu sagen wäre.*) Die reichsten Privatgallerien besitzen die Paläste Manfrini und Barbarigo, sodann ist die Akademie der schönen Künste sehr sehenswerth. Sehr zahlreich sind die durch Bauart oder Kunst-

*) Vergl. vor Allem: A. von Binzer, Venedig im Jahre 1844. Pesth 1845.

werke ausgezeichneten Kirchen, unter denen die S. Maria ai Frari Titian's und Canova's Grab enthält.

Venedigs Exiſtenz iſt eine durchaus künſtliche. Sowie es erſt ſeit 1807 eine kleine, mit Bäumen bepflanzte Anlage, die öffentlichen Gärten am Südoſtende der Stadt beſitzt, einen Punkt, der den Ueberblick des Hafens gewährt, ſo hat es auch in ſeinem Umfang nur fünf (eherne) Pferde, vier auf der Marcuskirche, griechiſcher Herkunft, und ein zur Reiterſtatue des Feldherrn Barthol. Colleoni gehöriges, bei der Kirche zu St. Johannes und Paulus. Mancher ſeßhafte Venediger iſt, wie mancher Helgoländer, geſtorben, ohne ein lebendiges Pferd geſehen zu haben. In der Nähe der eben genannten Kirche liegt auch das allgemeine Krankenhaus, welches nach dem Untergang der Republik aus einer Anzahl kleiner Anſtalten gebildet wurde und nebſt dem eigentlichen Krankenhaus eine Entbindungsanſtalt und eine Irrenabtheilung für 250 Weiber, im Ganzen 1000 Betten, enthält. Die Irrenanſtalt für 300 Männer liegt auf der Inſel S. Servolo. Sehr großartig ſind die Verſorgungsanſtalten, ſo das Findelhaus für 2500 Kinder, das Siechenhaus für 700 Perſonen, meiſt Weiber, und viele andere. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten beſteht eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, eine Sternwarte und ein botaniſcher Garten.

Auch hier finden wir in einer lutheriſchen Gemeinde Spuren deutſchen Lebens. Die proteſtantiſch-deutſche Capelle hat eine Orgel, aber keine Glocken; ſie iſt recht hübſch und anſpruchslos mit ein paar kleinen Gemälden und feſten Kirchenſtühlen ausgeſtattet. Den deutſchen Proteſtanten, die früher nur eine kleine Capelle im alten Kaufhaus der Deutſchen, Fondaco dei Tedeschi, hatten, ward jenes Gebäude von einem reichen Gemeindemitglied geſchenkt. Die Kirche hat ſonſt kein Vermögen: alle Ausgaben, auch der Gehalt des Predigers, werden durch freiwillige Beiträge beſtritten. Die Gemeinde wählt ihre Vorſteher, dieſe erwählen den Prediger und verwalten alle Kirchenangelegenheiten.

Dritter Abschnitt.

Das Großherzogthum Toscana, die Herzogthümer Parma, Modena und Lucca.

I. Toscana.

Das Großherzogthum Toscana, mit Ausnahme des Val transappennino auf dem Südwestabhang der Apenninen bis zum Meere hin gelegen, umfaßt auf 398 Geviertmeilen das Gebiet des Arno und mehrerer kleinen Küstenflüsse, deren bedeutendste Ombrone, Cecina und Albenga sind. Zahlreiche niedrige Ausläufer der Apenninen durchziehen netzförmig das Land, nur der südwestliche Theil des Staates ist sumpfiges Hügelland (Maremme) und auch das Chianathal und die Arnomündung sind versumpft. Die Landseen von Toscana sind unbedeutend.

Der Staat zerfällt in die fünf Provinzen: Florenz, Pisa, Grosseto, Siena, Arezzo, von denen die erstgenannte bei Weitem die größte ist und fast die Hälfte der Bevölkerung des Großherzogthums enthält. Die zu Toscana gehörigen Inseln betragen $4^1/_2$ Geviertmeilen, davon gehört die unbewohnte Inselgruppe (15 Eilande) von Montechristo zu Grosseto, die übrigen, wovon Elba bei Weitem die größte ist, zu Pisa.

Die alten Bewohner dieses Landes, die Etrusker, haben ihre Eigenthümlichkeiten auch dem Mischvolk Toscana's mitgetheilt. Die alten Tuscier waren die einzigen Italiener, welche ohne griechische Einflüsse eine hohe Cultur entwickelten; die Kunst lebte bei ihnen durch Giotto und Cimabue von Neuem auf; die Wiederherstellung der Wissenschaften nach dem Fall Constantinopels fand hier den fruchtbarsten Bo-

den und noch heute sind sie bei Weitem das gebildetste italienische Volk, obgleich auch hier der Volksunterricht sehr im Argen liegt, vielleicht die einzige Schattenseite der jetzigen Regierung.

Die Zahl der Bewohner betrug am 1. Januar 1847: 1,565,751, also beinahe 4000 auf die Geviertmeile. Während des Jahres 1846 kamen 58,768 Geburten und 41,888 Todesfälle vor, also ein Ueberschuß von 16,880; 12,078 Paare wurden getraut und 9 Personen erreichten ein Alter von mehr als 100 Jahren.

Florenz, das italienische Dresden, liegt im Grunde des anmuthigen, kesselförmigen Arnothals, dessen umgebende Höhen mit unzähligen Landhäusern bedeckt sind, deren Zahl schon vor 300 Jahren so groß war, daß Michel Angelo von seiner Vaterstadt sagte, sie mache mit diesen zusammen ein doppeltes Rom aus. So schön die Lage der Stadt ist, so hat dieselbe doch dadurch im Sommer eine unerträgliche, selten durch Luftzug gemilderte Hitze; der unbedeutende flache Arno kann zur Kühlung der Luft auch nichts beitragen. Der Winter ist sehr kalt, da keine Meeresnähe die Ausgleichung der Temperaturextreme vermittelt. Dennoch sind die Annehmlichkeiten des Lebens so groß, daß zahlreiche fremde Familien dort ihren Wohnsitz genommen haben, besonders da auch die reichen Kunstschätze der Gallerien degli Uffizi und Pitti nicht, wie sonst in Italien, nur ein Paar Stunden in der Woche oder gegen ein Trinkgeld zur Beschauung, sondern Jedermann und täglich von 9—3 Uhr zum Studium offen stehen. Wer sich für öffentliches mündliches Gerichtsverfahren interessirt, braucht nur in den Sitzungssaal in dem Gebäude der Uffizi eine Treppe tiefer als die Gallerie einzutreten, und er wird über die Sicherheit und Gewandtheit, mit der das Volk dort seine eigne Sache verficht, sowie über die Ruhe und den Ernst der Zuschauer erstaunen. — In der Gallerie selbst ziehen den Deutschen zwei Bildnisse: von Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen, Herzogen zu Sachsen, an, deren Unterschriften hier stehen:

I.

Friedrich bin ich billig genannt,
Schönen Fried' ich erhielt im Land,
Durch groß Vernunft, Geduld und Glück
Wider manchen erzbösen Tück.
Das Land ich zieret mit Gebäu
Und stifft eine hohe Schul auf's Neu,
Zu Wittenberg im Sachsenland,
In der Welt die ward bekannt,
Denn aus derselb kam Gottes Wort,
Und thät groß Ding an manchem Ort.
Das Päpstlich Reich stürzt es nieder
Und brachte rechten Glauben wieder.
Zum Kaiser ward erkoren ich,
Deß mein Alter beschweret sich.
Dafür ich Kaiser Karl erwählt,
Von dem mich nicht wandt' Gunst noch Geld.

II.

Nach meines lieben Bruders End
Blieb auf mir das ganz Regiment
Mit großer Sorg und mancher Fahr,
Da der Bauer toll und thöricht war.
Der Aufruhr fast in allem Land
Wie groß Feuer im Wald entbrannt,
Welches ich half dämpfen mit Gott,
Der deutsches Land errett aus Noth.
Der Rottengeister Feind ich war,
Hielt im Land das Wort rein und klar,
Groß Dräuen, bittern Haß und Neid
Um Gottes Worts Willen ich leid.
Frei bekannt ich's aus Herzensgrund
Und persönlich selbst ich da stund
Vor dem Kaiser und ganzen Reich,
Von Fürsten geschah nie vor deßgleich.
Solches gab mir mein Gott besunder
Und vor der Welt war's ein Wunder.
Um Land und Leut zu bringen mich
Hofft beid Freund und Feind gewißlich.
Ferdnand zum römischen König gemacht
Und sein Wahl ich allein anfacht,
Auf daß das alte Recht beständ
In der goldnen Bulle begründt,
Wiewohl das großen Zorn erregt

Mich doch mehr Recht als Gunſt bewegt. —
Das Herz gab Gott dem Kaiſer zart,
Mein guter Freund zuletzt er ward,
Daß ich mein End in Fried beſchloß,
Faſt ſehr den Teufel das verdroß.
Erfahren hab ich und zeug dar
Wie uns die Schrift ſagt und iſt wahr:
Wer Gott mit Ernſt vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann,
Es zürne Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält.

Mit gleicher Liberalität wie die Kunſtſchätze ſind dem Publicum die unter dem Namen der Specola beſtehenden naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen zur Phyſik, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Zootomie geöffnet. Sie ſind, was in Italien ſelten iſt, bis auf die Gegenwart fortgeführt und dem heutigen Stand der Wiſſenſchaft angemeſſen, und noch in neueſter Zeit wurden die herrlichen Wachspräparate zur vergleichenden Anatomie vermehrt und umgearbeitet und eine neue Darſtellung der einzelnen Pflanzentheile im vergrößerten Maaßſtabe hinzugefügt. Während in Rom Joſua gegen Galilei immer noch Recht behalten hat, genügt in Toscana Galilei's Denkmal in Piſa noch nicht, in der Specola wurde in neueſter Zeit eine prachtvolle Rotunde zu ſeiner Ehre eingeweiht und mit ſeinen Reliquien geſchmückt.

Unter den Anſtalten iſt beſonders ſehenswerth die großherzogliche Moſaikfabrik, deren Producte theils zu Geſchenken beſtimmt, theils in der Form von Tiſchen in den Paläſten Pitti und Uffizj aufgeſtellt werden. Dieſe Tiſche beſtehen aus Halbedelſteinen: Topaſen, Lapis Lazuli, Onyx, Achaten und ächten Perlen, in eine ſchwarze Maſſe eingeſetzt. Eine der reichſten Arbeiten, wo der ſchwarze Grund zwiſchen der Fülle der Blumen und Früchte faſt verſchwindet, iſt wohl eine in den Uffizj aufgeſtellte achteckige Tafel, welche 22 Künſtler 25 Jahre lang beſchäftigt und 200,000 Gulden gekoſtet hat.

Die hauptſächlichſten wohlthätigen Stiftungen von Florenz ſind das allgemeine Krankenhaus zu S. Maria

nuova, 1237 gestiftet, von 2000 Betten, mit Sammlungen, den Kliniken und einer praktisch-medizinischen Schule, an der zehn Professoren angestellt sind, für die Studenten der Heilkunde in Pisa und Siena, welche in diesen wenig bevölkerten Städten nicht Gelegenheit genug haben, viele Krankheitsfälle zu sehen; das Militärspital, Irren- und Siechenhaus zu S. Bonifacio, das im Jahr 1400 gestiftete Findelhaus, welches 18,000 Kinder erhält, die meist auf's Land in Kost gegeben werden, ein Krankenhaus der barmherzigen Brüder, ein Armen- und Arbeitshaus für 1000 Personen, endlich vier Kleinkinderbewahranstalten, deren erste im Jahr 1834 gegründet wurde. 1843 gab es in Toscana vierzehn solcher Anstalten, während man in Rom immer noch mißtrauisch ist gegen diese protestantischen Landen entsprungene Einrichtung.*)

Erfreulich ist es, daß hier der bloße Anblick körperlicher Kraft und Gewandtheit Beifall genug findet, um neben den zahlreichen Theatern das öffentliche Ballspiel zu einem gesuchten Schauplatz zu machen. Vor der Porta Pinti ist an der Stadtmauer, die hier die Höhe eines dreistöckigen Hauses hat, ein Platz von 200 Schritten Länge und 50 Schritten Breite geebnet und mit Schranken umgeben. Auf jeder der beiden kürzern Seiten stehen zwei Spieler, in weißer, natürlich sehr leichter Kleidung, mit bunten Schärpen und gelben Schuhen. Ihren rechten Arm umgibt ein stacheliger Holzring, mit dem sie den Ball auffangen. Die Bälle fliegen oft weiter als die

*) Morichini sagt darüber: „Es war nicht zu verwundern, wenn Anfangs man an ihrem Werthe zweifelte, weil mitten unter so vielen gefährlichen Neuerungen unserer Zeit man einer Einrichtung mißtrauen mußte, deren Hauptbeförderung von einem Manne ausging, welcher thörichterweise glaubte, daß eine Gesellschaft ohne Religion bestehen könnte (Pesta'ozzi?), einer Einrichtung, welche von protestantischen Ländern ausging und welche auch in katholischen Städten eher mit allem Andern, als mit Religion, sich beschäftigt."

Länge der Bahn, zuweilen über Schranken und Stadtmauer weg. Der Zuschauer ist dabei immer beschäftigt, dem ledernen Ball von der Größe einer Kanonenkugel auszuweichen, der zuweilen donnernd zwischen die Bänke hineinfährt.

Die zweite Stadt des Großherzogthums ist Livorno, das sich rasch zum ersten Handelsplatze Italiens aufgeschwungen hat und noch immer in schnellem Zunehmen begriffen ist, es ist aber nichts als eine moderne Handelsstadt, ohne jegliche Merkwürdigkeit, wenn man nicht das Denkmal des Großherzogs Ferdinand I. (1587—1609) hierher rechnen will, ein Werk Peter Tacca's, das am Hafen aufgestellt ist.

Der Hauptgönner von Livorno, Cosmus I. (1537—1574) räumte allen Religionsparteien hier freie Uebung ihres Gottesdienstes ein, und so finden wir in Livorno gegen 1000 Protestanten, 5000 Juden, zahlreiche griechische, armenische und muhamedanische Kaufleute.

Im Hafen von Livorno kamen 1846: 2106, 1845: 2350 Schiffe an.

Durch die gänzlich flache Ebene läuft von hier die Eisenbahn nach Pisa, deren Fortsetzung nach Florenz im Bau begriffen ist, mit welcher bei Empoli die ebenfalls fast vollendete Bahn von Siena zusammentreffen soll.

Von Pisa's früherer Größe zeugen noch jetzt die gezackten, eine Meile langen Ringmauern, die heutzutage viele Gärten einschließen, der prächtige Uferdamm Lungarno mit seinen Marmorbrücken und die Wunder des Domplatzes, der jetzt öde und mit Gras bewachsen ist. Er wird auf der einen Seite von der Stadtmauer, auf der andern vom Campo santo begrenzt und enthält den Dom, die Taufcapelle und den schiefen Thurm. Alle diese Gebäude sind zu bekannt, als daß sie hier beschrieben zu werden brauchten; nur über die Streitfrage, ob der schiefe Thurm so gebaut oder ob er gesunken sei, mögen hier einige Worte stehen. Dieß Bauwerk hat die Bedeutung eines Glockenthurms (Campanile), der in Italien sehr häufig abgesondert neben der Kirche steht. Er besteht aus

sieben Bogengängen von weißem Marmor und ist innen hohl. Die Treppe windet sich zwischen der innern und äußern Mauer hinauf. Geht man in nachlässiger Haltung hinan, so wird man ganz von selbst bald zur innern, bald zur äußern Mauer hinschwanken, und sieht man von oben herab, so wird man auf der einen Seite nur den Vorsprung der einen Gallerie, auf der andern sämmtliche, eine vor der andern vortretend, erblicken. Entscheidend für die Ansicht, daß der Thurm sich gesenkt habe, scheint Folgendes zu sprechen. Die Fußböden der Gallerien stehen selbst schief und da das Fundament tiefer liegt, als der Platz, so sammelt sich Regenwasser an, das an einer Stelle zusammenläuft, während man an der entgegengesetzten Seite, wo die Thüre sich befindet, trocknen Fußes geht. Ferner ist der Boden von Pisa angeschwemmtes Land und sehr sumpfig, und endlich liegt gar keine Veranlassung vor, einen schiefen Thurm zu bauen, wie man sich eine solche in Bologna allerdings denken kann. Bologna war im Mittelalter eine aristokratische Republik, wie Florenz, Siena, Verona, Padua und in allen diesen Städten war jeder Palast einer Patrizierfamilie zugleich Festung und als solche mit einem Thurme versehen, dessen Höhe ein Gegenstand des Wetteifers wurde. War nun die Höhe und Stärke nicht mehr zu übertreffen, so konnte am Ende ein Baumeister auf den Gedanken kommen, durch einen schiefen Thurm etwas Besonderes zu leisten, wie denn die Thürme von Bologna auf festen Boden schief gebaut sind.

In der Nähe von Pisa findet sich die Kameelstuterei Rossore, nebst einer in Spanien an der Mündung der Guadiana gelegenen, die einzige Europa's. Auf einem flachen, zum Meere sich hinziehenden Boden, der mit seinen Kiefern, seinem Sand und magern Graswuchs, nur nicht mit dem blauen Himmel, der darüber hin gespannt ist, an die Mark Brandenburg erinnert, weiden bei einer Meierei 170 Kameele, welche zum Lasttragen und Herausziehen des Bauholzes aus dem Meere benutzt werden. Man kann sich hier auf ein knieendes Kameel setzen und

es unter sich aufstehen lassen, wobei jedoch Vorsicht nöthig ist. Das Thier erhebt sich nämlich von hinten, so daß man seine Bewegungen nicht sieht, mit einem gewaltigen Ruck, und ebenso plötzlich von vorn einen Augenblick später, so daß man leicht herabgeschleudert wird.

Seitdem die meisten Reisenden nach Italien mit dem Dampfschiff sogleich von Genua bis Rom (Cività Vecchia) gehen, wird zur einmaligen Landreise von Florenz nach Rom die Straße über Perugia der über Siena gewöhnlich vorgezogen, da diese allerdings nicht so reich an Sehenswürdigkeiten und durch die Höhen bei Radicofani beschwerlicher als jene ist. Kunstsinnige Reisende jedoch, welche nicht Gelegenheit haben, den Weg zwischen Florenz und Rom zweimal zurückzulegen, werden es der toscanischen Regierung Dank wissen, daß sie durch eine neue Querstraße ihnen die Möglichkeit verschafft hat, die schönsten Puncte beider Hauptstraßen auf einmal zu besuchen. Dieser Verbindungsweg geht bei Cortona, an einem Punct also, wo man von Rom kommend, schon den Wasserfall von Terni, die Städte Spoleto, Foligno, Perugia und den trasimenischen See gesehen hat, von der großen Straße ab und zieht sich in dem Chiana-Thale bis Monte S. Sabino, einem von alterthümlichen Mauern umgebenen Dorfe auf der Höhe eines Berges, wo man leidliche Unterkunft findet, und dann über einen Bergrücken, den er in sanften Krümmungen ersteigt, nach Siena. Diese Stadt hat schon früh eine hohe Kunstblüthe entfaltet und die saneser Schule sich besonders durch langes Festhalten an der Weise der Byzantiner ausgezeichnet, sowie die ganze Stadt ein alterthümliches germanisches Gepräge trägt. Schon 1282 blühte hier Duccio di Buoninsegna, dessen Nachfolger Simon di Martino war, deren Werke die Hauptkirche und das Rathhaus der Stadt aufbewahrt. Die berühmtesten Meister der späteren Schule waren Anton Razzi, genannt il Sodoma, und Beccafumi. Jetzt ist Siena das Gegenstück zu Pisa, eine verödete, einst mächtige Stadt, von deren früherem Glanze nur noch die zahlreichen Kunstwerke Kunde geben. Stets waiblingisch

gesinnt führte sie im Mittelalter glückliche Kriege mit dem welfischen Florenz, bis sie, durch den „schwarzen Tod" um 1360 siebzigtausend ihrer Bürger beraubt und durch innere Fehden zerrüttet, 1557 dem Großherzogthum Toscana einverleibt wurde. Seit jenem großen Sterben hat sie sich nie wieder erholen können und zählt jetzt höchstens 20,000 Einwohner, welche wegen ihrer Feinheit, Liebenswürdigkeit und schönen toscanischen Aussprache weit berühmt sind. Trotz der benachbarten Maremmen ist die Luft dort vortrefflich, da die Stadt auf Hügeln liegt; die Sommer sind nicht zu heiß und ohne die Plage der Stechfliegen; das Trinkwasser ist gut und so ist die Stadt ganz geeignet für Leute, welche einen stillen, gesunden, wohlfeilen und durch seine Kunstwerke, wie durch die Geselligkeit seiner Bewohner Unterhaltung gewährenden Wohnort suchen. Eine Anzahl englischer Familien hat ihren festen Wohnsitz dort gefunden.

Nahe bei der Stadt liegt ein aus Backsteinen erbautes Castell, das sehr wenig kriegerisch aussieht, und nebst der benachbarten Anlage unter dem Namen: la Lizza zum Spaziergang dient; im Graben ist das öffentliche Ballspiel. Dagegen ziehen sich die alten festen Stadtmauern in weiter Entfernung von der jetzigen Stadt durch Felder und Gärten, über Hügel und durch Thäler, und man kann ihren Umfang nur vom Domthurm überschauen. Die hügelige Lage der Stadt gibt ihr ein sehr malerisches Ansehen, welches durch die Bauart der Häuser noch gesteigert wird. Den höchsten Punkt der Stadt nimmt der Dom, den tiefsten der Marktplatz ein, von welchem theils Treppen, theils ansteigende Straßen zu den übrigen Stadttheilen führen. An dem Markte steht das im deutschen Styl, den belgischen ähnlich erbaute Rathhaus, mit einem auffallend kühnen, schlanken, nach unten sich verjüngenden Thurme; der beabsichtigte zweite ist durch jene Pest nicht zu Stande gekommen. Der Dom ist ganz aus schwarzem und weißem Marmor erbaut und steht dem aus demselben Stoff aufgeführten großen Krankenhause, Spedale della scala, gegenüber, in dem einige

Säle mit Fresken aus dem Jahre 1440 geziert sind. Der Dom hat einen Thurm, dessen Besteigung allen schwindelfreien Reisenden sehr zu empfehlen ist. 1230 wollte man die Hauptkirche niederreißen und begann einen schönen Neubau, der bis auf einige eingestürzte Bogen noch zu sehen ist; da aber die Grundlagen des Neubaues nicht fest genug aufgeführt waren, so begnügte man sich mit Erweiterung und Verschönerung des Alten und ließ das Neue zur Ruine werden. In der Kirche finden sich nun, wie man es selten beisammen sieht, die besten Hervorbringungen aller Künste vereinigt: Die Stirnseite von sehr verzierter, gothischer Bauart mit Bildwerken geschmückt; das Innere rundbogig, von schwarzem und weißem Marmor, mit goldenen Sternen auf azurnen Gewölben; der Fußboden von weißem Marmor zeigt vortreffliche Zeichnungen von Beccafumi und ist deswegen gewöhnlich mit Brettertafeln bedeckt; im Chor sind die Stühle von sehr künstlicher Holzmosaik; die Glasfenster sind nach Zeichnungen von Perin del Vaga gemalt, die Kanzel mit allegorischen Figuren und zartem Laubwerk von Nicola Pisano geschmückt, die Capelle Johannes des Täufers mit dessen Standbild von Donatello ausgeziert. An den Säulen sind eroberte Fahnen aufgehängt und rings um den Fries ziehen sich die Bildnisse sämmtlicher Päpste aus Marmor, worunter bis 1600 auch die Päpstin Johanna sich befand. An die Kirche stößt die Libreria (Bücherei) mit Wandgemälden aus dem Leben des Aeneas Piccolomini (als Papst Pius II.) aus Siena, zum Theil nach Zeichnungen von Raphael, sodann mit der berühmten Marmorgruppe der drei Grazien und einer ganzen Reihe von Chorbüchern mit den herrlichsten Miniaturen, deren jedes einzelne Blatt von dem höchsten Werthe ist. Unter der Hauptkirche, so daß der Fußboden des Chors die Decke der Unterkirche bildet, ist die Taufkapelle (Battisterio), ebenfalls reich mit Bildwerken von Donatello, Ghiberti u. a. geschmückt. Außerdem hat Siena noch viele schöne Kirchen mit bedeutenden Gemälden inländischer Meister und ist überhaupt eine Stadt von Palästen; nach den von

ihr auf den Gemälden des Rathhauses erhaltenen Darstellungen war sie früher noch weit malerischer, indem die Paläste, besonders um den Markt, ihre hohen, festen Thürme noch hatten. Außer den gewöhnlichen Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt eine Hochschule mit 150—200 Studenten, seit 1841 eine Gewerbschule und eine Kleinkinderbewahranstalt mit 100 Zöglingen.

Während meines Aufenthaltes daselbst (d. 22. April) wurde ein eigenthümliches Kircheufest gefeiert, indem die Madonna mehrere Tage lang einen Besuch bei einem Heiligen abgestattet hatte und an diesem Tage in ihre Kirche zurückkehrte. Am Abend war die steil ansteigende gerade Straße, worin diese Kirche sich befindet, glänzend erleuchtet und am Ende mit einem Triumphbogen verziert, Feuerwerk fehlte nicht und die ganze Menschenmenge, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus den Maremmen, bewegte sich mit größter Ruhe und Ordnung durch die Straßen.

Südlich von Siena vom Ausfluß der Ceeina bis nach Orbetello hin zieht sich das ungesunde und wenig bevölkerte Sumpfland der Maremma. Schon seit der Erwerbung Siena's war es das Bestreben der bessern Großherzöge, diese Sümpfe auszutrocknen, aber erst dem jetzigen Großherzog Leopold II. gelang es durch ein ausgedehntes System von Canälen, welche im Jahre 1835 vollendet wurden. In der Provinz Grosseto, deren größten Theil die Maremmen einnehmen, ist der Winter um 2 Grad wärmer, der Sommer um 1° kühler, als in Florenz, selten fällt der Wärmemesser unter den Nullpunkt; der herrschende Wind ist der Scirocco.

Zum Schutz gegen die Sumpfluft ist die Lage der Orte auf Hügeln wichtiger, als die am Meere. 1841 betrug die angesessene Bevölkerung der Provinz 73,966, davon nur 12,260 die Ebene, 61,706 die Hügel bewohnend. 3,500 wandern im Sommer aus. Böse Luft haben 12 Geviertmiglien, gesunder erfreuen sich 161. — Von 35,619 Erkrankten gehören 29,207 der arbeitenden Classe an. Von den Erkrankungen sind 54 von Hundert

Wechselfieber, nur ein halb Procent Lungenkrankheiten. Von Hundert Gestorbenen sind 85½ Ackerbauer und den Geschlechtern nach 62 Männer, 38 Frauen. Die mittlere Lebensdauer ist hier nur 28½, in Empoli 33 Jahre. An Wechselfiebern starben die meisten vom Juli bis zum September, die wenigsten im Mai und Juni und über die Hälfte der Gestorbenen sind Kinder unter fünf Jahren.

Sehr merkwürdig sind auch die Borarlagunen am Monte Rotondo, die einzigen der Erde, welche etwa eine Geviertmeile einnehmen. 1777 entdeckte Peter Höffer, Hofapotheker des Großherzogs Leopold I. (als Kaiser Leopold II.) in den Seen am Monte Rotondo Borarsäure. Erst 1818 waren die zur Verdunstung nöthigen Teiche und Canäle soweit hergestellt, daß die Ausbeutung beginnen konnte. In den ersten zehn Jahren wurden zehntausend Centner, 1829—38: 90,000, und im Jahr 1845 in 10 Anstalten 20,000 Ctnr. im Werth von fast fünf Millionen Gulden gewonnen.

Gegenüber den Maremmen liegt die Insel Elba, in deren Hafen in der Nacht vom 9.—10. Februar 1844 der Sturm das Dampfschiff „Dante", auf dem ich fuhr, einzulaufen zwang. Die Lage des Schiffes im engen Canal von Piombino, einem Winde entgegen, der das Schiff so auf die Seite legte, daß man häufig die raschen Umschwünge des einen Schaufelrades hörte, das außer dem Wasser ohne Widerstand zu finden sich umdrehte, war keineswegs gefahrlos und als der Führer des Schiffes, ein Genueſe, der seit 20 Jahren das Mittelmeer und zwar seit 8 Jahren auf diesem Dampfboot befuhr und der seemännische Tüchtigkeit mit biederer Höflichkeit vereinigte, nach vierstündiger Fahrt um 10 Uhr Nachts in die Kajüte herabkam, und fragte, ob es der Gesellschaft zusage, wenn er im Hafen von Porto Ferrajo einlaufe, stimmten alle Reisenden bei. Nach fünf Viertelstunden lagen wir im dunkeln Umkreis des Hafens von Porto Ferrajo und nun begann eine kurze Nachtruhe. Mit Tagesanbruch war alles auf dem Verdeck, um die berühmte Insel zu beschauen, aber ehe man ihren Boden

betreten durfte, mußte erst die Gesundheitsbehörde abgewartet werden, welche um 9 Uhr an Bord ruderte und uns nach kurzen Förmlichkeiten freigab. Nun brachten uns die Boote des Schiffs an's Land, wo wir auf dem Hafendamm von Marmorplatten ausstiegen und durch ein enges Thor die Stadt betraten. Der Empfang hatte nichts mit dem Geschrei und Gedränge in andern italienischen Häfen gemein; man sah daraus die Abgeschiedenheit der Insel. Der Hafen ist von den Bergen der Insel geschützt und umgeben und durch die Kunst verbessert. In der Mitte erhebt sich ein fester, alter Wachtthurm; einen großen Theil des Hafensaums bildet das alte Seelazareth, dahinter erhebt sich stufenförmig die Stadt, gekrönt von einer Reihe von Festungswerken, an denen alle Jahrhunderte der neuern Zeit und alle Völker von Südeuropa mitgearbeitet haben. Die Stadt ist so steil, daß man aus dem zweiten Stock des Gasthofs zu den „vier Nationen" in den Garten dieses Hauses tritt, der bis zum Fuß der Festungswerke sich hinanzieht. Unsere Wanderungen auf der Insel galten natürlich Napoleon'schen Erinnerungen. Die Elbaner, ein kühner, schöner, kräftiger Menschenschlag, zu dem alle Seeräuber des Mittelmeers ihren Beitrag gestellt haben mögen, sind gute Seefahrer und haben noch eine große Anhänglichkeit an Napoleon, unter dessen Herrschaft zur Zeit des Königreichs Italien sie sich durch den beständigen Kaperkrieg gegen England besser befanden, als unter dem friedlichen Toscana. Unser Führer, der uns für Franzosen halten mochte, welche am häufigsten die Insel besuchen, trug, trotz unserer Versicherung des Gegentheils eine höchst lärmende Begeisterung in ewig wiederholten französischen und italienischen Ausrufungen und Flüchen zur Schau, und nicht zufrieden mit den großen Werken, die Napoleon in der kurzen Zeit seines Aufenthalts hier ausgeführt, ließ er ihn fast alle Menschenwerke der Insel geschaffen haben. Er führte uns zuerst an seinem einfachen Palast und den Kasernen seiner Leibwache vorbei nach dem Stadtthore, von dem ein enger Felsenweg herabführt. Dort erwarteten uns einige

unbequeme Karren, nach Art der Corricoli, welche uns rasch genug auf holprigen Wegen durch wohlgebautes Land nach Porto Longone auf der Südostseite der Insel an Napoleons einfaches Landhaus brachten. Dies Haus bewohnt jetzt ein Gärtner, der es verfallen und den Garten, so weit er nicht mit Gemüse bestellt ist, verwildern läßt; die Gegend, über einem feuchten Thal, ist jetzt durch Mangel an Anbau ungesund geworden. Schon ist der Bewurf von der Decke des Vorsaals gefallen, in dem der einzige Schmuck des Gebäudes sich findet: ein schönes Kamin von Mosaik und die Büsten von Elisa Bonaparte, welche seit 1809 als Großherzogin von Toscana über diese Insel herrschte, und ihrem Gemahl Bacciochi. Die übrigen Zimmer, soweit der Gärtner sie nicht benutzt, stehen öde; aus den Fenstern übersieht man die kleine versteckte Bucht, aus der die kühne Einschiffung nach Frankreich stattfand. Wir pflückten Blumen im Garten, welche nebst schönen Eisenerzen das Wahrzeichen des Eilands bilden, und fuhren nach der Stadt zurück. Abends begaben wir uns wieder auf das Schiff und kamen nach einer stürmischen Nacht in Cività Vecchia an.

II. Parma.

Das Herzogthum Parma, Piacenza und Guastalla ist 1815 der Wittwe Napoleons zugetheilt worden und soll nach ihrem Tode an das Haus Lucca fallen, wogegen in diesem Falle das Herzogthum Lucca mit Toscana vereinigt wird. Diese Verschmelzung ist vorbereitet durch den seit Juni 1847 abgeschlossenen Zollverein zwischen beiden Ländern, wodurch auf der nur 9 Posten langen Straße zwischen Sarzana und Pisa, wo vier Untersuchungen wegen der zahlreichen Gebietsverschlingungen von Lucca, Modena und Toscana stattfanden, der Reisende wenigstens um zwei erleichtert worden ist. Das Herzogthum Parma von 107 Geviertmeilen dehnt sich zwischen Sardinien und

Modena (von diesem durch die Enza getrennt) vom Po zu den Apenninen aus, deren Ausläufer den südlichen Theil des Landes gebirgig machen.

Guastalla bildet am Po ein kleines abgesondertes Gebiet von 3 Geviertmeilen zwischen der Lombardei und Modena.

Die Einwohnerzahl betrug 1815: 426,500, 1830: 465,673, 1842: 486,000 Menschen.

Die Hauptstadt Parma, in einer völligen Ebene gelegen, mit 30,000 Einw., hat ganz das Ansehen einer deutschen modernen kleinen Residenz ohne das mindeste italienische Gepräge. Sie ist mit breiten Baumgängen umgeben und besitzt wenig ausgezeichnete Gebäude. So nach außen; innen aber enthalten Kirchen, Schlösser und Gallerien die herrlichsten Staffeleigemälde und Trümmer von Wandmalereien Correggio's, von welchem Meister man erst in Parma den richtigen Begriff erhält.

Zum Herzogthum Parma gehört auch die weitläufige, öde Stadt und Festung Piacenza von 30,000 Einwohnern, am Po gelegen und von den Oestreichern besetzt.

III. Modena.

Das Herzogthum Modena und Reggio, mit dem 1829 auch die übrigen Lande des Hauses Este: Massa und Carrara, vereinigt wurden, hat auf 96 Geviertmeilen 360,000 Einwohner. Zwischen dem Kirchenstaat und dem Herzogthum Parma gelegen, theilt es im Ganzen des letztern Landesbeschaffenheit. Südlich vom Po sich hinziehend, von welchem es durch einen schmalen Streif östreichischen Gebietes getrennt ist, wird es von dessen Nebenflüssen bewässert und im Süden ist es hügelig durch die Vorberge der Apenninen. Durch den Erwerb von Massa und Carrara hat es das Meer erreicht und die werthvollen Marmorbrüche erlangt, welche weiß von der Höhe dunkler, wilder Felsen herleuchten. In den genannten

beiden Städtchen sind alle öffentlichen Gebäude aus dem schönsten Marmor aufgeführt, überall erhebt sich der Staub der Steinmetzwerkstätten, auf allen Straßen sieht man auf Wagen oder Walzen Marmorblöcke zum Meer fortbewegen, wo sie theils nach dem Norden, theils nach Rom eingeschifft werden, und in neuerer Zeit haben zahlreiche Bildhauer aller Nationen sich hier niedergelassen. Die nördliche Ebene des Landes dagegen hat mit ihren Städten durchaus den lombardischen Charakter; in der unansehnlichen Hauptstadt von 20,000 Einwohnern, deren Straßen mit plumpen Bogengängen eingefaßt sind, ragt durch seine Größe und Pracht das herzogliche Schloß hervor, dessen Eingänge mit zahlreichen Wachen besetzt und mit Kanonen vertheidigt sind. Es enthält eine werthvolle Gemäldegallerie, die herzogliche Büchersammlung (biblioteca estense) und das Staatsarchiv.

IV. Lucca.

Bedeutend kleiner (20 Geviertmeilen mit 130,000 Einwohnern), aber dennoch merkwürdiger als die beiden zuletzt besprochenen Staaten, ist das Herzogthum Lucca, das nach einer wechselvollen Geschichte erst 1805 ein Freistaat zu sein aufhörte, als Napoleon es seiner Schwester Elisa als Herzogthum schenkte. Da es, wie bei Parma erwähnt wurde, nach dem Tod Maria Louisens an Toscana fallen soll, so hat der Herzog Karl Ludwig, einst König von Etrurien, seine kostbare Gemäldegallerie nach England verkauft. Aber auch nach diesem Verluste bietet die alterthümliche, weitläufige, in einer fruchtbaren Ebene hingelagerte und befestigte Hauptstadt von 21,000 Einwohnern des Anziehenden genug an denkwürdigen alten Kirchen, großartigen Wohlthätigkeitsstiftungen und guten Unterrichtsanstalten.

Das Herzogthum, zwischen Modena und Toscana am Südabhang der Apenninen eingekeilt, erreicht auch das

Meer, wichtiger aber als sein Seehandel*) sind die vielbesuchten Seebäder von Viareggio, das im Jahre 1730 nur 300 Bewohner hatte, jetzt über 5000 zählt. Andere Bäder, Bagni di Lucca genannt, liegen bei'm Ponte Serraglio etwa vier Meilen von der Stadt am Serchioflusse, die einzigen, den heutigen Forderungen genügend eingerichteten Badeanstalten Italiens und durch ihre herrliche Gegend und im Sommer unschätzbare schattige Lage Baden-Baden vergleichbar. Auch viele Gesunde nehmen hier ihren Sommeraufenthalt und finden auf den Bergen ringsum eine fast unerschöpfliche Abwechselung ländlicher Scenerie. Die salinischen Trink- und Badequellen selbst sind etwa 30° R. warm und mit verschiedenen, zum Theil reizend gelegenen und sehr eleganten Badeanstalten ausgestattet.

Da der Boden des Herzogthums trotz seiner Fruchtbarkeit und seines überaus sorgfältigen Anbaues die zahlreiche Bevölkerung (6500 Menschen auf die Geviertmeile) nicht zu ernähren vermag, so wandern Viele dieses fleißigen Völkchens aus, das nicht, wie die Süditaliener, in Armuth und Müßiggang hinlungern mag, und suchen, besonders im Norden, als Gypsarbeiter, Zuckerbäcker, Steinmetzen n. s. w. ihren Unterhalt. Sie zeichnen sich vor den übrigen Italienern durch Zuverlässigkeit aus. Im Gegensatz zu den andern monarchischen Staaten Italiens besitzt Lucca als Ueberbleibsel der französischen Herrschaft durch die Verfassung von 1805 eine Art **Volksvertretung**. Seine Ständeversammlung, **Senat** genannt, besteht aus 36 Mitgliedern, über dreißig Jahre alt, von denen zwei Drittel aus den Grundbesitzern, ein Drittel aus Kaufleuten und Gelehrten genommen werden, indem der Herzog mehrere Candidaten vorschlägt und der Senat selbst wählt. Der Senat erneuert sich alle vier Jahre zum dritten Theil; sein Präsident wird vom Herzog ernannt und bleibt nur ein Jahr im Amte. Der Wirkungs-

*) Lucca hatte 1843: 128 Schiffe von 3936 Tonnengehalt mit 754 Mann Besatzung.

kreis des jährlich zwei Monate lang versammelten Senats erstreckt sich auf die Prüfung des Staatshaushalts, die Genehmigung der Steuern und Verkäufe von Staatsgütern und Bestätigung neuer Gesetze. Aber selbst diese Volksvertretung, bei der dem Volke so wenig Einfluß gestattet ist, erlischt mit dem Tode Maria Louisens, wo Lucca an Toscana fällt und die jetzige bourbonische Linie von Lucca Parma überkommt. Der Hofstaat ist für die Verhältnisse des beschränkten Herzogthums sehr zahlreich und scheint sich jetzt besonders als ein Vertreter des Hauses Bourbon geltend zu machen. Er besteht aus sechs Stäben, sodann gibt es eine Palastwache und für die Heeresmacht von 750 Mann einen eignen militärischen, den 1833 gestifteten S. Georgs-Orden, außerdem den Ludwigs-Civil-Verdienstorden.

Vierter Abschnitt.

Der Kirchenstaat.

Der Kirchenstaat, als der Hauptbestandtheil Mittel-Italiens, zwischen dem Königreich Neapel und dem Großherzogthum Toscana, dem Herzogthum Modena und dem fast in gerader Richtung von Osten nach Westen fließenden Po gelegen, von dem tuscischen und adriatischen Meere im Osten und Westen umspült, wird von dem das Land mitten durchziehenden Apennin in zwei Theile getrennt. Im Allgemeinen bieten die Apeninnen, so lange sie im Kirchenstaate verbleiben, als ein Mittelgebirge in mildem Klima gut bewaldete Gipfel und Bergkämme dar, die überall einen anziehenden Blick in fruchtbare Thäler gewähren. Nur im Hochgebirge, dem Sibyllenberge (Monte della Sibilla) von 7038 Fuß Höhe zwischen Camerino

und Ascoli, dem Sasso di Simone von 6000 Fuß bei Urbino werden sie wild, kahl und öde, bleiben jedoch überall mehr als 1500 Fuß unterhalb der Schneegrenze. Im Nordosten, nach der Po-Mündung zu, flacht sich das Land in die fruchtbare, nur durch viele ungesunde Sumpfgegenden, namentlich bei Comacchio, unterbrochene Romagna ab. Eine fast eben so ausgezeichnete Fruchtbarkeit finden wir in den südlicher gelegenen Küstenstrecken am adriatischen Meere, welche die Mark von Ancona bilden. Auf dem westlichen Abhange der Apenninen tragen die Vorgebirge fast sämmtlich einen vulkanischen Charakter an sich, erheben sich höchstens zwischen 2—4000 Fuß, wie der **Monte San Gennaro** (Januarius-Berg), östlich von Rom, 3924 Fuß hoch, das Albanergebirge im **Monte Cavo** (dem hohlen Berg, eine Bezeichnung erloschener Vulkane, welche öfter in Italien vorkommt), 2928 Fuß, der Monte S. Oreste oder Soracte der Alten, 2300 Fuß hoch und flachen sich dann nach beiden Ufern des Tiber und dem Tuscischen Meere in die römische Campagna ab, von der, wie von ihrer südöstlichen Fortsetzung, den pontinischen Sümpfen, später ausführlich die Rede sein wird.

Die Bewässerung des Landes ist für den Handel von der Seeseite äußerst vortheilhaft, denn es wird von zwei Seiten in seiner ganzen Längenausdehnung vom Meer umspült, doch gewähren beide Seeküsten hier sehr seichte Ufer, wenig windsichere Buchten und gegenwärtig für größere Schiffe nur noch zwei hinlänglich tiefe Häfen zu Ancona und Civitä Vecchia, da der Verschlammung von Ostia, dem alten Hafen von Rom, die päpstliche Regierung weder zur rechten Zeit noch mit gehöriger Ausdauer abgeholfen hat. Die altberühmten Häfen der Ostküste aber, Ravenna und Rimini (Ariminum) liegen jetzt weit vom Meere entfernt.

Der inneren schiffbaren Wasserstraßen gibt es nur zwei, den Po und den Tiber, welcher letztere bei Perugia für kleine, bei Rom für größere Fahrzeuge schiffbar und seit neuester Zeit auch bis oberhalb Rom mit Dampfbooten befahren wird.

Die bedeutendsten Landseen sind der von Perugia oder der Trasimenische See, der See von Bolsena, die mit Wasser ausgefüllten Krater: See von Ronciglione, Nemi, Albano u. s. w.

Der gesammte Flächeninhalt des Kirchenstaats beträgt gegenwärtig 812 Geviertmeilen. Politisch zerfällt das Land in das Gebiet von Rom (Comarca di Roma), die Legationen Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli und vierzehn Delegationen, doch hört man zur Erinnerung an die frühere Verwaltungsweise des Landes noch heute die Romagna, die Mark von Ancona u. s. w. häufig erwähnen. Vor der französischen Herrschaft wurden nämlich die einzelnen Gebiete, aus denen der römische Staat allmälig entstanden war, ganz nach ihrer ursprünglichen Gestaltung ohne Rücksicht auf ihren Umfang abgesondert verwaltet. Erst nach der Abtretung der nördlichen Landschaften im Frieden von Tolentino 1797 wurde in dem Reste des Staates eine nach Bevölkerung und Größe mehr übereinstimmende Eintheilung in Provinzen oder Delegationen eingeführt, die zwar bald durch die gänzliche Einverleibung des Kirchenstaates in das französische Kaiserreich unterbrochen, dann aber nach dem ersten Pariser Frieden wiederhergestellt und im ganzen Staate durchgeführt wurde, wie wir sie oben angegeben haben. Für unsere spätere Darstellung im Einzelnen werden wir die natürliche Theilung des Landes durch die Apenninenkette annehmen.

Die Volkszählungen haben bei dem lockern Verbande der einzelnen Theile des Kirchenstaats unter sich, sowie bei dem verhältnißmäßig geringeren finanziellen Interesse des Papstes an der Zahl seiner Unterthanen, da nicht auf diese vorzugsweise das Staatseinkommen gegründet war, vor dem achtzehnten Jahrhundert hier nicht stattgefunden. Nur Rom und seine Umgebung machten davon eine Ausnahme. Die früheren Angaben der Bevölkerung dieses Staates beruhen daher lediglich auf ganz unbegründeten Schätzungen und weichen um ein Drittel oder die Hälfte von einander ab. Nach kirchlichen Listen gab man 1795: 2,200,000 an und nach der Wiederher-

stellung des Kirchenstaates um die Mitte des Jahres 1816: 2,354,719, 1827 aber 2,592,329 Bewohner. Davon gehörten zu den Kindern unter 13 Jahren 624,448 Köpfe, bei dem Ackerbau fanden 1,176,178 Personen ihren Unterhalt, bei dem Handel und als Taglöhner wurden beschäftigt 691,805 Individuen, Soldaten und Seeleute gab es 21,805, an Weltgeistlichen und Ordensgeistlichen mit Einschluß der Nonnen 53,484, also auf 48 Menschen eine geistliche Person; 24,908 gehörten nach ihren Lebensbeschäftigungen den Künstlern und den höhern Ständen zu. Diese Bevölkerung wohnte in 90 Städten, 206 Marktflecken, 3792 Dörfern und 134 Weilern und unter den Städten herrscht wiederum, wie in Italien überhaupt, die Zahl der größeren vor, denn außer Rom und Bologna besitzt der Kirchenstaat noch 4 Städte über 20,000 und 15 über 10,000 Einwohner. Nach der letzten, 1845 noch von Gregor XVI. angeordneten, Zählung fand man 2,732,436 Seelen, davon auf die Legation Bologna 322,228, das Gebiet von Rom 283,456, die Delegation Urbino und Pesaro 225,806, Macerata 220,130, die Legation Ferrara 210,883, die Delegation Perugia 202,660, Orvieto dagegen nur 24,877, Benevent 23,040, Cività Vecchia 19,601.

Der sehr wohlhabende und durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Würdenträgern der Kirche einflußreiche Adel, welcher mit der Geistlichkeit sich in den Besitz des Bodens theilt, zerfällt in drei Classen und ist seit 1824 wieder in seine früheren Vorrechte, welche seit der französischen Herrschaft erloschen waren und auch 1816 abgeschafft blieben, wieder eingesetzt; der geistliche Stand hat natürlich in dem Mittelpunkte der katholischen Welt, wo die sämmtlichen Ordensvorsteher ihren Sitz haben, wo die Verwaltung selbst des Kriegs und der Finanzen bis zu den höchsten Stellen von Geistlichen geleitet wird, wo die jüngern Söhne des höchsten Adels im Lande geistliche Stellen bekleiden, die erste Stellung. Dagegen ist von jeher der Bürger von dem Adel abhängig gewesen und hat selbst zu Bologna im Mittelalter nicht die freie Stel-

lung errungen, wie in den lombardischen Städten; jetzt aber ist seine Stellung, ohne alle Gemeindeverfassung, ohne den Reichthum und das Selbstgefühl, welches nur blühender Handel und Gewerbfleiß gewähren kann, dem politisch und materiell überwiegenden Adel gegenüber durchaus ohnmächtig, und der Bauer ist zum besitz=, ehr=, rechts= und bildungslosen Proletarier herabgesunken. — 1824 zählte man in der Stadt Rom unter 138,510 christlichen Bewohnern über ein Dreißigstel Geistliche: 32 Erzbischöfe und Bischöfe, 1456 Priester, 1662 Mönche, 1502 Nonnen, zusammen 4652 Personen, womit denn natürlich eine übergroße Zahl von Armen zusammenhängt, deren allein in den öffentlichen Hospitälern 2002 verpflegt wurden. 1835 gab es in Rom gar 36 Erzbischöfe und Bischöfe, und im Ganzen 5262 Geistliche, oder etwas über ein Neunundzwanzigstel der Bevölkerung. Der kleine Kirchenstaat allein umfaßt 8 Erzbisthümer und 79 Bisthümer, 1824 Mönchsklöster von 50 und 612 Nonnenklöster von 21 Orden.

Der berühmteste unter den jetzt lebenden hohen Geistlichen Roms ist der dem Schulwesen vorgesetzte Sprachkenner Mezzofanti, mit dem ich bei meinem letzten Aufenthalt in Rom eine längere Unterredung hatte. Obgleich die Italiener Mezzofanti unter ihre ersten Gelehrten rechnen, so ist doch über seine frühere Laufbahn wenig bekannt. Das übrige Europa erhielt zuerst Kunde von diesem neuen Mithridat durch eine Notiz in Zach's Correspondance astronomique von 1820, wo ihm die geläufige und gründliche Kenntniß von 32 Sprachen, worunter auch des Wallachischen und der Zigeunersprache zugesprochen wurde. Das Wunder wurde vermehrt durch den Umstand, daß er nie fremde Länder besucht, sondern in seiner Vaterstadt Bologna, wo er bis 1830 Lehrer der abendländischen Sprachen an der Hochschule war, die Sprachen von den verschiedenen Besatzungen Bologna's während der französischen Herrschaft erlernt hat. Den Anfang der Erlernung wenig verbreiteter neuerer Sprachen machte er mit dem Polnischen, um kranken Polen den Trost der Kirche

ertheilen zu können. 1831 wurde er bei Gelegenheit des Aufstandes in der Romagna von seiner Vaterstadt als Gesandter an Gregor XVI. nach Rom geschickt, der ihn zum Monsignore ernannte. Im folgenden Jahre siedelte er nach Rom über als Custos der vaticanischen Bibliothek und wurde 1833 an Angelo Mai's Stelle Secretär der Propaganda. In dieser Stellung erlernte er im chinesischen Kloster in Neapel als Schlußstein seines Wissens diese schwierigste Sprache. Einige Jahre darauf wurde er zum Cardinal erhoben und sucht seitdem in einer freien Richtung das Unterrichtswesen zu verbessern. In den neuesten Tagen wurde sein Name öfters unter der höchst geringen Zahl von Cardinälen genannt, welche die Reformen Pius IX. mit gutem Willen unterstützen. Es kann nicht genug gerühmt werden, mit welcher Freundlichkeit dieser berühmte, hochgestellte und dabei kränkliche Greis jedem Fremden zugänglich ist. Ich hatte von dem würtembergischen Geschäftsträger ein Paar Zeilen an den Cardinal erhalten, womit ich mich nach seiner Wohnung am Fuß des Quirinal hinbegab, zunächst um zu fragen, wann S. Eminenz zu sprechen sei. Während ich aber noch auf Bescheid wartete, trat der Cardinal selbst in das Zimmer, eine ehrwürdige, etwas gebeugte Gestalt, das Haupt von weißem Haar umflossen und mit dem scharlachenen Käppchen bedeckt. Er führte mich in ein Sprechzimmer, ich überreichte meine Empfehlung und sogleich begann der Cardinal eine deutsche Unterhaltung in vollkommen fließender Rede und ohne alle fremdartige Betonung, nur daß er bessere Perioden baute, als man in deutscher Unterhaltung pflegt und daß er das h mit einiger Anstrengung hervorbrachte. Da die, wenn auch nicht ausgesprochene, jedoch ihm wohlbekannte Absicht meines Besuches war, mich von seiner Sprachgewandtheit zu überzeugen, so war es das Natürlichste, über Sprachen selbst sich zu unterhalten, um ungezwungene Uebergänge von einer zur andern zu finden. Da ich die ersten Worte italienisch an ihn gerichtet hatte, so ergaben sich leicht einige Gemeinplätze über den romanischen Ursprung der

Italieniſchen und die Leichtigkeit, es zu lernen, für die der lateiniſchen Sprache Mächtigen. Ich knüpfte daran die Bemerkung, daß, ſo leicht es ſei, eine verwandte Sprache verſtehen und zur Nothdurft reden zu lernen (z. B. für Italiener franzöſiſch und umgekehrt), es faſt unmöglich ſei, ſie vollkommen rein zu ſprechen, weil gerade die Aehnlichkeit, welche die oberflächliche Kenntniß erleichtert, auch fortwährend Worte, Wendungen und den Accent aus der Mutterſprache in die erlernte überfließen läßt. Er gab dies zu, wandte dieſen Satz auch auf das Franzöſiſche und Spaniſche an, und kam ſo auf den Don Quixote, den er als ein unerreichbares Meiſterwerk pries. Er ſprach von den deutſchen, engliſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Ueberſetzungen deſſelben und erklärte die von Florian für die beſte. Dies leitete ihn auf franzöſiſche Ueberſetzungen der Claſſiker und auf die Gewohnheit der Franzoſen, daß ſie die Treue gegen die Urſchrift dem Beſtreben opfern, ſich Alles mundgerecht zu machen. Dagegen hob er rühmend deutſche Ueberſetzungen griechiſcher Dichter hervor und ſo war wieder der Weg gebahnt zur griechiſchen Sprache. Mezzofanti erwähnte bedauernd, daß durch die neugriechiſche Ausſprache des Homer alle Proſodie verloren ginge und recitirte zum Beweis den Anfang der Ilias in reuchlin'ſcher und neugriechiſcher Ausſprache. Ich ergriff nun wieder das Wort, ging auf Niederdeutſch über, das ich als lingua franca der nordiſchen Meere von Calais bis Petersburg bezeichnete, und ſprach über deſſen Verhältniß zum Hochdeutſchen. Dies brachte den Cardinal auf die nordiſchen Sprachen im Allgemeinen und er führte eine Stelle aus Ulfilas an. Ich fragte, wie wohl das Wort läkare (Arzt), von dem durchaus keine germaniſche Wurzel aufzufinden iſt, in die ſcandinaviſchen Sprachen gekommen ſei, worauf er es von dem ſlaviſchen läk (Glied, Gelenk wie arthos, womit vielleicht das engliſche leg zuſammenhängt) ableitete. Als ich mich zum Weggehen erhob, fing der Cardinal an engliſch zu ſprechen, machte einige Bemerkungen über die engliſche Ausſprache und über die Art, wie die Chineſen das Engliſche erlernen

und entließ mich dann mit den Worten: „Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst und hoffe, Sie bald wieder bei mir zu sehen!"

Von dem Zustand des unter Mezzofanti stehenden Schulwesens wird bei den Anstalten der Stadt Rom ausführlicher die Rede sein, hier geben wir in wenigen Zügen eine Schilderung der physischen Cultur des Kirchenstaats *). Außer dem Ackerbau, von dem bei der römischen Campagna weitläufiger gehandelt werden soll, wird Hanf, Flachs, Tabak und Färbekräuter hauptsächlich im Norden, Wein im ganzen Staate gebaut, der letztere jedoch nicht einmal dem innern Bedarf genügend und höchst nachlässig zubereitet, so daß nur die Sorten von Orvieto und Montefiascone (Est, est, est) Erwähnung verdienen. Auch das Oel gehört nicht zu den geschätzteren Gattungen, liefert indeß eine Ausfuhr von etwa 2,500,000 fl. Der Bau der Südfrüchte ist durch die Concurrenz von Neapel und Sicilien gering an Qualität und Quantität.

Viehzucht wird im Allgemeinen im Kirchenstaate eifriger als der Ackerbau betrieben, weil sie geringere körperliche Anstrengung erfordert, doch unterbleibt jeder Fortschritt. Die Pferdezucht steht sehr gegen die der überaus zahlreichen Maulthiere und besonders Esel zurück. Rindviehherden, durch silbergraue Farbe und hohe Hörner ausgezeichnet, findet man in den Ebenen des Landes; Büffel gehören in den pontinischen Sümpfen zu dem gewöhnlichen Nutzvieh. Schafe, worunter viele schwarzbraune (Negretti) gibt es etwa eine Million Stück, ihre Wolle ist wenig geschätzt. Die Ausfuhr von Häuten, Wolle und Käse gleicht zum Theil die bedeutende Einfuhr von Fabrikaten aus. Die Seide der Romagna und

*) Ausführlicher darüber: Schubert a. a. O. 423—442. A. v. Reumont, römische Briefe eines Florentiners. Lpzg. 1837 ff. 4 Tble. Reigebaur, der Papst und sein Reich. Lpzg. 1847. Wiener Jahrbücher der Literatur. Bd. 109.

Mark, auch von Foſſombrone und Foligno iſt ſehr geſchätzt, wird aber gröſtentheils außer Landes verarbeitet. Die Erzeugung von Wachs genügt für den durch die große Anzahl von Kirchen und Feſten ſehr bedeutenden innern Bedarf. Die Forſtwirthſchaft liegt ſehr im Argen; größere Eichenwaldungen finden ſich bei Nettuno, Corneto, Viterbo, Spoleto; die Korkeiche bei Terracina. Der auf beiden Meeresküſten eifrig betriebene Fiſchfang kann bei der Menge der Faſttage dem Bedarf nicht genügen, daher für 4,000,000 fl. getrocknete und geſalzene Seefiſche jährlich eingeführt werden. Die Mineralſchätze ſind noch wenig ausgebeutet. Eiſenwerke gibt es bei Terni und Tivoli, Vitriol bei Viterbo, Alaun bei Tolfa, aber wichtiger ſind die Marmor- und Alabaſterarten, welche in Rom verarbeitet werden, und die Puzzolanerde, welche ausgeführt wird.

Die einzige naturgemäße Fabrikation, welche ſich im Kirchenſtaat durch den überaus ſtarken Fremdenbeſuch der Hauptſtadt und das überwiegende Kunſtintereſſe, das ſich an dieſelbe knüpft, entwickelt hat, iſt die Verfertigung von Luxuswaaren, Schmuck und Koſtbarkeiten, Nachbildungen antiker Kunſtwerke in Rom, wogegen Metall-, wollene und baumwollene Waaren aus England, Frankreich und Deutſchland eingeführt werden, obgleich die Päpſte zu verſchiedenen Zeiten durch Einfuhrverbote auf künſtlichem Wege die Wollen-, Baumwollen- und Leinenmanufactur zu heben ſuchten. 1830 fanden ſich in Rom unter 682 techniſchen Werkſtätten 164 (alſo faſt ein Viertheil!) für werthvolle Schmuckſachen. Neben dieſen verdienen nur noch die Seidenmanufacturen der Romagna und der Küſtenſtädte des adriatiſchen Meeres, die Porzellan- und Glasfabriken von Rom, Bologna, Faenza (Fayence), die Gerbereien und Darmſaitenfabriken eine Erwähnung. Die wichtigſten Häfen ſind Ancona und Civitä Vecchia, der Hauptmeßplatz Sinigaglia. Die Handelsflotte des Kirchenſtaats betrug im Jahre 1847: 950 Fahrzeuge von 38,000 Tonnen, davon 160 Schiffe von 9,068 Tonnen langer Fahrt, die

übrigen Küstenfahrer. Der Seehandel der tuscischen Küste des Kirchenstaats wird fast ausschließlich durch Civitä Vecchia vermittelt. Der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhrartikel stellte sich im Jahre 1841 auf 6,777,120 und 1842 auf 6,990,960 fl. Darunter Einfuhr aus Frankreich und Algier 1842: 1,899,480, Sardinien 1,501,920, Toscana 860,240, England 589,920 fl.; Ausfuhr 1842: nach Frankreich und Algier 571,200, Sardinien 364,320, Toscana 208,320, England 262,080 fl. Gesammteinfuhr 1842: 5,226,240, Gesammtausfuhr 1,764,720. Die vorzüglichsten Gegenstände der Einfuhr waren Gewebe im Werth von etwa 3½ Mill. fl., die der Ausfuhr: Getreide, Faßdauben, Wolle und Heu. In Ancona betrug der Werth der Einfuhr im J. 1845: 8,708,952 fl., der Ausfuhr 5,860,626 fl., zusammen 14,569,578 fl. Zur Messe des Jahres 1845 waren in Sinigaglia für 11,426,232 fl. Waaren angekommen und davon für 7,404,276 fl. abgegangen.

Die Kriegsmacht der Päpste im Mittelalter beruhte, so lange ihre geistliche Macht auch in weltlichen Händeln zu entscheiden hatte, auf dem Herrschergebote der Kirche, das bei den stets vorhandenen feindlichen Parteien der weltlichen Fürsten immer eine für sich zur Vollstreckung seiner Befehle zu bewaffnen wußte. Wie aber der Kirchenstaat seit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts als Mittelstaat Italiens vorzüglich seine Haltung zu vertheidigen suchen mußte, konnte er auch nicht hinter den Anforderungen seiner Zeit zurückbleiben und wurde dadurch genöthigt, auf eine eigene Kriegsmacht zu denken. Doch wurde als stehende Truppe nur eine geringe Schweizerleibwache in Rom errichtet und sonst je nach Bedürfniß Söldnerbanden (Condottieri) in Dienst genommen. Seit der Regierung des Papstes Sixtus V., der mit strengem Eifer seinen Staat von Räubern zu befreien sich bemühte, wurde ein Landmiliz errichtet, aber regelmäßige stehende Truppen gab es nur in geringer Anzahl, wenn gleich bisweilen das päpstliche Heer bis auf 20,000 Mann sich belief. Erst Clemens XII. (1730—40)

verstärkte das stehende Heer, dessen Kern aus Schweizern bestand, welche unter Anführern und Richtern ihres Volkes mit vaterländischer Rechtspflege standen. Sodann wurden noch 1,000 Mann Römer und ebensoviel Corsen gehalten. Als Oberbefehlshaber der regelmäßigen Truppen war ein Generallieutenant (Tenente generale) eingesetzt, aber dieser war wieder von dem des Kriegswesens völlig unkundigen Prälaten, dem Kriegsminister oder Presidento dell' armi abhängig. Die päpstlichen Truppen wurden unter solcher Leitung bei jeder öffentlichen Zusammenziehung ein Gegenstand des Spottes und konnten nicht einmal zur Erhaltung der Ruhe und der öffentlichen Sicherheit in den nächsten Umgebungen Roms eine ausreichende Hülfe gewähren. Es blieb daher auch im achtzehnten Jahrhundert der Schutz des Kirchenstaates, wenn er dessen gegen eine angreifende Macht bedürftig war, den Heeren anderer Mächte überlassen; sollte er aber einmal auch nur auf kurze Zeit von den „Schlüsselsoldaten" übernommen werden, so konnte schon der Vortrab des Gegners in wenig Tagen eine sichere Auflösung des päpstlichen Heeres bewirken. Während der französischen Herrschaft wurde die Militäreinrichtung dieses Reichs eingeführt und in wenig Monaten war die Sicherheit auf allen Straßen hergestellt. Aber mit der Rückkehr der päpstlichen Regierung wurde auch die alte, zweckwidrige Kriegsverwaltung wiederhergestellt und der schlechte Zustand der päpstlichen Finanzen, sowie die nahe Hülfe, welche das angrenzende Oestreich durch seine Besatzungen in den päpstlichen Festungen Comacchio und Ferrara bot, veranlaßte überdieß die möglichste Verringerung des päpstlichen Heeres. Nur die von den Franzosen überkommenen Landdragoner (Carabinieri), eine ausgezeichnete Truppe von 2,500 Mann, blieben auf dem früheren Stand. So standen 1820 kaum 600 Mann unter den Waffen, aber der Aufstand in Neapel nöthigte den Papst Pius VII. i. J. 1822 zu einer Verstärkung des Heeres auf 9,000 Mann, doch schon sein Nachfolger Leo XII. ließ das Heer aus Geldnoth so verfallen, daß 1829 nicht 2,000 schlagfertige Soldaten im Kirchenstaat

waren. Von Neuem mußte daher Gregor XVI. 1832 nach den Unruhen in seinem eignen Staate das Heer verstärken auf den heutigen Stand von 11,000 Inländern und 4,400 Schweizern, deren jeder Einzelne gerade das Doppelte kostet, wie ein Italiener. Durch diesen Umstand und die schlechte Verwaltung eines Zweigs, der vor allem Spezialkenntnisse verlangt, durch Geistliche, kostet diese schwache Heeresmacht etwa ein Viertel der gesammten Einkünfte des Staates (1837: 4,750,000 fl.) und ist eine Hauptursache des Defizits, das 1837: 2,150,000 fl. betrug, 1847 noch 1,280,940 fl. Ein Neuntel der jetzigen Einnahme von 24,097,972 fl. bildet der Ueberschuß des Lotto, 7,027,565 fl. davon verschlingt die Verwaltung und Verzinsung der Staatsschuld, 5,375,000 fl. kostet Heer und Polizei. Unfähige und ungetreue Verwaltungsbeamte, der mangelhafte Anbau des Landes durch zu geringe Theilung des Grundbesitzes, der fast gänzliche Mangel an Fabriken selbst für die gewöhnlichsten Gegenstände des täglichen Verbrauchs, vor Allem aber das gänzliche Verkennen der heutigen Stellung des Kirchenstaats, der wesentlich auf sich und seine eignen Hülfsquellen beschränkt ist und nicht mehr, wie vor der französischen Staatsumwälzung, 6,000,000 fl. jährlich aus fremden Ländern zum Geschenk erhält, sind die Hauptursachen dieses Zustandes der Finanzen. Wegen der Leitung des Heerwesens durch Geistliche haben auch die Offiziere keine besondere Anhänglichkeit an ihre Regierung und neigen mehr als die anderer Staaten den national-italienischen Strebungen zu. Merkwürdig war mir in dieser Hinsicht der Leichtsinn, mit welchem zwei noch junge päpstliche Hauptleute von unbezweifelter Tapferkeit, welche beide in dem Räuberkrieg von 1823 sich ausgezeichnet, in einer Abendgesellschaft in Rom ihren Abfall zu den Aufrührern erzählten. In Folge des Aufstandes von Bologna vereinigte am 4. Hornung 1831 auch die Besatzung von Ancona sich mit den Bürgern gegen die päpstliche Regierung und so fiel die Stadt in die Gewalt der Aufständischen, ohne Widerstand, denn von dem ganzen Bataillon, das die Besatzung von Ancona bildete,

Digitized by Google

blieben nur 4—5 Offiziere und 15 Soldaten dem Commandanten Sutermann, einem Schweizer, treu und zogen mit ihm ab, er kam aber nur mit 3 Soldaten in Rom an, denn da er mit seiner kleinen Schaar auf dem ganzen Wege überall verhöhnt und beleidigt wurde, so entliefen ihm die übrigen. Mittlerweile machten die Herren von Ancona sich gute Tage, zogen unter dreifarbigen italienischen Fahnen und Cocarden mit der Inschrift: Freiheit oder Tod, auf den Hüten, singend und trinkend in der Stadt umher, bis das Heranrücken der Oestreicher der ganzen Herrlichkeit ein Ende machten. Nun dachten auch unsere Helden an reuige Heimkehr und rechneten, bei der Mitschuld des ganzen Heeres mit Ausnahme der Landdragoner, auf leichte Strafe. Als Bürger gekleidet, langten beide am Ponte Molle in einem Wagen an, da aber hier eine Wache jener treuen Dragoner stand, so kehrten sie um, ließen den Wagen waschen und fuhren, als kämen sie von einer Spazierfahrt zurück, zur Porta Angelica herein, welches Thor von Truppen besetzt war, die auch an der Empörung Theil genommen. Der eine meldete seine Rückkehr und wurde auf 14 Tage vom Ober- zum Unterlieutenant degradirt, hatte also einen Schaden von 2 Scudi, der andere blieb einige Wochen in Frascati und kehrte dann zurück, wo von der Sache nicht weiter die Rede war; kurz darauf rückten beide zu Hauptleuten vor.

I. Den östlichen Theil des Kirchenstaats

betritt man von Norden her bei Ponte di Lago Scuro, wo man auf einer Fähre den breiten, zwischen hohen Dämmen dahinströmenden Po überschreitet. Die Straße führt durch die, an den sumpfigen Stellen mit Reis bepflanzte Ebene nach dem öden, durch sein stattliches Schloß noch an die alte Größe mahnenden Ferrara von 23,590 Einwohnern und dann nach dem am Fuße der Vorberge des Apennin in üppiger Gegend stattlich gelagerten Bologna, la grassa genannt. Hier theilt sich die Straße;

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

der nächste Weg nach Rom geht über den Apennin in südlicher Richtung nach Florenz, die Küstenstraße berührt die wichtigen Punkte Faenza (18,000 Einw.), Forli (15,000 E.), den Hafen Rimini (14,800 E.), Pesaro (10,000 E.), Fano (15,000 E.), wo eine Nebenstraße nach Foligno abgeht, und weiterhin der Küste folgend die Meßstadt Sinigaglia (6,000 E.), den Haupthafen des Landes Ancona von 30,000 Einwohnern, die heilige Stadt Loreto mit 6,000 Einwohnern, die Universitätsstädte Macerata mit 14,000 und Camerino mit 5,000 Einwohnern, und vereinigt sich gleichfalls bei Foligno mit der römisch-florentinischen Hauptstraße über Perugia.

Bologna, die zweite Stadt des Kirchenstaats mit 70,000 Einwohnern, wurde schon im fünfzehnten Jahrhundert von den Päpsten unterworfen, behielt aber bis zur französischen Revolution einen Schein von Unabhängigkeit, indem es eigne Münzen schlug mit der Ansicht der Stadt und ihrem Wahlspruch: Libertà. Ihre Hochschule, nach Salerno die älteste und im Mittelalter eine der berühmtesten Europa's, besteht noch fort; neben ihr die Akademie der Wissenschaften des Grafen Marsigli, die Akademie der schönen Künste mit einer reichen Gemäldesammlung und die Akademie der Musik. — Auf den mit einem schönen Brunnen von Joh. von Bologna geschmückten Hauptplatz stößt das Stadthaus (Palazzo del Podesta), in dessen Kerkern König Enzio starb, und von der andern Seite die großartig angelegte, aber nicht vollendete Hauptkirche zu St. Petronius in germanisch-toscanischem Styl. Nicht weit davon stehen die berühmten schiefen Thürme, von welchen schon früher die Rede war, so nahe bei einander, daß sie, von einem gewissen Punkte aus gesehen, sich oben kreuzen. Der am meisten geneigte Thurm, Garisenda, ist bis auf 140 Fuß abgetragen und weicht um 8 Fuß ab; der andere, Asinelli, 327 Fuß hoch, der ein hohles Viereck von starken Backsteinmauern bildet, in welchem eine hölzerne Treppe herumläuft, um 4 Fuß. Eine Eigenthümlichkeit von Bologna sind ferner die unter den ersten Stockwerken der Häuser neben allen Haupt-

Digitized by Google

straßen herlaufenden Bogengänge, nicht schmal und auf plumpe Pfeiler gestützt, wie in Bern, in den lausitzischen und schlesischen Städten, sondern weitgesprengt und auf zierlichen Säulen ruhend, wahre Meisterwerke der Baukunst. Der Kirchhof von Bologna, 1800 von Napoleon an der Stelle der ehemaligen Karthause angelegt, besteht aus vier, von Bogengängen umgebenen und mit einzelnen Cypressen bepflanzten Rasenvierecken für die Armen; Männer, Weiber, Knaben und Mädchen liegen gesondert, jedes mit einer Nummer um den Hals, um sie später wieder erkennen zu können. In den Bogengängen sind Grüfte für den Mittelstand; ein Familiengrab für ewige Zeiten kostet nur 50 fl. An einer Seite liegen schöne Säle mit offenen Fenster- und Thüröffnungen, in welchen theils die alten Denkmäler aus den von der französischen Regierung aufgehobenen Kirchen, theils neuere aufgestellt sind. Auch ist damit ein Antikencabinet verbunden, indem hier viele alte römische Grabsteine entdeckt wurden, und eine Rotunde mit den Büsten berühmter Bolognesen. Einige Säle sind nach Art der alt-römischen Columbarien (Familienbegräbnisse) eingerichtet, wo man an der innern Wand nur die Inschriften sieht, während außen Raum für die Särge angebaut ist.

II. Der westliche Theil des Kirchenstaats.

Gleich südlich von Bologna fängt die Hauptstraße nach Rom an, den Apennin hinanzusteigen, tritt bei Filigano in toscanisches Gebiet ein, übersteigt den Gebirgsrücken und kommt erst bei Pasignano am trasimenischen See wieder im Kirchenstaat an. Dieser See heißt heute gewöhnlich der von Perugia nach der gleichnamigen alten Etruskerstadt, welche auf einem hufeisenförmigen Berge stattlich über die Ebene hervorragt. Die Bewohner von Perugia waren immer ein regsames, talentvolles freisinniges Volk, nicht stets mit der päpstlichen Regierung einverstanden, daher Paul V. durch S. Gallo ein festes Schloß, „um die Kühnheit der Perusiner zu zähmen," wie die Inschrift

heißt, mitten in der Stadt erbauen ließ. Von hier aus sieht man über die Ebene weg das gleichfalls hochgelegene Assisi. In Perugia bildete sich Raphael unter Pietro Perugino's Leitung und die zahlreichen Kirchen sowie die Börse der Stadt sind mit Gemälden der beiden Meister ausgeschmückt. Außerdem hat die Stadt ein schönes Rathhaus mit einem höchst merkwürdigen Brunnen davor, eine Hochschule zweiten Rangs mit einem gut eingerichteten Irrenhaus, einem botanischen Garten und einer Büchersammlung von 30,000 Bänden, und eine Akademie der Künste mit Sammlung von Bildern und Antiken. Nicht weit von der Stadt hat man neuerlich eine große Anzahl etruriſcher Gräber gefunden, welche in die Seite eines Hügels eingegraben sind und deren größtes und schönstes das Familiengrab der Volumnier ist. Von außen erblickt man durchaus nichts von diesen Grabstätten, denn die Treppen, die zu den Eingängen hinabführen, sind sorgfältig verschüttet: innen finden sich schöne marmorne Särge, Lampen u. s. w., und das Landgut, zu dem dieser Boden gehört, ist mit der Ausbeute der Gräber angefüllt.

In Assisi sind zwei gothische Kirchen übereinander mit herrlichen, gemalten Fenstern, welche nebst dem niedrigen, mit Fresken und Mosaik gezierten Gewölbe eine feierliche Dunkelheit verbreiten. Unter der zweiten Kirche ist noch eine moderne Capelle. Nahe dabei an der Landstraße steht die große Kirche Maria degl' Angeli, welche durch das Erdbeben von 1831 einstürzte, jetzt aber mit der größten Pracht wieder aufgebaut wird, und mit einem Gemälde von Overbeck geziert ist. Das freundliche und belebte Städtchen Foligno, welches ebenfalls noch vielfach die Spuren jenes Erdbebens zeigt, hat über seiner Cathedrale eine Kuppel von dem berühmten Bramante, dem Oheim Raphael's, welche der der Peterskirche nur an Größe weicht. Von hier aus fährt man über die Somma, einen Gebirgspaß, der mit seinen Eichenwäldern an Deutschland erinnert, nach Spoleto, das sich, von alten verfallenen Mauern umgeben, einen Hügel hinanzieht. Bewunderungswürdig ist hier die mittelalterliche

Wasserleitung, welche, über ein ganzes Thal geführt, aus der Tiefe mit einem Bogen heraufsteigt, von der großartigsten Bauart, während die altrömischen meist durch ihre ungeheure Länge (z. B. die Acqua Paola vom Bracciano-See bis Rom 9 Meilen lang) überraschen. Man kommt nun nach der großartigsten Naturschönheit auf diesem so anziehenden Wege, nach dem Wasserfall von Terni oder der Marmorcascade. Man fährt von dem Städtchen Terni zuerst zwischen wohlgebauten und mit Oel bepflanzten Triften hin, dann steigt der Weg und führt, in steile Felsen eingeschnitten, bis zum Wasserspiegel des Velino. Man hat unter sich das von der Nera durchströmte Thal, von gewaltigen Bergen umgeben, und das Städtchen Papigno, das vereinzelt auf seinem Felsen liegt. Der Wasserfall von Terni zeichnet sich sowohl dadurch, daß er nicht Fall eines Flusses, sondern der Sturz des Velino in die Nera, als auch dadurch, daß er ein künstlicher Fall ist, vor allen andern aus. Im Jahr der Stadt 671 ließ nämlich der Consul Curius Dentatus den Felsen durchbrechen, der beide Flüsse schied, um den Ueberschwemmungen des Velino ein Ziel zu setzen. Die Marmorcascade ist keiner der höchsten Wasserfälle, wird aber gewiß von keinem an Schönheit übertroffen. In einer abentheuerlich ausgezackten, von dem üppigsten Pflanzenwuchs bekleideten Felsenrinne stürzt der Fluß, mit mehreren kleinen Strahlen zur Seite, senkrecht herab, dreht sich seitwärts, fällt von Felsblock zu Felsblock und dann in seiner früheren Richtung über einen ungeheuren Felsen vielfach zertheilt herab. Ein sehr bequemer Pfad führt längs des Falles in die Tiefe und gewährt von Häuschen und Ruhesitzen aus mannigfache schöne Ansichten, bis man endlich, unten angelangt, den ganzen Fall in seiner eben beschriebenen Gestalt übersieht. Bei der nächsten Station Narni fährt man den letzten Abhang des Gebirgs herab und gelangt in die Campagna und damit in das Gebiet der Aria cattiva.

Die „schlechte Luft" ist ein Feind, den der Fremde in Rom und seinem Gefilde so oft nennen hört, der schon

auf dem Wege dahin, wo man öden Dörfern am Fuße neuer, hochgelegener begegnet, so häufig als Ursache der Verlegung von Wohnplätzen angegeben wird, der in Rom selbst so vielen Unglücklichen seinen Stempel aufgeprägt hat, daß eine nähere Betrachtung dieser Schädlichkeit in Bezug auf die Geschichte Roms hier wohl am Orte sein dürfte. — Der neuern Wissenschaft ist es noch nicht gelungen, in dieser Sache klar zu sehen, und Geologen wie Chemiker sind noch uneinig nicht nur über die nähere Ursache dieser Luftverderbniß, sondern auch über die Mittel dagegen. So werden Baumpflanzungen von Manchen dagegen empfohlen, indem sie die schädlichen Dünste einsaugten, von Andern gefürchtet, indem sie den Vertreiber der schädlichen Luft, den Windzug, hemmten. Allerdings ist die Ursache und in Folge davon die Flüchtigkeit und Verbreitungsweise der ungesunden Luft nach dem Klima sehr verschieden, und während wir unter unsern Breiten kaum etwas davon wissen, steigert sich die Furchtbarkeit ihrer Wirkung nach dem Aequator zu. Zwischen den Wendekreisen verbreitet sich diese Luft bis eine Meile vom Ufer über das Meer, so daß schon die Verbindung der Schiffe mit dem Ufer gefährlich ist, um so mehr, wenn sie bei Nacht unter dem Wind liegen, sowohl weil bei Nacht überhaupt die Luft gewöhnlich bewegt ist, als auch, weil schon der Einfluß des Morgens, des Abends und der Nacht auf Erzeugung und Verbreitung böser Luft sehr beträchtlich ist. So läßt sich auch die giftbringende Wirkung des Thaues in jenen Gegenden erklären, und wenn ein Schiff in der Nähe des Landes so liegt, daß dessen Verdeck Morgens mit Thau befeuchtet ist, so ist dies schon ein hinreichender Beweis, daß es sich innerhalb des Bereichs der Gefahr befindet. Dieser Thau ist auch die Fieberursache bei den Seeleuten, welche die Nachtwache halten. Der Landwind ist stets von jenem Landgeruch begleitet, der schwerer zu beschreiben als zu erkennen ist, und als ein Zeichen der Gefahr am besten durch weiteres Entfernen vom Lande gemieden wird. Eine andere Ursache von Krankheit ist das Landen an Stellen, wo böse Luft herrscht, besonders

Nachts, und das Senden von Booten an's Land, um Holz und Waſſer zu holen. Bei dieſer Gelegenheit ſchützt ſich die Mannſchaft am beſten durch Anzünden von Feuer, Tabakrauchen, Genuß geiſtiger Getränke. Endlich erzeugt ſich, beſonders auf Zuckerſchiffen, die böſe Luft auf dem Fahrzeug ſelbſt aus dem Grundwaſſer, daher beginnen die Fieber immer an einer Stelle, wo die Luft aus dem Raume frei aufſteigen kann. Die Bildung des Miasma wird durch Ladung von Zucker, Kaffee, Getreide, durch Neuheit des Schiffs, Ballaſt von Sand, viel Ungeziefer und Querwände im Schiff geſteigert. Die Urſachen der verderblichen Luft auf dem Lande ſind ganz im Allgemeinen theils in der Gährung von Pflanzenmaſſen in den ſtehenden Gewäſſern unter dem Einfluß der mächtigen Sonne, theils in der vulkaniſchen Aushauchung ſchädlicher Gasarten zu ſuchen. Sümpfe, Mangel an Luftzug, Schutz vor nördlichen Winden bei freiem Zutritt der ſüdlichen, ausgedehnte Ruinen mit hohen Mauern vermitteln den erſteren Einfluß.

Das Gebiet der ungeſunden Luft an der Weſtküſte Italiens begreift den ganzen Strich niedrigen, angeſchwemmten, ſumpfigen und zum Theil vulkaniſchen Bodens weſtlich von dem Bogen der Apenninen zwiſchen Siena und Terracina. Bei Terracina tritt der Apennin an's Meer; ſüdlich davon finden ſich erſt bei Licola, Cuma, Pozzuoli, Paeſtum kleine ungeſunde Striche.

Ein unſichtbares Element der Krankheit und des Todes kündigt ſich in der Campagna dem aufmerkſamen Beobachter unverkennbar genug an, wenn er die allgemeine Aengſtlichkeit der Bewohner vor dem Einfluß der Morgen- und Abendkühle, vor der Gefahr des Schattens und des den Kopf treffenden Sonnenſtrahles bemerkt, oder falls er dies den weichlichen Sitten der jetzigen Städter zuſchreiben wollte, wenn er ſelbſt die im Winter rüſtigen und kräftigen Winzer im Sommer vor dem Sinken des Tages von den umgebenden Landgütern oder aus den menſchenleeren Grenzen der Stadt in ihre bewohnten Theile ziehen ſieht, wenn er nach langer Wanderung unter Wein- und Kohlpflan-

zungen, verlassenen Kirchen und einzeln stehenden Klöstern plötzlich durch die majestätischen Thürme und die einsame Wache eines antiken Thors erinnert wird, daß er sich nur innerhalb der alten und gegenwärtigen Stadtgrenze bewegt habe. Mit Verwunderung verfolgt er sodann von der Höhe des Capitols den schmalen Streifen Lebens, der sich durch den ummauerten Riesenkörper der ewigen Stadt zwischen Gärten und Trümmern hinzieht. Nicht nur alte Ruinen umgeben diese belebten Straßen, sondern auch verlassene Häuser aus den letzten Jahrhunderten, ja der von Sixtus bewohnte und glänzend ausgeschmückte Palast des Lateran steht jetzt öde.

Sieht man vom Dache des Lateran über die Campagna weg, so erblickt man dieselbe Oede, die, nur von wenigen Anpflanzungen unterbrochen, sich bis zum Meere hinzieht. Einst zeigte sich hier dem Blicke ein unabsehbarer, von dem Abhang der Lateinerberge bis zum Meere hinlaufender Kranz bewohnter und bebauter Hügel und Thäler. Die Villen unter den tusculanischen Hügeln stießen vor 1800 Jahren an die Häuserreihen, welche nach der kaum erkenntlichen Grenze der Stadt hinliefen, während sie sich fast gleich ununterbrochen auf der andern Seite zum Meere hinzogen, zum Theil auf den Trümmern von uralten Städten und Nebenbuhlerinnen Rom's sich erhebend. Die Campagna, eine hügelige Ebene von 100 Miglien Länge und 40 Miglien größter Breite, westlich vom Meer, außerdem vom Sabiner- und Volskergebirg und Apennin begrenzt, mit zahlreichen ausgebrannten Kratern, wovon die bekanntesten die Solfatara auf dem Weg nach Tivoli, der Albaner und Nemi-See, liegt an Sommertagen unter dem Rauch, am Abend unter dem Glanz angezündeter Stoppel- und Krautfeuer, die die fremden Arbeiter, welche, um die Ernte zu bestellen, von den Bergen herabgestiegen sind, vor den verderblichen Fiebern schützen sollen. Die ganze Fläche ist außer dieser wandernden Bevölkerung nur von Hirten in Kleidern aus rohen Schaffellen und Heerden herrlichen Viehes durchzogen, und spärlich von fieberbleichen Menschen bewohnt, die sich meistens in die Reste

der Warten und Raubburgen des Mittelalters, oder die thurmartigen Massen der alten Gräber eingenistet, und die langen Reihen dieser Gräber, wie die unvertilgbaren Ueberreste der Weltstraßen sind oft die einzigen Spuren, daß hier Menschen gewohnt haben. — Auf der Stelle, wo des jüngern Plinius Villa stand, würde die Luft jetzt dem Unvorsichtigen tödtlich werden, der hier schlafen wollte, denn Morgens und Abends ist die Gefahr am größten. Ueber Städten und Sümpfen schwebt ein weißer Dunst während der Dauer der Aria cattiva. Nach Brocchi, Dureau und Moscati hat der Thau in dieser Zeit einen Rückstand, womit man Thiere vergiften kann. Nur Aale und Büffel gedeihen in den Pontinischen Sümpfen.

Abgesehen von den vulkanischen Aushauchungen des Bodens, welche schädlich wirken, sind es besonders in einer höheren Temperatur — welche um Rom gegen 10°, in Westindien 14—15° R. beträgt — faulende organische Stoffe, welche sich in einer unbewegten Atmosphäre verbreiten. Weit entfernt, daß stehendes Wasser schädlich wirke, ist es vielmehr die Wasserschicht, welche das schädliche Gas absorbirt, wie die Beobachtung aller Länder lehrt. So entstanden die bösartigen Wechselfieber von Walchern (1809) nach einem sehr heißen und trockenen Sommer heftiger als je in regnerischen kühlen Jahren; so entstehen auf der sumpfigen westindischen Insel Barbados nur dann Wechselfieber, wenn es statt 9 Wochen nur 8 regnet; so wird ein Dorf in Nassau nur dann von Wechselfiebern heimgesucht, wenn die gährende Masse auf dem Boden benachbarter großer Teiche in trockenen Jahren entblößt wird. Brocchi hat bei chemischer Untersuchung der Luft der Campagna keine schädliche Beimischung gefunden, Thénard hat aber nachgewiesen, daß schon $^1/_{500}$ Gehalt der Luft an Schwefelwasserstoffgas einen Hund ersticken kann. Die ganze römische Ebene hat Mangel an freiem Luftzug und die Feuchtigkeit der Luft wird durch hygrometrische Beobachtungen erwiesen. Nur den erschlaffenden, dem thierischen Leben widerwärtigen, südlichen Winden ist Latium durch die ganz flache, sandige Küste

offen, den übrigen gesunden Winden wehren die Berge den freien Durchzug. Es ist diese eingeschlossene dumpfe Luft, welche zwar das Leben der Lungensüchtigen fristet, auf die Gesunden aber, besonders im Sommer, einen so erschlaffenden und schwächenden Einfluß übt, während man im Lateinergebirge, nur 12—15 Miglien entfernt, bei einem Unterschied von höchstens 2° Wärme nichts davon verspürt. Der Boden selbst ist reich an Gewässern, die bei der wellenförmigen Bildung und bei der unbedeutenden, ja oft unmerklichen Abschüssigkeit des quellenreichen Bodens entweder Teiche oder Sümpfe bilden, oder aber einen sehr schwachen Fall haben. Das Meer am Ufer ist seicht, die Küste ganz flach, und bei dem Vorherrschen der Südwinde das Einströmen der Flüsse und Bäche in's Meer sehr erschwert. Es ist großentheils eine Folge dieser Feuchtigkeit der römischen Luft, daß der Grad der Sonnenhitze so ungewöhnlich über die Temperatur im Schatten erhöht ist. Wie bedeutend die Abweichung und wie schnell der Wechsel ist, lehrt folgende Thatsache, die Bunsen anführt. Im Januar wurde, eine Stunde vor Sonnenuntergang, das Thermometer aus einem nicht geheizten, aber der Nachmittagssonne ausgesetzten Zimmer, wo es 8° R. zeigte, auf einen daran stoßenden, dem von der Sonne beschienenen Janiculus frei entgegenliegenden Balcon gebracht. Binnen einer halben Stunde stieg das Queckſilber in dieser Sonne auf 19° R., dann fiel es mit zunehmender Schnelle so, daß es auf demselben Flecke bei'm Eintreten der Nacht oder Ave Maria, also eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, $5^1/_2$° zeigte, es durchlief also in anderthalb Stunden einen Zwischenraum von $13^1/_2$° R.

Es hängt nun von der Lage der Stadttheile ab, ob diese schnelle, die Hautausdünstung störende Abwechselung Fieber oder ob sie, wie in andern Ländern, nur einen Schnupfen veranlaßt. Am deutlichsten tritt dieser Unterschied der Lage da hervor, wo eine Straße zum Theil an den Abhang eines Berges angebaut ist, welcher den anstehenden Häusern die von ihm herabrinnende Feuchtigkeit

mittheilt. Dies ist zum Theil mit der einen Seite der Via del Babuino und der Via sistina der Fall, die an den Abhang des Pincio angebaut ist, so daß man in mehreren Häusern aus dem dritten Stockwerk in den Garten geht. In beiden Straßen ist es eine stehende Erfahrung, daß, während die entgegengesetzte Straßenseite von solchen Fiebern frei bleibt, die an den Berg anlehnenden Häuser regelmäßig von den Fiebern ergriffen werden.

Die Beobachtungen von Ferguson, der in Westindien fand, daß der Fieberstoff sich am Boden fortleitet, ohne sich in die Luft zu erheben, findet sich auch in Rom bestätigt, wo sich bei den baulichen Veränderungen, besonders unter Napoleon, oft zeigte, daß eine Gartenmauer von gewöhnlicher Höhe eine große Strecke vor der Fieberluft geschützt hatte, welche, wenn die Mauer gefallen war, sich nun weiter verbreitete.

In Sicilien gibt es, nach Hugi, ein Dorf, das sich an einem Hügel hinanzieht und dessen untenstehende Häuser jährlich von Fiebern heimgesucht werden, während die etwas höher liegenden ganz frei davon sind. Bei dem wellenförmigen Boden Roms ragen die Gärten einzeln stehender Häuser oft etwas über das Erdgeschoß hinaus, daher dieses immer verdächtig ist, wenn gleich der erste Stock in demselben Haus ganz gesund sein kann. Noch schädlicher als die Gärten ist die Nachbarschaft großer Ruinen, besonders der Thermen, welche beständige Feuchtigkeit in ihrer Umgebung erhalten. Bäume, welche durch Einsaugung schädlicher Gasarten reinigend auf die Luft einwirken, werden dennoch von den Römern als fiebererzeugend gefürchtet, indem sie durch ihren Schatten Feuchtigkeit erhalten und den Luftzug hemmen, daher die oft ausgesprochene Ansicht, die Campagna verdanke ihre Ungesundheit blos der Entblößung von Bäumen, noch einigem Zweifel unterliegt. Der Umstand, daß Nachts und im Schlafe, wo die einsaugenden Gefäße am thätigsten sind, die Luft der Campagna am schädlichsten wirkt, deutet schon auf den Weg hin, die Ansteckung zu vermeiden. Es sind

dies eine mäßige Lebensweise, wodurch jede Ueberladung des Magens vermieden wird, und eine ziemlich gleichmäßige und warme Kleidung, welche den Körper vor der Feuchtigkeit, sowie vor dem schnellen Wechsel der Luftbeschaffenheit schützt. Daher sind dicke Mäntel, der Toga der alten Römer nicht unähnlich, dem Bewohner der Campagna unentbehrlich, und daß die armen gedungenen Arbeiter, welche aus den Abruzzen in großen Schaaren herbeieilen, um die Ernte jener menschenleeren Wüste einzubringen, nicht alle diese Bekleidung haben, ist nur eine Folge der Noth, welche diese des Eigenthums so sehr bedürftigen als würdigen Menschen drückt, denen man nicht einmal immer Hütten zum Unterkommen zu geben pflegt, sondern die man oft nach der glühendsten Sonnenhitze und Arbeit des Tages auf dem von Dünsten durchnäßten Boden schlafen läßt. Nichts beweist mehr, wie leicht es sein würde, mit diesem kräftigen Menschenschlag die verlassene Ebene zu bevölkern, als daß sie nicht alle in diesem Elend sich tödtliche Fieber zuziehen, obgleich über die Hälfte sich mit ihnen schleppen, und die Sterblichkeit unter ihnen nach einem solchen Feldzug der Armuth entsetzlich ist.

Jene wärmere Nationalkleidung des Römers ist nun keineswegs allgemein italienisch; der toscanische und neapolitanische Bauer kleidet sich leichter, ohne zu leiden. Die warme wollene Bekleidung der Mönche erklärt auch, warum diese weniger durch Fieber leiden. So sind auch die Neger in Westinden, wegen ihrer stark ausdünstenden Haut, dem Wechselfieber weniger ausgesetzt.

Diese Thatsachen zusammengefaßt, scheinen sich gegenseitig zu unterstützen und zu dem Ergebniß zu führen, daß die Ebene Latiums große und zusammenhängende Anlagen erfordert, um durchgängig gesund zu sein, daß zum Anfang einer erfolgreichen Ansiedelung in ihr die mäßige Lebensweise, gesunde Nahrung und zweckmäßige Bekleidung der Bebauer eines getheilten Eigenthums, zum dauernden Gedeihen und allgemeinen Ausbreiten aber auch Austrocknung sumpfiger Gegenden und Anlagen zum Ablaufen des Wassers erfordert werden. Die Abnahme der Be-

völkerung kann ursprünglich bald Ursache, bald Wirkung der Luft sein, später können sie sich gegenseitig bedingen und so einen Zirkel bilden, dessen Anfangspunkt nicht aufzufinden ist.

Um uns die jetzige Verödung der Campagna zu erklären, haben wir nicht nöthig, eine große Veränderung des Klima's anzunehmen. Nur als Ausnahme werden bei den Alten kalte Winter angeführt, wie sie seitdem in Rom nicht wieder vorgekommen sind. Horaz führt in einer Ode an, daß der Soracte mit Schnee bedeckt war, und gewiß ist es, daß der Tiber bisweilen durch Eis unschiffbar wurde. Seitdem ist dies letztere nicht wieder vorgefallen; nur im Winter 1829—30 war der Teich der Villa Borghese fest zugefroren, und einige deutsche Künstler gaben darauf den Römern das neue Schauspiel des Schlittschuhlaufens. Daß die Umgegend Roms gegen die Stadt selbst immer ungesund war, erhellt aus den Worten Cicero's: „Romulus wählte zur Erbauung seiner Stadt einen quellenreichen Bezirk, der gesund ist in einer seuchenhaften Gegend, denn die Hügel genießen eines freien Luftzugs und gewähren den Thälern Schatten;" Livius läßt den Camillus den Römern, welche sich nach Veji übersiedeln wollten, die überaus gesunden Hügel Roms anpreisen, dagegen die Besatzung von Capua sich beklagen, daß sie, durch Feldzüge erschöpft, sich auf dem dürftigen, ungesunden Boden um Rom plagen müßten. Unstreitig trugen, um diesen Gegensatz zwischen Stadt und Land hervorzubringen, mehr noch als die natürliche Lage, die gegen Ueberschwemmungen sichernden Ringmauern des Serv. Tullius und die Canäle der Tarquinier bei, durch welche die Zwischenthäler gründlich und für ewige Zeiten ausgetrocknet wurden. Daß dennoch Fieber während der Republik in Rom herrschten, beweist die Verehrung der Göttin Febris auf dem Palatin, obgleich solche Krankheiten einer kräftigen und zweckmäßig gekleideten Bevölkerung nicht so schädlich sein konnten, als jetzt. Augustus hielt, als die Verweichlichung der Zeiten die schwere Toga zu lästig fand, diese Bekleidung durch eigene Gesetze auf-

recht und ließ Wasserleitungen anlegen, die nur das Reinigen der Cloaken zum Zweck hatten.

Vom elften Jahrhundert an werden die Nachrichten über die Schädlichkeit der römischen Luft immer häufiger; damals war in Folge der Zerstörung Robert Guiscards der Theil Rom's um den Lateran wüste und ungesund. Unter Innocenz III. um 1200 hatte Rom nur 35,000 Einwohner und vierzig Jahre war schon ein hohes Alter. Während des Aufenthalts der Päpste in Avignon, 1376, soll Rom nur 17,000 Einwohner gezählt haben. Leo X. fand 1513 deren 40,000 vor, und erhöhte die Zahl durch Begünstigung der Einwanderung auf 90,000, durch den Sturm von Rom unter Clemens VII. sank die Bevölkerung der Stadt wieder auf 32,000 herab. Die Anlagen Sixtus V. machten die verlassenen Hügel wieder gesund, auf welche er die Acqua felice führte, und wo es ihm gelang, eine städtische Bevölkerung zu begründen, namentlich den Quirinal, Viminal, Esquilin und das Capitol, Innocenz XII. machte durch das Austrocknen der Gärten und Bebauen mit Häusern den Monte Citorio gesund. Wo Gärten und Weinberge blieben, war und ist die Gegend ungesund, so vor Porta S. Giovanni, Latina, S. Sebastiano, Paolo, Portese, P. di Popolo und hinter der Peterskirche.

Alle Zeugnisse der Alten bestätigen, daß die Campagna nur durch die großen Anlagen ihrer Bebauer zum Theil gesund geworden sei, denn ungesunde Theile gab es zu allen Zeiten in ihr, wie aus Stellen bei Columella und dem ältern Cato, der besonders vor stehenden Wassern warnte, hervorgeht. Jedoch hatte nach Plinius unter volskischer Herrschaft die pontinische Ebene 33 Städte und war nach Livius des ältesten Rom's Kornkammer, doch schon im vierten Jahrhundert der Stadt versumpfte sie, als die kleinen Eigenthümer vertrieben waren. Dieser Mangel kleiner Eigenthümer, welche eigenen Boden bebauen, ist auch heute die fortdauernde Ursache der Verödung der Campagna, denn die 700,000 Morgen Landes gehören nur 215 Besitzern, welche sie verpachten.

Digitized by Google

Nirgends ist die Ungesundheit der Luft schlimmer, als an der Küste. Ostia, der alte blühende Hafen Rom's, besteht jetzt aus einem Zollhaus und einigen Hütten, von deren hundert Bewohnern im Sommer nur zwanzig zurückbleiben.

Dort haben auch die Posten der Mauthen zu Ponte Centeno, Montalto, Corneto, Monte Gualando, Gorino Chinazulage. Das Krankenhaus zu Rom: S. Spirito in Sassia verbraucht jährlich 4000 Pfund Chinarinde. Dagegen bleiben bei Literna an der Mündung des Garigliano die Hirten mitten in den Sümpfen gesund, weil sie sich vor der Ansteckung durch Anzünden von Feuern aus wohlriechenden Pflanzen und Durchräuchern ihrer Lagerstätten und Zelte mit denselben schützen.

Unter diesen Einflüssen nahm der Anbau der Campagna beständig ab. Statt daß 1783 noch 118,465 preußische Morgen, etwa ein Siebentel ihres Flächengehalts, besäet waren, fand man 1809 nur 58,000 und 1816 sogar 50,000 Morgen Ackerfeld bestellt, d. h. weniger als ein Sechszehntheil der Bodenfläche in den nächsten Umgebungen einer großen Hauptstadt. Als ein großer Uebelstand erscheint aber auch der Mangel an kleineren Ackerbesitzern, die ein ihnen zugehöriges Feld zu eigenem Nutzen wohl zu bebauen Veranlassung finden, denn der Bauer lebt in dem beschränkten Verhältnisse, aus dem er selbst in der Zeit der Franzosenherrschaft herauszutreten sich nicht bemühte. Ohne Landbesitz ist er gewöhnlich nur Pächter des ihm von dem Grundherrn oder der Stadtgemeinde überlassenen Ackers und kann in dieser Abhängigkeit, unter dem Druck schwer zu erfüllender und bei jedem Widerstande noch zu steigernder Bedingungen, nur für die Befriedigung der nächsten Lebensbedürfnisse sorgen. Er ist daher meistens ganz ungebildet, ohne Theilnahme für sein Vaterland, aber auch ohne sittliches Gefühl und Sinn für die Erhaltung seiner Ehre und des Eigenthums fremder Personen. — Dagegen werden von den Ländereien der großen Herrschaften noch mehrere zusammen durch die Mercanti di Campagna gepachtet und nur auf die ihnen

vortheilhafteſte Weiſe zum Theil durch weit hergeholte und kärglich beſoldete Arbeiter während ihrer Pachtzeit benutzt und ausgeſogen. Daher findet es mit jedem Jahre mehr ſtatt, daß von den größeren Herrſchaften Ackerland für die Viehzucht als Weideland benutzt einen reichlicheren Ertrag gewährt und deßhalb nicht mehr zum Ackerbau verpachtet wird. Als nothwendige Folge einer ſo übelberechneten Landwirthſchaft erſcheint die Abhängigkeit der Campagna von der Zufuhr ausländiſchen Getreides. Ebenſowenig, wie in der Campagna, iſt man bemüht geweſen, in den pontiniſchen Sümpfen die allerdings ſehr bedeutenden Hemmniſſe der phyſiſchen Cultur aus dem Wege zu räumen. Im Alterthum und Mittelalter hat man, durch die politiſche Bedeutſamkeit der Hauptſtadt unterſtützt, die nothwendigſten Erzeugniſſe zum Lebensunterhalt aus weiterer Entfernung herbeigeholt, deren eigne Hervorbringung auf dem zunächſt liegenden Boden eine phyſiſche und moraliſche Beſſerung des allgemeinen Zuſtandes zugleich hervorgebracht haben würde. Auch die neuere und neueſte Zeit dieſer Welthauptſtadt verlangt mehr auf Koſten anderer Völker zu leben*) als für ſich

*) Statt durch eine weiſe Verwaltung und kräftige Entwickelung der Hülfsquellen des Landes die Art und Weiſe zu ſühnen, wie durch Hinterliſt und offene Gewalt, ja durch die ärgſten Gräuel die Päpſte Gregor VII., Innocenz III., Nicolaus V., Julius II., Alexander VI. durch Cäſar Borgia, Clemens VII., Paul IV., Clemens VIII., Urban VIII. u. ſ. w. das weltliche Beſitzthum des Stuhles Petri erworben und erweitert, hat die Mehrzahl der Päpſte ihr eignes Land auf eine Weiſe vernachläſſigt, daß der Kirchenſtaat in Bezug auf die Redlichkeit und Verſtändigkeit der Verwaltung und die Ausbeutung ſeiner natürlichen Hülfsquellen unter den europäiſchen Staaten kaum eine Stufe über der Türkei einnahm. Dagegen haben ſie in der Ferne auf alle Weiſe geſucht, die Hülfsquellen geiſtlicher Beſteuerung ſich offen zu erhalten, und wenn dieſe verſiegt waren, neue zu eröffnen. Als England, halb Deutſchland und der ganze Norden Europa's von Rom abgefallen war, eröffneten ſich neue Schatzkammern in den goldreichen Ländern Mittel- und

selbst zu sorgen, und vernachlässigt daher den eigenen Grund und Boden, dessen Unfruchtbarkeit eben wegen seiner überlangen Vernachlässigung größer erscheint, als sie von Natur ist. Rom lebt gegenwärtig von den Resten seiner früheren Größe, daher der unendliche Jammer, wenn die fremden Bewunderer ihres Ruhmes nicht in genügender Anzahl erscheinen *) oder durch ansteckende Krankheiten zu früh vertrieben werden.

Südamerica's, welche den bigotten Spaniern und Portugiesen unterthan wurden, und für die in unsern Tagen Rom etwas entfremdeten Länder Portugal, Spanien, Frankreich, Mexico sucht es Ersatz in Nordamerica, Großbritannien, China und Indien. Bis zum Ausbruch der ersten französischen Revolution bezog nach amtlichen Ausweisen Rom jährlich von Spanien und seinen Colonien 640,000, von Deutschland und den Niederlanden 488,800, von Frankreich 357,000, von Portugal und seinen Colonien 260,000, von Polen 180,700, von beiden Sicilien 136,170, von den übrigen italienischen Ländern, mit Ausnahme des Kirchenstaats. 170,000, von der Schweiz 87,000 Scudi, ebensoviel von den nördlichen Ländern Europa's, im Ganzen fast 2½ Millionen römische Thaler.

*) Wie sehr Rom von den Fremden abhängig ist, geht daraus hervor, daß während der französischen Herrschaft, wo der Fremdenbesuch sehr abnahm und das Zuströmen der Engländer ganz aufhörte, seine Bevölkerung in regelmäßiger jährlicher Abnahme um einige Tausend von 170,000 (1795) bis auf 115,000 Köpfe (1813) fiel und seitdem ebenso regelmäßig wieder gewachsen ist. 1814 zählte man: 120,505, 1817: 131,356, 1823: 136,269, 1824: 138,510. Eine Abnahme erlitt sie 1831, wo sie durch den Aufstand in der Romagna von 150,666 auf 148,457 (1832) sank, und 1837, wo sie durch die Cholera von 156,552 auf 148,903 (1838) sich verminderte. 1838 zählte man 34540 Familien, 31 Bischöfe, 1439 Priester, 2012 Mönche, 1456 Nonnen, 221 Akatholiken; 1846: 35,988 Familien, 41 Bischöfe, 1533 Priester, 2015 Mönche, 1472 Nonnen, 349 Akatholiken; 1847: 37,531 Familien, 39 Bischöfe, 1514 Priester, 2471 Mönche, 1754 Nonnen, 564 Akatholiken; im Ganzen 175,883 christliche Einwohner und 4000 Juden.

So offen aber auch der Grund der bösartigen Luft vorliegt, so fehlt doch bald der ernste Wille, bald die Ausdauer und die Geldmittel, diese Hindernisse eines bessern Anbaus zu beseitigen. Am meisten ist indeß zu verschiedenen Zeiten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Austrocknung der pontinischen Sümpfe gelenkt worden. Schon in den Zeiten der römischen Republik wurden hierfür wenig erfolgreiche Versuche angestellt. Die bürgerlichen Zustände Roms im Mittelalter erscheinen gerade für solche Unternehmungen der allgemeinen Wohlfahrt am wenigsten geeignet. Als aber die Päpste seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen engeren Gesichtskreis für ihre politische Macht sich selbst zogen, so wurden die thätigen Regenten unter ihnen auf Verbesserung des eigenen Landgebiets hingewiesen. Die Päpste Martin V. und Sixtus V. ließen zuerst planmäßig an Austrocknung der Sümpfe arbeiten, wie denn der letztre überhaupt gleichmäßig viel für öffentliche Bauten und auch für bessere Wege, Brücken und Wasserleitungen sorgte. Diese Arbeiten, so oft sie auch unter den folgenden Päpsten unterbrochen wurden, blieben doch ein Hauptaugenmerk des Staatsverwaltung, weil das gebildete Europa auf sie sah. Aber erst 200 Jahre später wurden sie wieder zweckmäßig gefördert; Pius VI. legte 1778—88 mehrere zweckmäßige Entwässerungscanäle an, ließ den alten Schifffahrtsgraben (naviglio grande) wiederherstellen und führte die treffliche Kunststraße Linea Pia zur Verkürzung des Wegs nach Neapel schnurgrade von Torre de' tre ponti (Thurm der drei Brücken) nach Terracina. Während der französischen Herrschaft wurden in den Jahren 1811—12, außer der Erweiterung des Bettes des Amaseno, starke Erddämmen zum Schutze der angrenzenden Felder aufgeworfen und der Canal von Sciazza fortgesetzt, um mittels desselben die Sümpfe von Bocca di Fiume und Mesa auszutrocknen. Nach der Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft sind keine umfangreichen Arbeiten zur Verbesserung unternommen, zum Theil sogar der unter den Bewohnern derselben zwangsweise aufrecht erhaltene Ordnungssinn

und rechtliche Erwerb durch Nachsicht und Schlaffheit wieder geschwächt worden.

Im Osten von Rom und der Campagna, nördlich von den Sümpfen, ziehen sich zwei felsige Gebirgszüge hin, deren südlicher aus zwei Gliedern, dem westlichen Albaner- und östlichen Volskergebirg besteht und von dem nördlichen Gebirgsland, das bis zur neapolitonischen Grenze sich fortsetzt, durch ein Thal getrennt ist, in welchem die Straße nach Neapel sich hinzieht.

Das Albanergebirge mit den reizend gelegenen Orten Albano, Frascati, Genzano, Nemi, Castello Gandolfo, der Sommeraufenthalt der alten Römer wie ihrer Nachkommen, wird am besten so besucht, daß man nach Frascati fährt, dort einige der großartigen Villen (Aldobrandini, Mondragone, Falconieri, Conti u. s. w.) besucht, dann nach den Trümmern von Tusculum reitet, welche als Villa Ruffinella bis in die neueste Zeit der Königin von Sardinien gehörten, die hier viele Nachgrabungen veranstaltet, jetzt aber den Jesuiten dieß Besitzthum geschenkt hat. Von hier aus hinabgestiegen kreuzt man ein Thal und klimmt zu dem malerischen Felsennest Rocca di Papa hinauf, gelangt dann auf die Ebene, welche das Volk „das Lager Hannibal's" nennt, über der sich der Kegel des alten Vulcans, des Monto Cavo (Mons latinus) erhebt. Auf der Spitze des Berges steht ein Kloster der Passionisten, von dem man eine herrliche Aussicht über die Seen von Albano und Nemi, über die ganze Campagna bis nach Rom genießt; an der Seite des Berges zeigen sich bedeutende und wohlerhaltene Reste der steilen via triumphalis, wo die römischen Feldherrn triumphirten, wenn der Senat den Zug zum Capitol ihnen verweigert hatte. Zur Rückkehr nach Frascati wählt man den Weg durch's Thal über Nemi nach Albano und Castel Gandolfo, dem päpstlichen Lustschloß, das auf dem Rand des Albanersee's nicht fern von den Trümmern Alba Longa's, der Mutterstadt von Rom, gelegen ist. Hier steigt man zu dem Wasserspiegel des See's hinab, um den Eingang zu dem eine Miglie langen Ableitungscanal (Emissario) zu sehen, den die

Römer erbauten, um Veji zu bezwingen. Auf die Straße zurückgekehrt gelangt man über Marino und Grotta Ferrata nach Frascati

Nach dem Sabinergebirge gelangt man auf dem alten Pflaster der Labicaniſchen Straße und kommt zwiſchen wohlbewachſenen Hügeln und ſtillen Wieſenthälern allmälig berganfahrend, bald vor dem alten Präneſte, heutzutage Paleſtrina an. Das ganze Städtchen hat nun Platz auf den unerſchütterlichen Grundmauern eines Fortunatempels und zieht ſich, ihnen folgend, terraſſenförmig den Berg hinauf. Während der Kämpfe, welche die Päpſte mit der Familie Colonna führten, gehörte es, wie die ganze Umgebung dieſem letztern Hauſe und noch zeugen ein ſchöner Marmorbrunnen mit einem Genius, der die Säule, das Wappen der Colonna, hält und die Burgtrümmer auf dem Petersberge über der Stadt, von den früheren Beſitzern. 1630 kaufte Urban VIII. aus dem Hauſe Barberini den Colonna's Paleſtrina ab und erbaute im Rococoſtyl einen jetzt verfallenen, aber herrlich, die ganze Gegend beherrſchend gelegenen Palaſt, der ein ſehr intereſſantes Alterthum umſchließt, eins der größten Moſaikgemälde aus der Zeit, da Aegypten in Rom Mode war, denn es enthält nichts als einen Waſſerſpiegel, aus dem Lotos hervortaucht und mannigfache Felſen ſich erheben. Rings um und darin treiben ſich ägyptiſche Thiere: Nilpferde, Crocodile, Ibiſe, Schlangen umher, oft im Kampfe untereinander, und ihre Namen ſind in griechiſcher Sprache beigeſchrieben. Wir (vier Deutſche, worunter zwei in Rom lebende und mit dem Gebirg und ſeinen Bewohnern vertraute Maler) kehrten bei dem allen römiſchen Künſtlern bekannten Capellaro (Hutmacher) ein, deſſen Haus, wie die Villa Barberini auf der Höhe der Stadt gelegen, eine herrliche Ausſicht über die Campagna bis an's Meer bietet. Unſer Wirth hat dreizehn lebende Kinder und die Frau, eine ſtattliche, etwas wohlbeleibte Figur, zeigt wohlgefällig das an der Wand eingerahmte päpſtliche Decret, wodurch dem Vater von 12 lebenden Kindern Abgabenfreiheit und ein kleiner Gehalt zugeſichert iſt. Von den Kindern beachteten wir

am meiſten die ſchöne, ſiebenzehnjährige Carlota, die heute dem Sonntag zu Ehren ihre reiche bunte Albanertracht angelegt hatte. Schon mancher deutſche Künſtler hat eine ſolche ſchöne und anmuthige Tochter des Gebirgs ſich nach Rom heimgeholt, aber ſelten ſind dieſe Ehen glücklich, da je länger, deſto ſchroffer der verſchiedene Bildungszuſtand und die ganze abweichende Lebensrichtung der Gatten vortritt. Ein etwas älterer Bruder, der aus dem Collegio in Rom zurückgekehrt, ſich ſeine weitere Laufbahn überlegte, einſtweilen aber von Eltern und Geſchwiſtern als Gelehrter ſich bedienen ließ, erinnerte uns an die anmuthigen Bilder von Küchler, wo das zum Geiſtlichen beſtimmte und bereits durch Hut und Sutane ausgezeichnete Knäblein als Familienſtolz von den bewundernden Geſchwiſtern, umgeben, dargeſtellt iſt. Wir hatten es ſo glücklich getroffen, daß in der Kirche auf dem Petersberge gerade an dieſem Tage ein Feſt gefeiert wurde. Unſer Capellaro hatte in einem der Häuſer, welche den Platz umgeben, eine Wirthſchaft errichtet und wir ſahen vom Söller das ganze maleriſche Treiben. Alles, war im höchſten Putz und es hatten ſich mannigfache, geſchmackvolle und bunte Trachten hier zuſammen gefunden. Dazu die einförmige Umgebung grauer Kalkfelſen und aus denſelben Steinen erbauter Häuſer. Die erleuchtete und geſchmückte Kirche war gedrängt voll Menſchen, aber auch außen ſummte es, wie in einem Bienenſchwarm, es wurde geſotten und gebraten und der feurige Wein auch von den Frauen und Mädchen nicht verſchmäht und gegen Ende der Feierlichkeit donnerten die vor der Kirche aufgeſtellten Böller. Dennoch ging alles friedlich vor ſich und das Gendarmencommando ſah ruhig zu. Die Ausſicht vom höchſten Punct dieſes Bergs iſt eigenthümlich. Auf drei Seiten erblickt man die Campagna, nur vom Volsker und Albanergebirge, und die pontiniſchen Sümpfe, vom Meere begrenzt, auf der vierten aber ſieht man in rauhe Schluchten hinab, die ganz von nackten Felswänden abgeſchloſſen ſind.

Am andern Morgen nahmen wir Abſchied von unſern freundlichen Wirthsleuten und ritten auf ſchlechten Ge-

birgspferden durch liebliche stille Thäler, dann am Rande eines steilen Berges hin nach Olevano, das bei einer Krümmung des Weges plötzlich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit hervortritt. Das Städtchen zieht sich, oben von der Burgruine gekrönt, an dem steilen Bergrücken bis in den Thalkessel hinab, der die üppigste Cultur und dazwischen idyllische Häuschen, von Weinlaub umflochten, und frische Brunnen zeigt.

Kommt man näher, so sieht man hoch über dem Weg auf mächtigen Bogen ruhend, die Mauern in den Fels hinein gebaut, vor sich das Stadtthor, einen einfachen Bogen, an das sich der winzige Marktplatz anlehnt, der den Raum eines mäßigen Saals nicht überschreitet, aber die einzige Ebene von Olevano ist, denn von hier aus ziehen sich die Straßen, wahre Wendeltreppen, in allen Richtungen hinab. Durch diese wunderliche Bauart kann man aus einem Haus in alle Nachbarhäuser sehen. In der Nähe, auf einer kleinen Hochebene, von welcher man den weiten, hohen Felsenkranz rings um Olevano fast vollständig überblickt, liegt das verlassene Landhaus des Hrn. von Rumohr, wo im Jahr 1819, trotz der Nachbarschaft des Städtchens, Vormittags um 10 Uhr die Räuber einen Versuch machten, den Besitzer zu fangen. Statt seiner schleppten sie einen jungen Maler in die Berge, der mit einem bedeutenden Lösegeld freigekauft werden mußte.

Noch am Abend des zweiten Tages ritten wir auf Maulthieren nach Subjaco. Der Weg, an vielen Stellen der nackte Kalkfels, ist an manchen Orten wirklich halsbrechend, aber unendlich reich an ewig wechselnden Aussichten. Er führt über Rojate, ein ohne Mörtel und Holz aus dem Felsen, worauf es steht, höchst armselig gebautes Nest, auf der Höhe hin, senkt sich aber dann steil abwärts und plötzlich hat man in der Mitte eines hügeligen, vom Teverone durchschlängelten Thales Subjaco vor sich, wie Olevano an einem Berge hinangebaut, doch weit größer und aus ansehnlichen Gebäuden bestehend. In dieser Stadt errichteten die Deutschen Conrad Sweinheim (aus Frankfurt a. M.) und Arnold Pannartz 1467 die erste Buch-

druckerei in Italien. Die Spitze des Hügels krönt ein päpstliches Schloß; einige Klöster und ein sehr massives Seminargebäude am Teverone stechen durch ihre Masse hervor. In der Nähe von Subjaco liegen 2 Klöster: S. Benedetto und S. Scolastica, deren Besuch wir wegen ihrer mannigfachen Merkwürdigkeiten am andern Morgen früh vornahmen. S. Benedetto liegt hoch am Rande einer steilen Schlucht, in deren Grund der Teverone braust. Man gelangt zu dem Kloster durch eine schöne Anpflanzung von immergrünen Eichen. In dem Gebäude selbst schien uns anziehender, als alte halbzerstörte Fresken und als das Grab des heil. Benedict, — die schöne gothische Kirche mit den gemalten Fenstern und der in Felsen gehauenen Capelle, und die herrliche Aussicht, die man von hier auf das tiefer gelegene Kloster S. Scolastica, auf Subjaco und die ganze Campagna hat. S. Scolastica ist durch seinen Kreuzgang merkwürdig, wo die Säulencapitellen sich mehr nach der Phantasie des Erbauers, als nach einer Säulenordnung bequemt haben. Schon um 9 Uhr Morgens saßen wir in einem leichten Stuhlwagen, um nach Rom zurückzukehren. Die Straße führt immer am Teverone hin, den sie nur zuweilen auf kurze Strecken verläßt, in nördlicher Richtung von zwei gleichlaufenden Bergzügen begleitet, deren ersterer niedrig und wohlbewaldet ist, der zweite höher und felsig, welcher zum Theil schon die Grenze gegen Neapel bildet. Südlich verläuft nur Ein Rücken, auf dessen Spitzen, wegen der Ungesundheit der Ebene, kleine Dörfer liegen: Anticoli, Saracinesco, Siciliano, Castel Madama u. s. w. Die Bewohner derselben leben ganz vereinzelt, heirathen nur unter sich und haben ihre Abstammung rein erhalten, daher sich die einzelnen Ortschaften durch verschiedene Körperbildung wonach sie unser Kutscher als sangue brutto, sangue bello ganz kurz charakterisirte, wesentlich unterscheiden. Etwa auf halbem Wege liegt Tivoli, das — mit seinem Wasserfalle (der in seiner jetzigen Gestalt, wo er in zwei Felsencanäle gefaßt ist, den Namen der Riesenbrille, occhiale del gigante, führt) und dem Sibyllen-

tempel, mit seinen Caseatellen und der in einen Eisenhammer verwandelten Villa des Mäcenas, mit der Villa d'Este, in deren Garten die schönsten Cypressen stehen, und den weitläufigen Trümmern der Villa Hadrian's — zu bekannt ist, um hier einer ausführlichen Beschreibung zu bedürfen. Ehe wir von dem Sabiner- und Albanergebirge nach Rom selbst gelangen, haben wir zuerst noch die theils vor der Stadt, theils in ihren öden Theilen gelegenen Villen zu betrachten. Auf dem rechten Tiberufer liegt der Monte Mario, der die schönste Aussicht über Rom vom Ponte Molle bis zum Vatican gewährt. Auf ihm liegt die Villa Mellini, nur durch ihre Aussicht merkwürdig und an seinem Abhang die Villa Madama, als ein Eigenthum des Königs von Neapel natürlich im äußersten Verfall, so daß der Palast halb eingestürzt, das Wasserbecken leer und sogar der Weg dahin nicht mehr fahrbar ist. Das Casino (Landhaus) ist ein Meisterwerk leichter, zierlicher Baukunst, von Giulio Romano erbaut, und mit jetzt sehr zerstörten Wandgemälden, die den Logen Raphael's gleichen, geschmückt. Auch das Zimmer, wo jetzt der Gärtner, der einzige Bewohner dieser Ruine, sein Welschkorn aufgeschüttet hat, ist mit vortrefflichen Fresken geziert. Dieser Landsitz wurde vom Cardinal Julius von Medicis (als Papst Clemens VII) erbaut und kam dann an Octavius Farnese. Von dessen Gemahlin, Margaretha von Oestreich, erhielt die Villa ihren Namen und fiel 1731 mit der ganzen Farnesischen Erbschaft an Neapel. Auf derselben Tiberseite liegt auf dem Janiculus die Villa Pamfili-Doria, eine der größten Roms, von einer deutschen Meile im Umfang, mit herrlichen Wasserwerken, dem schönsten Pinienwalde Roms, vielen im Garten zerstreuten Resten des Alterthums und einer reichen Antikensammlung. Dieser Landsitz ist dem Publikum gänzlich geöffnet und bietet sowohl einen der angenehmsten Spaziergänge, als er auch auf die Peterskirche, während das übrige Rom fast versteckt ist, eine der eigenthümlichsten Aussichten gewährt. Mehr als Palast, denn als Villa, da der im altfranzösischen Geschmack angelegte Gar-

Digitized by Google

ten klein und eben ist, interessant ist die vor dem Salarathore gelegene Villa Albani mit herrlicher Aussicht über das ganze Albanergebirge. Der Reichthum dieser Besitzung an Kunstwerken des Alterthums gibt einen Begriff von der Fülle Roms an solchen Bildwerken. Der Palast ist nämlich von dem kunstsinnigen und prachtliebenden Cardinal Albani im reichsten Styl und den mächtigsten Verhältnissen größtentheils aus Marmor erbaut und mit den schönsten Sculpturen des Alterthums, deren Anordnung Winckelmann leitete, angefüllt worden. Die Franzosen führten die besten Stücke nach Paris und 1815 wurden diese, weil der Erbe Albani's, der Graf Castelbarco in Mailand, die Frachtkosten scheute, bis auf eines nach München verkauft. Dennoch ist der Palast und Garten voll von Kunstwerken der größten Schönheit und dieses Landhaus gehört mit Villa Pamfili und Villa Ludovisi zu denen, welche man, während man darin ist, für die herrlichsten von allen erklärt, zwischen denen die Wahl am schwierigsten ist. Vor dem Volksthore liegt Villa Borghese, einst das Eigenthum der unseligen Familie Cenci, ein weiter Park, welchen das römische Volk als sein Eigenthum betrachtet, wo es seine Octoberfeste feiert, der tägliche Spaziergang der Fremden, mannigfaltig durch Boden und Anlage, doch weder hierin, noch in der Größe mit Villa Pamfili zu vergleichen. Sie ist vollgepfropft mit ägyptischen Bauwerken, mittelalterlichen Burgen, künstlichen römischen Ruinen, welche hier, dicht neben den ächten, sich besonders armselig ausnehmen, aber an Geschmacklosigkeit wird sie bei Weitem noch übertroffen von der ganz neuen Villa des Bankiers und Herzogs von Bracciano, Torlonia, wo jeder Zoll den Emporkömmling verräth. Obgleich Borghese seinem Schwager Napoleon seine Antiken verkaufte, so zeigt doch das Landhaus jetzt wieder eine herrliche Sammlung und auch ein ausgezeichnetes Werk neuerer Kunst, die Fürstin Borghese (Pauline Buonaparte) als Venus, von Canova. Innerhalb der Mauern der Stadt finden wir auf dem Pincioberg die Villa Medici, jetzt französische Malerakademie, durch

Anlage und Aussicht ein beliebter Spaziergang, der als Anhang der öffentlichen Anlagen des Pincio betrachtet wird, und die Villa Ludovisi, in den Gärten Sallust's bis zur Stadtmauer reichend, einen großen, herrlich angelegten Garten mit zahlreichen Casino's, welche theils mit Fresken von Guercino und mit Antiken geschmückt, theils durch die Aussicht über die Campagna anziehend sind. Bis zum Tode des Herzogs von Piombino, dessen Söhnen sie jetzt gehört, war sie Jedermann verschlossen. Der verstorbene Herzog, der seinen Landsitz früher mit der gewöhnlichen Liberalität römischer Großen gegen leicht zu erlangende Erlaubnißscheine (permesso) Jedermann geöffnet hatte, unternahm nämlich eine Reise nach England, wo er die Parks ebenso zugänglich zu finden erwartete, wie in Rom; er machte aber dieselben Erfahrungen von Ungastlichkeit und Wunderlichkeit, wie Fürst Pückler. Nach seiner Rückkehr verschloß er aus Rache, die zunächst nur die Engländer treffen sollte, aber alle Fremde*) betraf, seine herrliche Besitzung bis an sein Ende. In dem südlichen, jetzt verlassenen Theile der Stadt bei'm Lateran finden wir die für Deutsche besonders anziehende Villa Massimi, wo drei Zimmer nach den epischen Werken italienischer Dichter al fresco gemalt sind: I. Dante, von Koch und Ph. Veith, II. Ariost, von Schnorr, III. Tasso, von Overbeck und Führich.

Auf den Trümmern der Kaiserpaläste liegen die verfallenen Orti farnesiani, dem König von Neapel gehörig, jetzt ein Krautgarten, mit den gewaltigen Trümmern der Bauten der Farnese und einem unterirdischen antiken Gewölbe mit Fresken, welches das Bad der Livia genannt wird. Als Contrast daneben die Villa Mills (oder Melzi, früher Spada), zierlich angelegt und wohl unter-

*) In Italien überwiegt die Anzahl der Engländer so sehr über die aller andern Volksgenossen, daß, besonders in den abgelegeneren Gegenden, alle Fremde Inglesi (in Sicilien Ingres, in den Abruzzen Angres) heißen.

Digitized by Google

halten, mit reichem Roſenflor, auf gewaltigen unterirdiſchen Gewölben der Kaiſerpaläſte ruhend.

Eine herrliche Ausſicht auf Roms Trümmer, beſonders auf die Bäder des Caracalla, gewährt die Villa Mattei, auf dem Cölius gelegen und dem ſpaniſchen Friedensfürſten gehörig. Sonſt war auch die große Villa Negroni bei der Kirche Maria Maggiore einer der ſchönſten Landſitze, jetzt iſt es ein Krautgarten, aber immer noch merkwürdig durch die Spuren der Mauer des Servius Tullius und die Bildſäule der Roma. Mitten in der Stadt liegt die Farneſina in Traſtevere, das Landhaus des Palaſtes Farneſe, von dem es durch den Tiber getrennt iſt, mit den berühmten, leider ſchlecht übermalten Fresken Raphael's, den Triumph der Galathea und die Fabel von Amor und Pſyche darſtellend, neapolitaniſches Eigenthum, alſo verfallen und verwahrloſt. Den Palazzo Farneſe (jetzt die Wohnung des neapolitaniſchen Geſandten), von San Gallo und Michel Angelo einfach und erhaben gebaut, können wir als Maßſtab der Peterskirche benutzen. Er iſt der höchſte Roms (85') und dennoch nur eben ſo hoch, als das Kreuz auf dem ehernen Baldachin über dem Hochaltar der Peterskirche. Es gibt in Rom eine Kirche, San Carlo alle quattro fontane, die nicht beſonders klein erſcheint, und die mathematiſch genau eben ſo groß iſt, wie einer der vier Pfeiler, welche die Kuppel der Peterskirche tragen. Die Kuppel iſt eine Nachbildung des Pantheon, das Michel Angelo in die Lüfte hob, hat 120 Fuß im Durchmeſſer und zwei Gallerien. Geht man auf dieſen hin, ſo ſieht man erſt, wie roh die Moſaik der Engelsköpfe, welche die Wände der Kuppel ſchmücken, aus unförmlichen Steinchen zuſammengeſetzt iſt, während ſie, von gegenüber geſehen, als die feinſte Zeichnung erſcheint. Das Mittelſchiff iſt 150 Fuß hoch, der Knopf auf der Kuppel, der ſechzehn Menſchen faßt, ſteht 413 Fuß über dem Boden der Kirche. Man ſieht die Kuppel 18 Miglien von Rom entfernt, von der Villa d'Eſte bei Tivoli, wie einen Berg über Rom hinausragen, ohne von der Stadt ſonſt ein Gebäude unterſcheiden zu können, und von Norden kommend erblickt

man sie schon mehrere Stationen vor Rom. Die beste Ansicht der Kuppel hat man vom Janiculus, dem Monte Mario und überhaupt von Anhöhen um Rom; von vorn ist keine möglich, da der Platz vor der Kirche im Verhältniß zu kurz ist. Napoleon wollte das ganze Dreieck elender Häuser zwischen dem Petersplatz (piazza Rusticucci) und der Engelsbrücke wegreissen, wodurch man einen passenden Standpunct gewonnen haben würde. Ueberhaupt ist die Kirche, von vorn gesehen, weit entfernt, einen ihrer Größe angemessenen Eindruck zu machen, weil man im siebzehnten Jahrhundert Michel Angelo's erhaben einfache Stirnseite, von der sich eine Abbildung unter den Deckengemälden der vaticanischen Bibliothek befindet,*) durch eine barocke, palastähnliche Façade von Karl Maderno verdrängt hat. Zu diesem ungenügenden Eindruck scheint auch der Umstand etwas beizutragen, daß ein Theil des Platzes vor der Kirche erhöht ist, so daß er dem Auge entgeht, wenn man die Entfernung von der Kirche, welche den Maßstab zu ihrer Größe gibt, berechnet. Die große Peterskirche führt zur Unterscheidung von mehreren andern der Stadt (S. P. in vincoli, in montorio) den Beinamen in Vaticano, und wir hätten daher jetzt eigentlich von den übrigen Kirchen der Stadt, so wie von dem Palast, dem sie angehört, und von den übrigen Palästen und ihren Sammlungen zu reden. Da aber gerade diese Gegenstände zu den bekanntesten gehören, so übergehen wir dieselben nach den Grundsätzen, welche wir in der „Vorerinnerung" ausgesprochen, um kurz von den vaticanischen Gärten und dann von der Entstehung des modernen Roms aus von dem alten zu handeln.

Wenn man durch die Vorhalle der Peterskirche auf der linken Seite hindurchgeht, so gelangt man auf einen freien Raum, der auf der einen Seite von einem Kirchhof, auf der andern Seite von der Peterskirche begrenzt wird.

---

*) In den „Grotten des Vatican" unter der Peterskirche findet man eine Abbildung der ältesten Basilica dieses Namens.

Der Kirchhof gehört einem Kloster deutscher Nation an; die Erde wurde auf hanſiſchen Schiffen vom Blutacker bei Jeruſalem hierher geſchafft, und auf den Kreuzen ſtehen deutſche und niederländiſche Namen. Schreitet man weiter vor, wobei man die Rückſeite der Peterskirche überſieht, ein Anblick, der zu dem Geſammteindruck dieſes gewaltigen Baues nothwendig gehört, ſo öffnet ſich rechts ein Thor zu dem äußern Hof des ungeheuern vaticaniſchen Palaſtes, von einem Schweizer in mittelalterlicher Tracht bewacht, und wir können uns ohne Mühe Jahrhunderte zurückverſetzen, denn weder von Gebäuden, noch von Menſchen erblicken wir etwas Modernes. Gerade hinter dem halbrunden Chor der Peterskirche führt eine gemauerte Rampe zu einem künſtlichen eiſernen Gitterthor. Von dieſem Punkte hat man eine ſchöne Anſicht der Kuppel, beſſer, als irgend ein naher Standort von der Vorderſeite ſie gewährt. Wir ziehen die Glocke, weiſen unſre Erlaubniß (permesso) vor und es wird uns die grüne Einſamkeit geöffnet. Wir treten in einen Garten, weniger denkwürdig durch ſeine Größe oder ſeine Anlagen, als durch das geſchichtliche Intereſſe, das ſich an ihn knüpft. Hoch über einem engen, einſamen Thale, das wegen ſeiner übeln Luft Valle del inferno (Höllenthal) heißt, auf den Baſtionen, welche gegen die Saracenen erbaut wurden, angelegt, war er, ſeit die Päbſte ihren Hauptſitz in den Vatican verlegten, ihr hauptſächlichſter Spaziergang, und welche Pläne mögen in den ſchattigen Laubgängen oder auf der freien Terraſſe, welche bald auf einſames, hügeliges Land, bald auf die vielbewegte Stadt die Ausſicht eröffnen, entworfen worden ſeyn!

Der breitere Haupttheil des Gartens, der den Blick in's Freie gewährt, iſt ganz nach altfranzöſiſcher Art angelegt: breite Kießwege zwiſchen hohen geſchnittenen Baumwänden, welche Blumenbeete einſchließen, Waſſerwerke mit einem Caſino, zum ruhigen Belauſchen des Waſſerrauſchens während der Sieſte. Eine Vertiefung geht durch den Garten, mit einem Geländer eingefaßt, in der allerlei zahme Thiere ihre Ställe haben. Im Ganzen iſt der

Garten sehr schattig, fast dumpfig, nur an der niedrigen Brustwehr läuft ein freier Gang herum. Man kann sich dem Eindrucke der Aussicht und seinen Gedanken ungestört hingeben, denn nur Fremde, die sich länger in Rom aufhalten, finden Zeit, den Garten zu besuchen und kein Cicerone drängt sich auf. Geht man auf der schmalen, hoch aufgemauerten Terrasse um den Vatican herum, so ändert sich plötzlich das Schauspiel. Der Blick auf die Stadt eröffnet sich; man verfolgt den gewundenen Rettungsgang zwischen Vatican und Engelsburg, der auf Bogen hoch über den Häusern hinführt, und überschaut die grünen Außenwerke der Engelsburg bis zum Monte Mario, die Windungen des Tiber und endlich einen Theil der Stadt nach dem Volksthore hin. Besonders die Engelsburg zeigt sich deutlich, diese einzige Verbindung von Grabmal, Palast, Kerker und Festung, wo der Fremde so verschiedene Eindrücke empfängt, wenn ihm die modernen Soldaten das Thor öffnen, er dann den dunkeln Gang in dem gewaltigen Grabmal Hadrian's hinaufsteigt, und von der Gallerie herab in dem Graben der Festung die schmutzigen Züchtlinge erblickt, noch eine Treppe höher die prächtigen Säle mit den frivolen Gemälden Giulio Romano's betritt, und endlich auf dem Dach statt des gewaltigen ehernen Pinienzapfens, der jetzt im Hofe des Vaticans steht, den Engel, an den sich eine Wundersage knüpft, von Gerüsten zum Feuerwerk umgeben erblickt.

III. Rom.

Der heutige Umfang der Stadt auf dem linken Tiberufer ist wesentlich derselbe mit den Mauern des Aurelian; es gibt noch Reste von den Stadtmauern des Servius Tullius (in den Sallustischen Gärten, heutzutage Villa Barberini); ein Theil der Mauern ist von Tiberius, ein anderer von Belisar erbaut. Auch die im neunten und zehnten Jahrhundert aufgeführten haben noch ganz den mittelalterlichen Charakter: zum Theil gezinnt sind sie durch

Digitized by Google

Strebepfeiler und viereckige Thürme verstärkt, aber von keinem Graben vertheidigt. Nur auf dem rechten Tiberufer rings um den Vatican wurden später gegen die Saracenen, welche von Ostia her häufige Angriffe machten, regelmäßige Befestigungen mit Bastionen aufgeführt und hier weicht deßhalb der Umfang der Stadt etwas von dem frühern ab. Der belebteste Theil des heutigen Roms steht auf dem ehemaligen Marsfeld, und die glänzendste Gegend der alten Roma ist jetzt unbewohntes Land, mit Trümmern und Landhäusern bedeckt. Da der Umfang der „Regionen" natürlich in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Bevölkerung steht, so umfaßt das alte Marsfeld gegen sechs Regionen der heutigen Stadt, während der Aventin, heutzutage Eine Region, unter Augustus deren vier bildete. Der Untergang so vieler Denkmale der alten Stadt wurde von den Römern aus Nationaleitelkeit den nordischen Barbaren zugeschrieben, den Vandalen und Gothen, und hat besonders den ersteren einen bösen Namen gemacht. Die wahre Geschichte ist aber folgende. Ein Theil der Alterthümer erlag dem christlichen Fanatismus, z. B. sämmtliche Standbilder der Kaiser; nur die schöne Reiterstatue Marc Aurel's, die gegenwärtig auf dem Capitol steht, wurde verschont, weil man sie fälschlich für das Bild Constantin's, des ersten christlichen Kaisers hielt. Sodann ging Vieles in den Bürgerkriegen der Römer, wo die alten Bauwerke als Festungen dienten, zu Grunde, und endlich zerstörten mehrere Päpste absichtlich alte Denkmale, um die Bausteine zu benutzen. Es mögen hier nur zwei, gewiß unverwerfliche Zeugnisse stehen, von Petrarca und Raphael.

Petrarca sagt in einem Briefe an ein Mitglied der römischen Familie Annibaldi: „Siehe Roms Ueberreste, das Bild ehemaliger Größe! Weder Zeit noch Barbaren konnten sich dieser erstaunlichen Zerstörung rühmen, sie geschah durch ihre eigenen Bürger, durch die erlauchtesten ihrer Söhne, und Deine Vorfahren (Annibaldi) haben mit dem Mauerbrecher gethan, was der punische Held (Annibal) mit dem Schwerte nicht vermochte!" Raphael sagt in dem Schrei-

ben an Papst Leo X., worin er ihm seinen Plan zu einer umfassenden Aufgrabung des alten Roms vorlegt: „Wie viele Päpste haben nicht antike Tempel, Bildsäulen, Bögen und andere herrliche Gebäude zerstören lassen! Wie viele haben nicht gestattet, daß, nur um Puzzolanerde zu erhalten, ihre Fundamente aufgegraben wurden, wodurch kurze Zeit nachher die Gebäude einstürzten. Wie viel Kalk ist nicht aus Statuen und andern antiken Zierrathen gebrannt worden. Denn man kann sagen, daß dieses ganze neue Rom, das wir jetzt sehen, in seiner ganzen Größe und Schönheit, mit seinen Palästen, Kirchen und anderen Gebäuden durchaus mit Kalk von antiken Marmorn gebaut worden sey; nicht ohne vielen Kummer kann ich gedenken, daß seit den elf Jahren meines Aufenthalts in Rom so viele schöne Denkmale, Säulen, Bogen, Tempel zerstört worden sind."

Alarich, König der Gothen, ließ sich im Jahr 408 die Plünderung mit Gold abkaufen, und die Römer selbst schmolzen, um ihn zu befriedigen, Gefäße und Bildsäulen aus edeln Metallen ein; auch verweilte er nur wenige Tage in der Stadt und dennoch kann man vom Aufseher der Colisseums alle Tage die Albernheit hören, die Gothen hätten sich in der reichen Stadt damit aufgehalten, die ehernen Klammern aus den ungeheuern Quadern des flavischen Amphitheaters herauszubrechen. Ebenso hielten sich die Vandalen unter Geiserich 455 während ihres vierzehntägigen Aufenthalts meist an Gold und Silber, doch nahmen sie die Hälfte vom Dache des Tempels des capitolinischen Jupiters aus vergoldetem Erze mit fort. Noch unter Theodorich schildert Cassiodor Rom als höchst glänzend und nicht nur alle Gebäude in ihrer ganzen Pracht erhalten, sondern auch die Straßen noch mit vielen ehernen Bildsäulen geschmückt. Unter Theodorich und während der Dauer des von ihm gestifteten ostgothischen Reichs wurden nicht nur die Bauwerke der Stadt erhalten, sondern auch ausgebessert und viele von ihnen neu aufgeführt. Erst 537, als Belisar von den Gothen in Rom belagert wurde, verlor das Grabmal

des Hadrian, die heutige Engelsburg, die oben aufgestellten Statuen, welche als Wurfgeschosse dienen mußten, und Vitiges durchbrach die Wasserleitungen, um das Wasser abzuschneiden; die gänzliche Zerstörung derselben ist aber erst das Werk der spätern Römer, welche diese Bogenreihen zu Bausteinen abbrachen. Weit bedeutender war die Verwüstung durch den Fanatismus der Christen, welcher besonders die Darstellungen des ägyptischen Cultus, der in der letzten Kaiserzeit Mode geworden war, betraf, doch blieben die Gebäude selbst immer noch verschont, wenn sie auch abgedeckt und zu anderm Gebrauch bestimmt wurden. Vom zehnten Jahrhundert an wurden aber, wie schon im gothischen Krieg das Grab Hadrian's als Festung gedient hatte, sämmtliche größere antike Gebäude in den Fehden der römischen Barone als Burgen benutzt. 975 war der Triumphbogen des Constantin dazu umgestaltet; die Trajan- und Antoninsäule dienten den benachbarten Klöstern als Glockenthürme. Erst in unserm Jahrhundert sind die mittelalterlichen Zinnen vom Bogen des Janus quadrifrons abgenommen worden, und noch heute umgeben das erhabene, aus mächtigen Quadern erbaute und noch unversehrt stehende Grabmal der Caecilia Metella die elend gebauten, halbzerfallenen Mauern eines Raubschlosses, das die Appische Straße so unsicher machte, daß diese verlegt werden mußte. Die römischen Adeligen kamen in den Besitz der alten Denkmale theils durch Gewalt, theils durch päpstliche Belehnung, indem die Päpste dadurch in den Streitigkeiten, welche sie mit dem Kaiser und mit dem im Jahre 1144 hergestellten kaiserlichgesinnten römischen Senate hatten, die Macht der ihnen geneigten Häuser zu vermehren suchten. Zu diesen gehörten vornehmlich die Frangipani, welche daher auch im zwölften Jahrhundert das Colisseum, den Triumphbogen des Constantin und Titus, den Janusbogen, den Circus maximus u. s. w. inne hatten. Um dieselbe Zeit ward von den Orsini das Grabmal Hadrian's und das Theater des Pompejus, von den Colonna das Grabmal des Augustus und die Thermen Constantin's,

von den Savelli das Theater des Marcellus in Besitz genommen.

Daher schrieb Arnold von Breseia 1146 an Kaiser Konrad: „Die Festungen, d. h. die Thürme und Häuser der Mächtigen der Stadt, die mit dem Papste eurer Herrschaft zu widerstehen sich vermaßen, haben wir eingenommen und einige halten wir zu euerm Befehle besetzt, andere haben wir zerstört und dem Boden gleichgemacht.“ — Die schrecklichste Gewaltthätigkeit aber, die je die Denkmäler des alten Roms absichtlich erfuhren, verübte im Jahr 1257 der Senator Brancaleone von Bologna, den der löbliche Eifer, die Macht des Adels durch Vernichtung seiner Burgen zu brechen, zu der Barbarei veranlaßte, 140 antike Gebäude auf einmal schleifen zu lassen. Mitten unter diesen innern Fehden traf noch mehrmals die Einnahme durch fremde Truppen die Stadt. In den Kriegen Heinrich's IV. gegen Gregor VII., 1082—84, wurde die Stadt belagert, theilweise eingenommen und mit Schwert und Brandfackel in den Straßen gekämpft. Robert Guiscard, Herzog von Apulien, führte der Kirche Hülfsvölker zu, worunter seltsamer Weise viele Saracenen, mußte aber in den Straßen mit dem kaiserlich gesinnten römischen Volk kämpfen, wobei fast ein Drittel der Stadt in Rauch aufging. Der ganze südliche Theil Roms, der den Cölius und den Aventin begreift, ist seit dieser Zeit wüste geblieben. Den höchsten Grad des Verfalls und der Verödung erreichte die Stadt während des Aufenthalts der Päpste in Avignon. Es war ein gänzlich gesetzloser Zustand eingetreten, dazu kam die von Boccaccio beschriebene Pest von 1318 und ein großes Erdbeben. Bei der Barbarei, durch welche sich die Römer damaliger Zeit nicht minder in ihren Sitten, als in ihrer Sprache, wie Dante sagt, unter allen Italienern auszeichneten, kann es nicht befremden, daß sie zu derselben Zeit, in welcher in Toscana bereits eine begeisterte Verehrung für das Alterthum erwacht war, die Zierrathen von den Denkmälern ihrer Vorfahren nach Neapel verkauften. „Wer,“ sagt Petrarca, „ist über Roms Angelegenheiten un-

wissender als die Römer!" — Sogar aus den Kirchen Porphyr- und Marmorarbeiten zu verkaufen, ward so gebräuchlich, daß noch hundert Jahre später Sixtus IV. durch eine Bulle von 1474 es zu verbieten nöthig fand. Das Mausoleum des Hadrian wurde damals bis auf seine jetzigen Trümmer zerstört und vom Colisseum ein großer Theil zu Kalk verbrannt. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war das Capitol mit Wein, das Forum mit Küchengewächsen bepflanzt, alle Obelisken bis auf einen, die unzähligen Bildsäulen bis auf sechs umgestürzt und zerbrochen. Später wurde durch Paul II. der ungeheure Venetianische Palast aus Steinen des Colisseums erbaut, wie auch die Cancellera (päpstliche Kanzlei), der große Palast Farnese und der Hafen der Ripetta. Mit dem sechszehnten Jahrhundert beginnt durch Paul III. eine bessere Zeit; die für Wissenschaft und Kunst empfänglichen Päpste Julius II. und Leo X. hemmten die Zerstörung; Pius III. verbot die Beschädigung antiker Denkmäler bei Lebensstrafe. Sixtus V. richtete vier Obelisken wieder auf, stellte die Antoninsäule wieder her und machte die Trajansäule ganz sichtbar, auch richtete er eine zerstörte altrömische Wasserleitung als Acqua felice zum Gebrauch wieder ein.

1536 wurde zur Feier des Einzugs Karls V. das Capitol nach Michael Angelo's Plan wieder hergestellt. Leider kamen später wieder zwei große Schänder des Alterthums, Paul V. (Borgheſe), der das Forum des Nerva und die Thermen Constantin's zerstörte, und Urban VIII. (Barberini), der das eherne Dach der Vorhalle des Pantheon wegnahm und zu Kanonen umgießen ließ, der Rotunde aber dafür zwei häßliche, unpassende Glockenthürme aufsetzte. (Quod non fecerunt Barbari etc.)

Schon Julius II. und Leo X. hatten werthvolle Marmorbildwerke im Vatican gesammelt, Clemens XII. legte das Antikenmuseum des Capitols an, mit Benedict XIV. aber begann durch Winckelmann und dessen Beschützer, Card. Albani, die systematische Erforschung der antiken Reste und die Aufbewahrung der Bildwerke im jetzigen

Museo Pio-Clementino des Vaticans. Unter Pius VI. wurden diese Bestrebungen unterbrochen in Folge der Einnahme Roms durch die Franzosen, indem im Frieden von Tolentino der Papst die Blüthe sämmtlicher Kunstschätze nach Paris ausliefern mußte. Für die Bauwerke war dagegen jene Zeit die förderlichste; die Ausgrabungen der französischen Epoche sind die ausgedehntesten und zweckmäßigsten; das Colisseum wurde 1810 durch gewaltige Stützen vor gänzlichem Einsturz bewahrt, gleichzeitig der Friedenstempel, das Forum des Trajan, der Triumphbogen des Septimius Severus u. s. w. ausgegraben. Pius VII. fuhr nach seiner Rückkehr in diesen Bestrebungen fort, stellte auch den Bogen des Titus wieder her, da er aber alles, was während seiner Verbannung von den Franzosen geschehen war, durch pomphafte Inschriften sich selbst zueignete, so ist es schwer zu bestimmen, wie viel eigentlich von ihm ausging.

Aus der jetzt kurz betrachteten physischen Geschichte Roms ergibt sich schon, wie sehr der jetzige Boden der Stadt von seiner frühern Höhe abweichen muß. Die gallische Zerstörung und der neronische Brand veränderten die Stadtfläche fast in ihrem ganzen Umfang. An vielen Stellen hat das neueste Rom über das Rom des Mittelalters gebaut, welches zum Theil schon über der alten christlichen Stadt angelegt ist, die selbst sich auf den Trümmern des alten heidnischen Roms erhob. Am Corso beträgt die Tiefe des alten unter dem neuen Pflaster 16 bis 20 Fuß, am Tarpejischen Felsen sogar 47 Fuß, etwa das Doppelte von der übrig gebliebenen Höhe.

So wie Rom als einstige Hauptstadt der Christenheit Nationalkirchen für alle Völker und in der Peterskirche Beichtstühle für jede Sprache besitzt, so wurden auch zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, theils für Römer, theils für Pilger und Angehörige einzelner Nationen gestiftet, so für die Pilger das Kranken- und Versorgungshaus zur heil. Dreieinigkeit (Sta. Trinità de' Pellegrini), 1548 errichtet, welches gegen 1000 Menschen fassen kann und besonders bei den Jubiläen in Anspruch genommen wurde,

indem 1575: 115,000, 1625: 583,000, 1775: 100,000, 1825: 263,000 Pilger nach Rom strömten. In dem letztgenannten Jahre gab die Anstalt 64,000 Scudi aus. Viele von den Stiftungen für einzelne Völker sind eingegangen, andere dienen nur noch zur Aufnahme von Pilgern aus diesen Ländern, z. B. das Spital der Lombarden zu S. Carlo ed Ambrogio 1658, das der Florentiner zu S. Giovanni in via Giulia 1606, das der Deutschen zu S. Maria dell' Anima 1514 u. s. w. Das größte der für die eigentliche Bevölkerung Roms bestimmten Krankenhäuser ist das älteste der „zum heil. Geist" (di santo spirito) genannten, an dem Tiber gelegen und „di Sassia" beigenannt, weil es 725 von Ina, König der Angelsachsen, gestiftet wurde. Es dient zugleich zum Unterricht, besitzt verschiedene Sammlungen und faßt 1600 Betten für Männer. Nur für Weiber ist das Krankenhaus zu S. Johann von Lateran (1206) von 540 Betten, das zu St. Jacob (1339) dient für beide Geschlechter (200 Betten für Männer, 156 für Weiber). Sodann gibt es ein Krankenhaus für Hautkranke von 200 Betten, eine Entbindungsanstalt, ein Hospital der barmherzigen Brüder auf der Tiberinsel an der Stelle des alten Aesculaptempels, ein erst 1841 eingerichtetes Militärlazareth von 500 Betten, ein Irrenhaus und mehrere Zufluchtshäuser für obdachlose Gesunde. Die bis jetzt genannten Anstalten, einschließlich das Pilgerhaus, haben 4531 Betten, wovon durchschnittlich 1839 täglich besetzt sind. In zehn Jahren sind darin 214,000 Kranke aufgenommen worden, wovon 21,292 starben.

Von den Versorgungsanstalten ist die wichtigste das zu dem h. Geistspital gehörige Findelhaus, welches gleichzeitig bis 16,000 Kinder, größtentheils auf dem Lande, unterhält; das Hospiz S. Michele, von dem sogleich ausführlich die Rede seyn wird, zwei Waisenhäuser, eine Gewerb- und eine Ackerbauschule für Waisenknaben, beide als Privatanstalten gestiftet und später von der Regierung unterstützt. Auch die Taubstummenanstalt in den Bädern des Diokletian für 40 Zöglinge war ursprünglich Privatanstalt. Die Versorgungsanstalten jeder

Art erhalten 5400 Menschen und verfügen jährlich über 172,000 Scudi. Das oben erwähnte Hospiz S. Michele beim Hafenthor (Porta Portese) an dem Tiber bildet den Uebergang zu den Lehranstalten, indem es die älteste polytechnische Anstalt ist. Bei einer Länge von 1000 und einer Tiefe von 240 Fuß umschließt das Gebäude 3 Höfe und enthält um den ersten Hof 120 alte Männer und 90 Matronen; um den zweiten Hof 240 Waisenmädchen, welche Wollenarbeiten für das päpstliche Heer anfertigen; um den dritten Hof aber 200 Knaben, welche in sechs Abtheilungen in Handwerken und Künsten unterrichtet werden. Obgleich ihr Hof mit Werkstätten für Schneider, Schuster, Hutmacher, Sattler, Buchbinder, Schreiner, Färber, Schlosser und Gürtler umgeben ist, worin sie von Meistern dieser Handwerke unterrichtet werden, so ist doch die größte Sorgfalt auf Ausbildung der Zöglinge in den Künsten verwandt. Zu diesem Behuf sind zwei Zeichenschulen, ein Saal für Musikunterricht, ein Modellir- und ein Sculpturſaal, woran eine Gallerie stößt, in der die hier verfertigten Copien der Antiken aufgestellt sind, ein Saal für Steinschneider, welche herrliche Cameen verfertigen, eine Schule für Holzschneidekunst und eine für Gobelinweberei, die einzige Italiens vorhanden. Aus der Kupferstechschule sind berühmte Meister hervorgegangen, z. B. die noch lebenden Calamata und Mercuri.

Die oberste Leitung des gesammten Unterrichtswesens hat seit 1824 die „Congregation der Studien," ein Cardinalscollegium. In demselben Jahre wurde die Zahl der Hochschulen auf sieben festgesetzt, zwei ersten Rangs: Rom und Bologna, und fünf zweiten Rangs: Perugia, Macerata, Camerino, Fermo, Ferrara.

Diese Hochschulen, von denen Bologna einst mit Paris und Padua um den ersten Rang wetteiferte, sind sehr gesunken, besonders seit den Maßregeln, welche nach der Julirevolution über sie verhängt wurden. Die Universitäten wurden ein Jahr lang geschlossen und dann mit Verlust der Lehrstühle von Wissenschaften, welche am meisten zum

Digitized by Google

Selbstdenken auffordern (Mathematik und Philosophie) und mit Beschränkungen in der Zulassung von Studenten*) wieder eröffnet.

Als Vorbereitungsanstalten für die Hochschulen dienen 21 Collegien, wovon vier in Rom. Der Elementarunterricht ist aber noch immer in großer Vernachlässigung geblieben und kaum wird gegenwärtig das fünfte schulfähige Kind zwischen dem siebenten und vierzehnten Jahre in den vorhandenen Schulen unterrichtet, in welchen gewöhnlich beide Geschlechter neben einander den Unterricht empfangen. Am meisten geschieht hierfür allerdings in Rom, wo im Jahr 1833 überhaupt 372 Elementarschulen mit 14099 (i. J. 1840: 14914) Schülern und Schülerinnen bei 482 Lehrern und Lehrerinnen gezählt wurden, von welchen Schulen indeß mindestens der dritte Theil erst seit dem Jahre 1815 gegründet ist, also ergibt sich hier das wenig befriedigende Verhältniß: 1 Schüler auf 11 Seelen, 40 Schüler auf 1 Schule, 31 Schüler auf 1 Lehrer. In einer der größten Wollenfabriken Roms, welche 196 Arbeiter zählt, waren 92, die nicht lesen, 19, die nur lesen und 85, die lesen und schreiben konnten. Auf der niedrigsten Stufe stehen unter diesen Lehranstalten Roms die 55 Regionärschulen mit 82 Lehrern und (im Jahr 1840) 1656 Schulkindern. Weit schlechter ist auf dem Lande, wo viele, selbst größere, Gemeinden gar keine Schulen haben, und für das weibliche Geschlecht gesorgt, dem nur wenige Nonnenklöster Gelegenheit zu höherem Unterrichte darbieten.

Wir wenden uns nun schließlich zu einer kurzen Betrachtung Rom's im Einzelnen und nach seiner heutigen Eintheilung in vierzehn Regionen (Rioni).

---

*) Bei dem Rechtsstudium sollen nur solche Jünglinge zugelassen werden, welche derselben Stadt oder Provinz, wie die Universität, angehören. Jeder Studirende muß gerichtlich beweisen, aus eigenen Mitteln die Kosten seiner gesammten Studien bestreiten zu können und ein Zeugniß beibringen, von dem Verdacht jedes politischen Vergehens frei zu sein.

I. Rione de' Monti (der Berge), den Esquiliniſchen und Viminaliſchen Hügel und einen Theil des Cölius umfaſſend, ein ſehr großer, weil öder und ungeſunder Stadttheil. Die Bäder des Titus und Diokletian, der Trajansplatz mit der Säule, zwei von den vier Hauptkirchen Roms: der Lateran und Sta. Maria Maggiore, ferner die Kirche Sta. Croce di Gerusalemme (zum h. Kreuz von Jeruſalem) mit den Trümmern des Amphitheatrum castrense liegen hier. Unter den zahlreichen Landgütern dieſes Stadttheils, zu dem vier Thore führen: Porta S. Giovanni in Laterano, Porta Maggiore, S. Lorenzo, Porta Pia,*) ſind die Villa's Negroni, Maſſimo, Maſſimi und Wolkonski die bemerkenswertheſten. Das Hauptſpital dieſes Stadttheils iſt S. Giovanni; ſein Waſſer erhielt derſelbe in alter Zeit durch die Aqua Claudia, jetzt durchzieht ihn die von Sixtus V. angelegte der Acqua felice, welche bei dem Brunnen de' Termini ihren Segen ſpendet.

II. Rione di Trevi, nach der Fontana di Trevi genannt, welche das Waſſer der Waſſerleitung des Agrippa (Aqua virgo) ergießt und in ihrer jetzigen Geſtalt 1735 erbaut wurde, hat zum Mittelpunkt den Quirinal mit dem gleichnamigen päpſtlichen Palaſt und den antiken Gruppen der Pferdebändiger (Colossi di Monte Cavallo). Von hier aus zieht ſich nach Nordoſten ein ſchmaler ländlicher Stadttheil, das Künſtlerquartier, in welchem der Palaſt Barberini mit ſeiner kleinen, aber ausgeſuchten Gemäldeſammlung, das einzige hervorſtechende Gebäude iſt, zwiſchen den Straßen, die zur Porta Salara und Porta Pia führen, bis zur Stadtmauer; nach Südweſten bis zum Corſo liegt ein breiterer Stadttheil, mit den Paläſten

*) Rom hat jetzt nur noch 12 zugängliche Thore, nämlich außer den 4 genannten auf dem linken Ufer: Porta San Sebastiano, del Popolo, Salara und S. Paolo; auf dem rechten: Porta Portese, S. Pancrazio, Cavalleggieri und Angelica; drei auf dem linken: Porta pinciana, Latina und Nomentana; und eins auf dem rechten Ufer: Porta fabbrica, ſind vermauert.

Colonna und Sciarra, welche durch ihre Gemäldegallerien berühmt sind. Den größten Theil der Oberfläche des Quirinals bedeckt der päpstliche Palast mit seinem Garten, ein Schloß, welches einst zur Wohnung des Königs von Rom bestimmt, noch jetzt, wo es seiner frühern Bestimmung, das Conclave aufzunehmen, zurückgegeben ist, durch die Ausschmückung im classischen Geschmack und den häufig angebrachten kaiserlichen Adler an die napoleonische Epoche erinnert. Hier ist der Alexanderszug von Thorwaldsen, und der Triumphzug des Trajan von Finelli, welcher durch Umgestaltung des Scepters in ein Kreuz unter Pius VII. zum Triumph des Constantin gemacht wurde, jetzt aber wieder in seinen ursprünglichen Stand gesetzt worden ist. Den übrigen Theil des Hügels nimmt der Palast Rospigliosi mit dem berühmten Deckengemälde von Guido Reni, und der durch denkwürdige Alterthümer und seine Aussicht über Rom sehenswerthe Garten des Palastes Colonna ein, aber die mächtige Pinie, die größte Roms, welche an dem Tage gesetzt wurde, als die Blüthe des Hauses Colonna gegen Cola Rienzi (am 20. November 1347) gefallen war, ist durch den Sturm des Jahres 1843 gebrochen worden. Ueberhaupt ist unsere Zeit den denkwürdigen Bäumen Roms verderblich geworden, denn 1842 sank die Tassociche auf S. Onofrio und 1847 die berühmte Palme im Klostergarten von S. Giovanni e Paolo. Am Fuß des Hügels liegt der Palast Colonna, jetzt dem französischen Gesandten vermiethet, ein Gebäude, das durch seine Großartigkeit Zeugniß ablegt von der einstigen Macht und dem Reichthum seiner Besitzer.

III. Rione di Colonna, nach der Antoninsäule genannt, umfaßt vorzugsweise städtische Theile, von ländlichen nur den Südabhang des Pincioberges mit der Villa Ludovisi, von der Stadt einen schmalen Streifen bis zum Corso hin und jenseits dieser Straße die durch das Gerichtsgebäude (Palazzo di Monte Citorio), die Mauth und Post für den Geschäftsverkehr wichtige Umgebung der Antoninsäule.

IV. Rione di Campo Marzo. Hier herrscht

das städtiſche Element noch mehr vor und zwar iſt dieſer auf dem alten Marsfeld erbaute Stadttheil das Rom der Fremden. Am Südabhang des Pincius liegen der öffentliche Spaziergang, die franzöſiſche Malerakademie in Villa Medici und die Villa Malta, Eigenthum des Königs von Bayern und gewöhnlich der Aufenthalt deutſcher Künſtler, die für München beſchäftigt ſind. In der Ebene liegt zwiſchen Pincius und Tiber der regelmäßig erbaute dreieckige Theil Roms, der die beſten Gaſt- und Kaffeehäuſer, die reichſten Läden der für Fremde beſtimmten Kunſtſachen und das Theater Aliberti enthält. Von dem runden Volksplatze (Piazza del Popolo) gehen drei gerade Straßen aus, eine Bauart, die in Berlin nachgeahmt iſt, wo von dem runden Belle-Alliance-Platz am Halliſchen Thore drei Straßen entſpringen, die Wilhelmsſtraße der Via del Babuino, die Friedrichsſtraße der Via del Corso, die Lindenſtraße der Via della Ripetta entſprechend.

Nach dem Volksplatze gelangt der nordiſche Reiſende von Ponte Molle (der milviſchen Brücke) her an den Landſitzen der Poniatowski und Borgheſe vorbei durch das Volksthor (Porta del Popolo) und dieſer Platz bereitet ihn ſogleich auf Rom in jeder Hinſicht vor, indem er ihm durch drei Kirchen die kirchliche, durch einen Obelisk die antike und durch ein großes Gaſthaus (ein Privathaus ſtößt nicht an dieſen Platz) die von Fremden abhängige Stadt andeutet. Dem Ankommenden links erheben ſich die Zugänge zu den öffentlichen Anlagen, auf derſelben Seite ſteht die ſehenswürdige Kirche S. Maria del Popolo mit dem Auguſtinerkloſter, in welchem Luther während ſeines Aufenthalts in Rom wohnte; ſeine Zelle ſoll jetzt in einen Abtritt umgeſtaltet ſein. Die beiden übrigen Kirchen ſtehen zwiſchen den drei genannten Straßen. Die Via del Babuino führt nach dem von Gaſt- und Kaffeehäuſern, Miethwohnungen und Speiſewirthſchaften umgebenen ſpaniſchen Platz, von dem die ſpaniſche Treppe zu der herrlich gelegenen Kirche Trinità de' Monti anſteigt, welche durch Gemälde von Veith und Steinle geſchmückt iſt. Der Corſo verliert ſich bei'm Venetianiſchen Palaſt

in ein Gewirr von Gassen; die Ripettastraße berührt bei dem gleichnamigen Hafen den Tiber. Dieser ganze große Stadttheil hat nur einen wichtigen Palast aufzuweisen, den P. Borghese mit herrlicher Gemäldesammlung, und ein Denkmal des Alterthums, das Grabmal des Augustus, das jetzt zum Schauplatz für Kunstreiter, Feuerwerke und dergleichen hergerichtet ist.

V. Rione di Ponte, nach der Engelsbrücke genannt, ein den Tiberüberschwemmungen ausgesetzter armer Stadttheil mit größtentheils engen, krummen Straßen, der jetzt ein neues Leben erhalten soll durch eine neue, an der Mündung der todtliegenden schönen Via Giulia anzulegende Drahtbrücke. Gregor XVI. in seiner mönchischen Beschränktheit haßte nicht nur die Neuerung der Eisenbahnen, sondern auch die ihn daran erinnernden eisernen Brücken, welche doch auch in Freiburg in der Schweiz der Religion nicht geschadet haben; gegenwärtig aber beabsichtigt man außer der erwähnten Brücke noch die Herstellung zweier andern uralten Verbindungen, des Pons sublicius und des Ponte rotto. In diesem Quartier liegt das Apollo-Theater.

VI. Rione di Parione, der Mittelpunkt des Roms der Römer, mit dem Marktplatz, Piazza di Navona, in dessen Nähe die weltberühmten Dolmetscher des römischen Witzes, Pasquino und Marforio. Hier sind zu erwähnen die Paläste Massimi, Braschi und della Cancellaria (der Kanzlei).

VII. Rione della Regola, ebenfalls ein schmaler Stadttheil am Tiber hin, dessen Verbindung mit dem entgegengesetzten Ufer die Sixtusbrücke (Ponte S. Sisto, oder Pons Janiculus der Alten) vermittelt. Hier sind die drei wichtigen Paläste Falconieri, einst Sitz des Cardinals Fesch, Spada mit Gemälden und Alterthümern, und der schon erwähnte P. Farnese.

VIII. Rione di San Eustachio, ein Theil der innern Stadt, von großer Länge und geringer Breite, mit dem Universitätsgebäude (Sapienza), dem Palast Giustiniani, der Nationalkirche der Franzosen, S. Luigi de'

Francesi, den Kirchen S. Andrea della Valle und S. Agoſtino und dem Theater Argentina.

IX. Rione della Pigna. Dieſer faſt quadratiſche Stadttheil erſtreckt ſich bis zum Corſo und umſchließt mehrere der wichtigſten Gebäude der Stadt, ſo das Pantheon (S. Maria rotonda), vor dem der Platz ſo niedrig iſt, daß bei Ueberſchwemmungen des Tiber hier ſehr bald das Waſſer aus den unterirdiſchen Canälen hervortritt; die auf den Trümmern eines Minerventempels erbaute Kirche Sta. Maria sopra Minerva; das Collegium romanum, Schule und Seminar der Jeſuiten mit wichtiger Antikenſammlung; die Jeſuitenkirche del Gesù; den Palaſt Pamfili-Doria, mit ausgezeichneter Gemäldeſammlung, und den durch ſeine ungeheure Maſſe und ernſte Bauart imponirenden Venetianiſchen Palaſt, der mit der Republik an Oeſtreich fiel und jetzt von dem Geſandten dieſer Macht bewohnt wird.

X. Rione di San Angelo, ein Theil des linken Tiberufers, bis zum Fuß des palatiniſchen und capitoliniſchen Hügels. Dazu gehört die altberühmte Tiberinſel, jetzt Isola di S. Bartolommeo genannt, mit dem Hoſpital der barmherzigen Brüder. Hier ſind die mit dem Palaſt Savelli verbauten Trümmer des Amphitheaters des Marcellus, der ſchöne runde Veſtatempel und mehrere andere in Kirchen verwandelte Tempel zu erwähnen.

XI. Rione di Campitelli (aus Capitolium verdorben), umfaßt den Mittelpunkt des alten Roms, ja das ganze älteſte Rom: den palatiniſchen und capitoliniſchen Hügel mit dem dazwiſchen liegenden Thal (Forum romanum, heute campo vaccino) und einem Theil des Cölius. Den Palatin bedecken nebſt der oben erwähnten Villa Mills und den farneſiſchen Gärten die Trümmer der Kaiſerpaläſte, auf dem Capitol befindet ſich, nebſt der Kirche Ara coeli und dem von der preußiſchen Geſandtſchaft bewohnten Palaſt Caffarelli mit dem proteſtantiſchen Hoſpital, der zum Gefängniß eingerichtete Senatspalaſt, deſſen hoher Thurm einen der ſchönſten Blicke über das claſſiſche Rom gewährt, der Palaſt der capitoliniſchen

Sammlungen und der Palaſt der Conſervatoren. Dieſer enthält das Pantheon oder die Walhalla von Italien, die ſogenannte Protomoteca, welche 1520 in der Kirche S. Maria rotonda geſtiftet und 1820 hierher verlegt wurde und das Capitol, welches im Alterthum der Mittelpunkt Italiens war, in gewiſſer Beziehung noch heute dazu macht. Anton Canova vermehrte ſie durch eigene Arbeiten und die ſeiner Schüler und ſo finden wir hier alle Strahlen des geiſtigen Lebens von Italien vereinigt: Columbus, Galilei, Palladio, Michael Angelo, Raphael, Leonardo, Tizian, Correggio, Boccacio, Machiavell, Dante, Petrarca, Taſſo, Arioſt, Beccaria, Filiangieri, Politziano, Volta, Marcello, Corelli, Paeſillo, Cimaroſa, Paleſtrina und unzählige andere Büſten. Auch Ausländern, die lange in Rom gelebt, ſteht dieſer Tempel des italieniſchen Ruhms offen und von Deutſchen finden wir hier Winckelmann, Angelica Kauffmann, Mengs, den Steinſchneider Pichler u. ſ. w.

In dieſer Gegend findet das Erhabenſte: jener Ehrentempel des Capitols, drei Triumphbögen, das Coliſſeum und die Tempeltrümmer des Forum, und das Verachtetſte ſich vereinigt, denn hier liegt zwiſchen Thoren abgeſchloſſen der Ghetto, der abgeſchloſſene Bezirk der Stadt, den Paul IV. zur Wohnung der Juden beſtimmte, ein Gewirr enger Straßen, deren Boden ſo niedrig liegt, daß die geringſte Tiberüberſchwemmung ihn unter Waſſer ſetzt.

Derſelbe Papſt verordnete dabei, daß die Juden zur Unterſcheidung von den Chriſten einen gelben Hut tragen ſollten, bedrückte ſie mit ſchweren Abgaben, verbot ihnen den Wucher und nahm ihnen die von den früheren Päpſten ertheilten Vorrechte, mit denen ſie große Reichthümer erlangt hatten. Von den Chriſten abgeſonderte Bezirke waren ihnen ſchon lange vorher in andern Städten Italiens angewieſen, kommen ſchon 1090 in Venedig *) und

*) Der Name Canale della Giudecca in Venedig iſt aus Judaicum verdorben, und wahrſcheinlich entſtand ebenſo das Wort Ghetto.

Salerno vor und wurden auch in Deutschland nachgeahmt, so wie eine ausgezeichnete Kleidung den Juden des deutschen Reichs von Kaiser Friedrich II. im Jahr 1221 auf der Synode zu Ravenna auferlegt wurde: ein gelber Ring auf dem Oberkleide der Männer und blaue Streifen an den Schleiern der Weiber. In Rom überreichten sie ehemals den Päpsten bei der Besitzergreifung der Lateranskirche das alte Testament, welches ihnen von denselben mit der Erklärung zurückgegeben wurde, daß sie dasselbe als ein heiliges Buch verehrten, aber der Juden Auslegung verdammten, durch welche diese den verheißenen Messias nicht in Christo anerkennen. Vermöge einer Bulle Gregor's XIII. vom Jahr 1584 wurden sie gezwungen, jeden Sabbath 100 männliche und 50 weibliche Personen in das Oratorium der heil. Dreieinigkeit zu schicken, um eine Predigt anzuhören, in der das alte Testament ihnen nach der Auslegung der katholischen Kirche erklärt wird.

Die Bewohner des Ghetto mögen sich auf 4000 belaufen, wovon die Hälfte Arme, etwa 1000 Kleinhändler und eben so viele große Kaufleute und Rentiere. Die so zahlreichen Armen werden nicht nur von ihren reicheren Glaubensbrüdern genügend unterstützt, sondern auch für ihre Pflege in Krankheiten, sowie für den Unterricht ihrer Kinder ist sehr gut gesorgt. Von dem fünften Jahre an werden diese im Hebräischen und der Religion, später im Schreiben, Rechnen, Geschichte und italienischer Sprache unterrichtet. An der Synagoge (scuola) sind ein Oberrabbiner und 6—7 Rabbiner angestellt.

XII. **Rione di Ripa**, der größte, fast ganz öde Stadttheil zwischen Tiber und Porta S. Sebastiano, den Aventin und dessen Umgebungen umfassend und seit der Zerstörung des Pons sublicius ohne Verbindung mit dem lebhaften gegenüberliegenden Hafen. Auf dem Aventin ist das Dominicaner-Kloster S. Sabina mit seiner alten, zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts modernisirten Basilica und weiter Aussicht, am südlichen Abhang des genannten Hügels die uralte Kirche S. Saba zu beachten. Die beiden Thore, welche zu diesem Stadtbezirk den Zu-

gang eröffnen, ſind durch Grabſtätten wichtig. Das Pauls-thor führt zu der Paulskirche, der vierten der vier Haupt-kirchen Roms, welche im Jahr 1823 abbrannte*) und jetzt mit der größten Pracht aufgebaut wird, und zu deren Säulen ſowohl Kaiſer Franz Granit vom Simplon, als auch Mehemet Ali ägyptiſchen Alabaſter beiſteuerte; dicht neben der Porta S. Paolo aber ragt aus der Stadtmauer die bekannte Pyramide des Ceſtius hervor, mit dem alten und neuen Kirchhof der Proteſtanten. Der ältere Be-gräbnißplatz, der nicht mehr im Gebrauch iſt, liegt un-mittelbar an der Pyramide, iſt mit einem tiefen Graben und einer niedrigen Mauer umzogen und auf dieſe Weiſe geſchützt und doch dem Blicke offen. Der neuere liegt nahe dabei, dicht unter dem Scherbenberg, Monte Testa-cio, der, aus den Trümmern von Trinkgefäßen entſtanden, noch jetzt mit Weinſchenken umgeben iſt, in denen im Herbſt das lauteſte, übermüthigſte Leben brauſt. Beide Begräbnißplätze ſind mit Cypreſſen und ſchönen einfachen Denkmälern aus weißem Marmor geſchmückt; den Hinter-grund bildet die hohe röthliche Stadtmauer. Die Todten ſind meiſt Engländer, großentheils Opfer der Schwind-ſucht, der ſie unter Roms mildem Himmel zu entgehen hofften, und Deutſche, viele hoffnungsvolle junge Künſt-ler und Gelehrte, auch Göthe's Sohn. Die allen Völkern, außer den Deutſchen, eigene und ſo natürliche Sitte, die Grabſchriften in der Mutterſprache abzufaſſen, da doch Landsleute ſich am meiſten für die Geſtorbenen intereſſiren, iſt erſt in neuerer Zeit auf die Deutſchen übergegangen; die meiſten älteren Inſchriften ſind italieniſch oder lateiniſch.

*) Wie die römiſchen Päpſte und deutſchen Kaiſer in der Geſchichte in beſtändiger Verbindung bleiben, ſo ergab ſich auch in Bezug auf die Sammlungen ihrer Bildniſſe in der Paulskirche zu Rom und im Kaiſerſaal zu Frank-furt eine ähnliche Schwierigkeit, die jedoch eine verſchiedene Löſung fand. Dort nämlich war nach Pius VII., wie hier nach Franz II., kein Platz mehr für einen Nachfolger; unter dem letzten wurde das deutſche Reich aufgelöſt, unter dem erſten verbrannte die Paulskirche.

Einen abschreckenden Anblick gewährt dagegen der allgemeine Kirchhof für die armen Katholiken (denn Vornehme und Reiche werden noch immer in den Kirchen beigesetzt) bei der Kirche S. Lorenzo vor dem gleichnamigen Thor (Rione I.). Er wurde 1836 angelegt und ist ein ebener, gepflasterter, von nackten Mauern umgebener Platz ohne jegliches Grün, der sechs Vierecke enthält, ein jedes zu 64 tiefen, ausgemauerten Gräbern; jeden Tag wird ein Grab gefüllt, indem man die Leichen mit einem Krahn hinunterläßt, und dann die Gruft verschlossen, so daß der Kirchhof für ein Jahr ausreicht. Die Verstorbenen werden aus der ganzen Stadt nach der Kirche des Hospitals della Consolazione am Capitol (Rione XI.) gebracht, dort geweiht und zwei Stunden nach Sonnenuntergang hinausgefahren; vor 24 Stunden nach dem Tode darf keine Leiche beerdigt werden. — Vor dem zweiten Thore der zwölften Rione, Porta S. Sebastiano, ist in der gleichnamigen Kirche der Haupteingang zu den oft beschriebenen Katakomben*), den ältesten Begräbnißplätzen der römischen Christen; andere Eingänge bieten die vor der Stadt gelegenen Kirchen S. Lorenzo (Rione I.) und S. Agnese (vor Porta Pia, Rione II.). Die wichtigsten Alterthümer dieses Quartiers sind die Trümmer der Bäder des Caracalla, der großartigsten von allen Thermen, und die Spuren des Circus Maximus im Thale am Fuße des Palatin.

XIII. Rione di Trastevere, so genannt, weil dieser Stadttheil jenseits des Tiber (auf dem rechten Ufer, wie auch der vierzehnte) gelegen ist. Seine Bewohner rühmen sich, die unvermischten Nachkommen der alten Römer zu sein. Trastevere begreift den Abhang des Janiculus längs dem Flusse, wo die schöne gerade Straße Lungara sich hinzieht. Zwei Thore eröffnen den Zugang, südlich das Hafenthor (Porta Portese), das zum Hospiz S. Michele, weiter nördlich das Thor zu S. Pankrazius, das zur Sixtusbrücke führt. Hier ist zu be-

*) Malten's neueste Weltkunde 1846. IV. 95—99.

merken der große Palast Corsini an der Lungara, mit bedeutender Gemäldesammlung und einem schönen Garten (Villa Corsini), der sich den Janiculus hinaufzieht, daneben Villa Lante; dem Palast gegenüber, dem Tiber zugewandt, die Farnesina, ferner die Kirchen Sta. Cecilia, Sta. Maria in Trastevere und der herrliche Aussichtspunkt bei dem hochgelegenen Kirchlein S. Pietro in Montorio, wo die von Platen besungene Acqua Paola (angelegt 1612 durch Joh. Fontana unter Paul V.) durch fünf Bogen das Wasser ergießt, das sie 35 Miglien weit vom Braccianosee herleitet. Das Pankrazinsthor führt zur Villa Pamfili-Doria. Neben Villa Lante liegt das Kloster S. Onofrio, Tasso's letzter Aufenthalt, wo der gebeugte Dichter seine Blicke über Rom schweifen ließ. In der Kirche, wo er begraben liegt, wird ihm durch den Bildhauer Fabris jetzt ein Denkmal errichtet.

XIV. Rione di Borgo (die Vorstadt), umfaßt den vaticanischen Hügel und dessen Abhang. Zwischen dem vaticanischen Palast, der Peterskirche, Engelsburg und dem großen Krankenhaus zum heiligen Geist liegt eine unansehnliche Häusermasse eingeschlossen. In dem Vatican ist außer der Sammlung griechischer, etruskischer, römischer, ägyptischer und christlicher Alterthümer, außer der vaticanischen Bibliothek und der ausgewählten Gemäldesammlung, außer den Logen und Stanzen Raphaels und der sistinischen Capelle Michel Angelo's auch die große päpstliche Mosaikfabrik der Aufmerksamkeit der Fremden würdig. Nächst dem Volksthore läßt die Porta Cavalleggieri, die gegen Cività Vecchia gerichtet ist, die meisten Fremden ein; durch Porta Angelica geht die Straße nach dem Monte Mario. Die Engelsbrücke bildet die Verbindung dieses Stadttheils mit der fünften Region.

Von kleineren Werken ist über Rom besonders zu empfehlen: Wilh. Müller, Rom, Römer und Römerinnen. 2 Thle. Lpzg. 1820. — Friedr. Kölle, Rom im Jahr 1833. b. Cotta 1834. — Ad. Stahr, ein Jahr in Italien. Oldenburg 1847. 2 Bde. — Ueber das deutsche Element in Rom vergl.: W. Strieker, die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Lpzg. 1845. S. 168—179.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

☞ Einladung zur Subscription auf:

Reform und Reaktion.

Geschichts-Bibliothek für das Volk.

Herausgegeben

von

N. Hadermann.

Erstes Heft:

Die Hussiten.

Eine geschichtliche Darstellung ihres Kampfes und Untergangs.

Unter dem Titel:

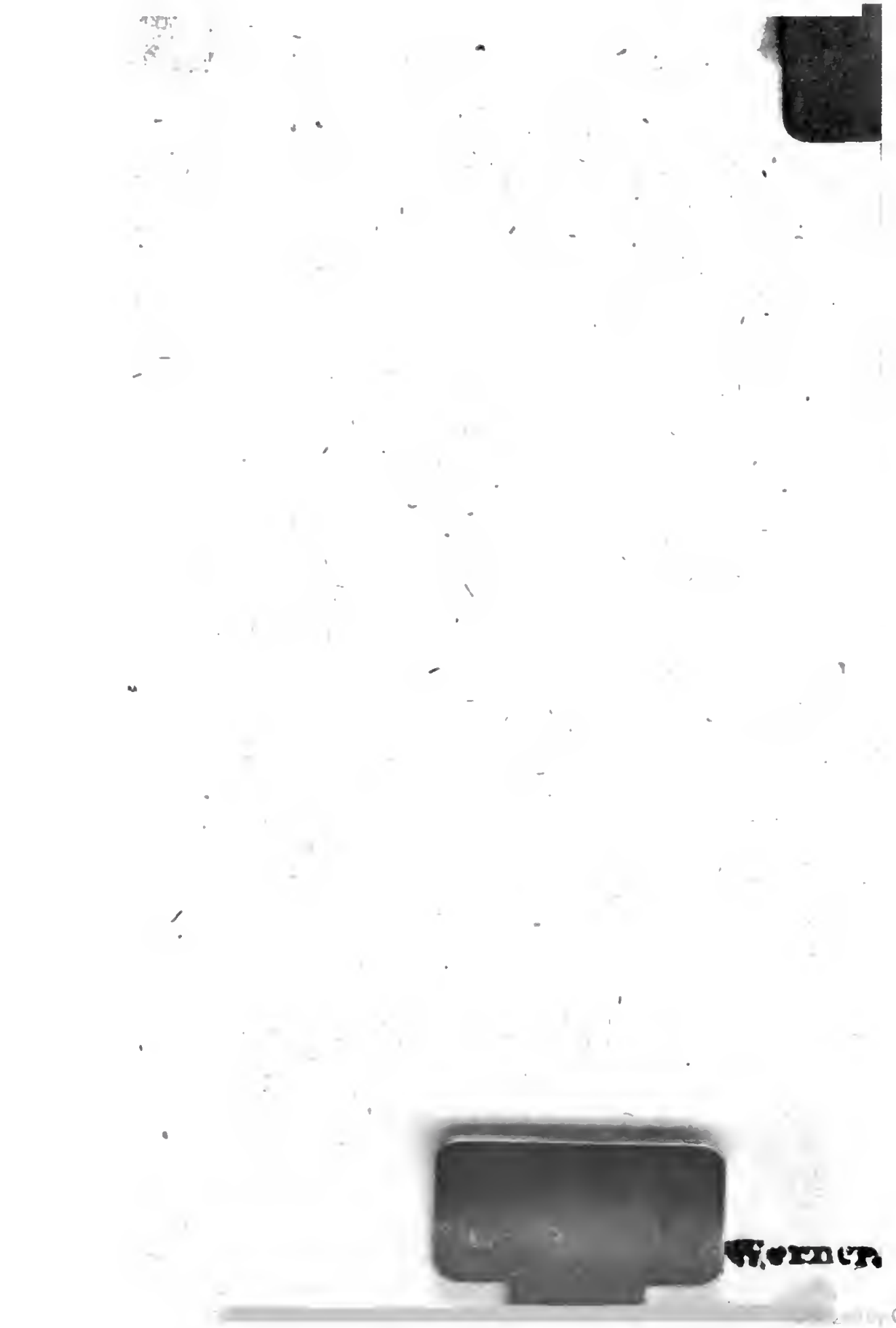
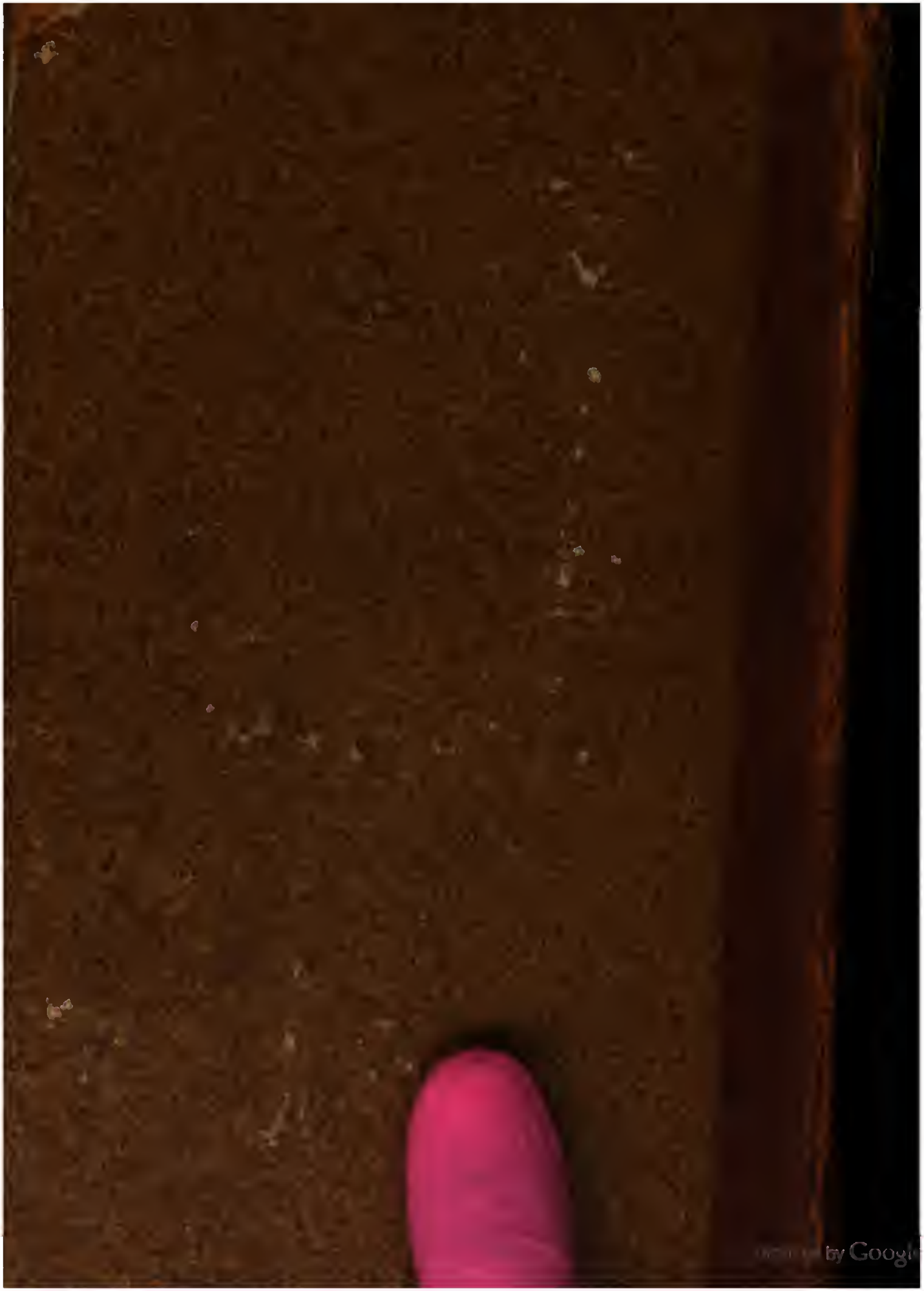
Reform und Reaktion.

Geschichts-Bibliothek für das Volk,

erscheint dies Werk in Heften von 8 Bogen kl. 8.

à 24 kr. oder 8 Sgr.

Einzelne Hefte kosten 36 kr. oder 12 Sgr.

Subscribenten-Sammler erhalten auf 10 Exemplare ein Frei-Exemplar. Ich verweise auf die dem Werke vorgedruckte Einleitung, welche das Interesse aller Leser anregen wird.

Johann Valentin Meidinger in Frankfurt.